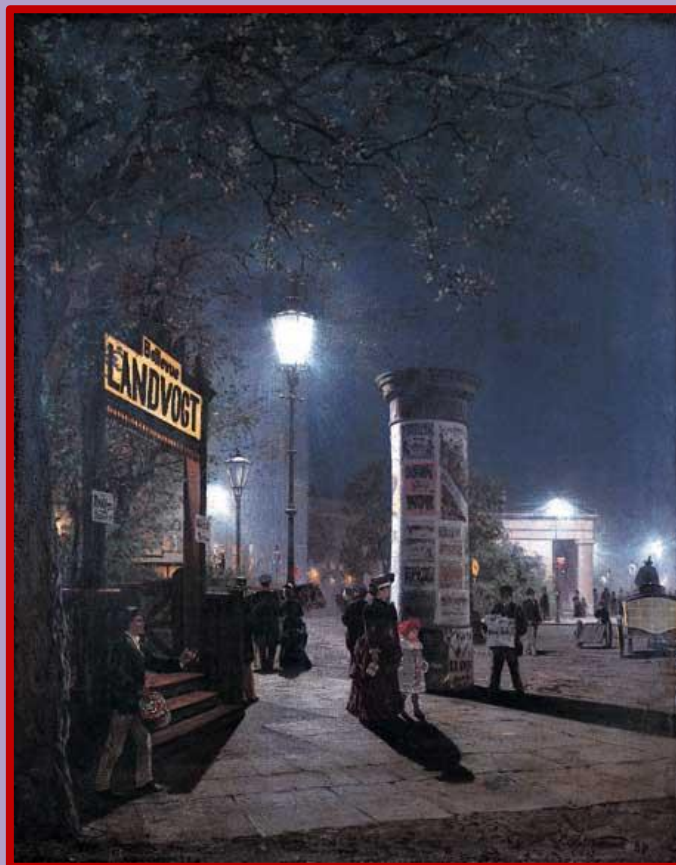


Konrad Telmann

Bohémien



Berlin 1895

www.autonomie-und-chaos.de

BERLIN 2013

Titelbild: Carl Saltzmann (1847-1923): Erste elektrische
Straßenbeleuchtung in Berlin (1884) (Quelle:
<http://www.museumsstiftung.de/>, gefunden bei Wikipedia)
(Die anlage wurde am abend des 20. september 1882 am
Potsdamer Platz in betrieB genommen.)

Die originalausgabe dieses romans erschien 1895
bei der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung Berlin.
Diese erste neuausgabe enthält
ein biobibliographisches nachwort
von mondrian v. lüttichau.

2. auflage

© 2013 VERLAG AUTONOMIE & CHAOS BERLIN
Mondrian w. graf v. lüttichau

ISBN 978-3-923211-24-1

Diese online-ausgabe kann für den eigengebrauch
kostenfrei heruntergeladen werden.

Als Wolfgang Vogler zwischen elf und zwölf Uhr nachts die Friedrichstraße zwischen der Mohren- und Kochstraße hinabschlenderte, wußte er eigentlich selbst nicht, warum er es that. Er hatte noch keine Lust, schlafen zu gehen, obgleich er müde genug war, und er mochte in keine Kneipe gehen, weil er kein Geld dafür überflüssig hatte. *Irgendetwas erleben!* dachte er, *irgend eine Anregung, einen Gedanken finden! Das liegt ja doch hier alles auf der Straße in Berlin, bloß aufheben muß mans. Und dann endlich mal etwas Besondres schreiben, etwas Bleibendes, etwas Großes, – nicht immer diesen Alltagskram, dies Durchschnittszeug. Teufel auch, man wird ja das doch ebenso gut können, wie andre. Bloß dieser Tagesfroh, dieser elende, macht Einen müde und unlustig. Wenn man frei wäre – ! Ha, he, ob mans da nicht auch könnte! Und da brüsten sie sich mit ihrem größeren Talent und haben schließlich nichts vor uns voraus, als daß sie sorgenfrei aus dem Vollen heraus arbeiten können. Ja, dann freilich, meine Herren! Aber es muß ja auch so gehen. Wenn man nur erst einmal etwas packt, – da gehts Einem auf, ja, ganz gewiß: da gehts Einem auf!* Er fuchtelte ordentlich mit den Händen in der Luft umher vor innerer Erregtheit.

Bald danach kam aber wieder eine gewisse Verzagttheit über ihn. *Die graue Alltagsstimmung* pflegte er das zu nennen. Am Ende konnt er doch wirklich nichts, war nur so einer von den vielen Durchschnittsarbeitern. Oder wenigstens so konnt er nichts, wie es jetzt war. Man müßte freilich erst einmal eine Probe in der Freiheit anstellen können, ehe man klar darüber wurde. Pah! Dazu war auch gerade Aussicht! Und am Ende: in so einen goldenen Käfig hineinkriechen, etwa wie Fritz Doppler – brr! Nein, danke schön, lieber nicht. Dazu mußte man denn doch erst seine Selbstachtung so ziemlich an den Nagel gehängt haben. Und der hatte es nun ja auch erst recht zu nichts gebracht. Im Gegenteil: der war in Reichtum und Überfluß geradeswegs zu Grunde gegangen, der hatte sein brillantes Talent, mit dem das Wolfgang Voglers überhaupt gar nicht in einem Atem genannt werden konnte, verloddert und verzettelt und war ein wohlbehäbiger Spießbürger geworden, der seine Coupons schnitt und im seidenen Schlafrock die feinsten Cigarren rauchte, die es überhaupt gab.

Blos schreiben kann er nichts mehr, dieser reiche, behagliche Herr; wenigstens that ers nicht mehr, mochts wohl nicht mehr der Mühe für wert halten. Nein, so lieber nicht! Um den Preis nicht! Aber wenn man wirklich geliebt wurde, – das wars! Fritz Doppler hatte eben einfach eine reiche Heirat gemacht, um aus der Misère so einer Berliner Litteratenexistenz herauszukommen, – weiter nichts. Die Frau war ihm ganz gleichgültig dabei gewesen, die hatte er so mit in den Kauf genommen. Eine gute, dicke

Frau mit ausgesprochenen Spießbürger-Allüren und gar keinem Sinn fürs Moderne. In ihrer Art hatte sie ihn ja auch wohl recht gern gehabt und hatte ihn immer noch gern, ihren Fritz. Aber das wars eben doch nicht, was Wolfgang meinte, das ganz und gar nicht. Eine wirkliche, große Liebe, und dann unabhängig und dann etwas schaffen, – in Freiheit, – etwas Eigenartiges, Forttreißendes, – das wars, davon träumte er. Und schließlich – so etwas gabs ja doch, das konnte ja doch vorkommen. Warum sollt es nun just ihm nicht widerfahren? Bloß weil er zeitlebens Hans der Träumer gewesen? Nun, er mußte die Augen jetzt eben aufmachen, – möglichst weit aufmachen.

Hier in der Friedrichstraße sah er freilich heute trotzdem nichts neues. Das hatte er alles schon hundertmal gesehn. Auch die Menschen, die da vorüber hasteten oder schlenderten, kamen ihm alle merkwürdig bekannt vor, trotzdem er keinen einzigen mit Namen nennen konnte und sicher nie mit einem von ihnen gesprochen hatte. Vielleicht, ja, wahrscheinlich hatte er sie auch überhaupt noch niemals gesehn; aber es waren jene Straßentypen, die man um diese Zeit hier immer traf. Er kannte sie, sie interessierten ihn nicht mehr. Und eigentlich hätte er jetzt lieber nach Hause gehen sollen. Der Wind fegte, im Grunde genommen, recht unfreundlich und markdurchfröstelnd die lange Straße hinauf, trotzdem Frühling im Kalender stand und es Wolfgang Vogler manchmal, wenn er die Augen auf ein paar Sekunden schloß, war, als athmete er von irgend woher einen Blütenduft, – er wußte nicht recht, von welchen Blumen; warens Hyazinthen, Krokus, Veilchen oder was sonst? Jedenfalls hatte ihn diese Frühlingsahnung, die wahrscheinlich keinem andren Menschen um diese Zeit und an diesem Orte kam, als ihm, wohl in eine so eigentümlich hoffnungsvolle Stimmung versetzt, als ob sich nun plötzlich in seinem Leben etwas ereignen und alles wenden müsse, obgleich doch hundert gegen eins zu wetten war – –

Zum zweiten Male kam nun schon das Mädchen an ihm vorüber, diesmal von rückwärts her, und immer in derselben Gangart, als ob sie hier auf den Trottoirs gerade so eine nächtliche Frühjahrspromenade machte, wie er selber! Und dabei war das nicht etwa so Eine – Gott bewahre! Die kannte er, die sahen anders aus. Diese hier war zwar ziemlich ärmlich gekleidet, sie schien nicht einmal einen Hut aufzuhaben, sondern hatte sich ihr Umschlagetuch von rückwärts her über den Kopf bis in die Stirn hineingeschlagen. Und sie sah ihn auch gar nicht an, er existierte gar nicht für sie, obschon er doch mit seiner schlanken Gestalt und seinem schwarzen Schnurrbart sonst nicht so ganz unbeachtet zu bleiben pflegte, im Gegenteil. Er reckte sich willkürlich ein bischen mehr in die Höhe.

Man hätte eher denken können, daß dieses Frauenzimmer hier in verzweiflungsvoller Stimmung zu nächtlicher Stunde auf und ab lief, wenn ihr Gang nur nicht zu gemächlich dafür gewesen wäre. Es gab da offenbar gar nichts für einen Romanschriftsteller zu wittern. Etwas ganz alltägliches. Anders traf ers ja nun mal nicht. Kein Mensch sonst außer ihm kümmerte sich auch um dies weibliche Wesen, soviele an ihr vorüberkamen. Ein Dienstmädchen – nein! Die da sah doch anders aus. Ihr Gesicht hatte er freilich noch kaum gesehn, es war auch so ziemlich von dem dicken,

grauen, häßlichen Tuch eingehüllt. Aber der Gang, die Haltung – nein, nein, keine Rede davon! Aber wer war sie denn? Und vor allem: was wollte sie hier? Ein Rendez-vous? Es machte gar nicht den Eindruck. Sie sah sich ja gar nicht um, sie ging immer nur gleichmäßigen Schrittes die Straße weiter hinab, kehrte dann nach dreihundert Schritten um und ging wieder ebenso hinauf. Das war doch abgeschmackt. Das mußte sie doch nicht thun, wenn man sie nicht für so Eine halten sollte.

Es ging ihn freilich nichts an. Aber aus Menschenfreundlichkeit konnt ers ihr ja doch sagen. Und natürlich dabei ihr neugierig zwischen die Tuchfalten da oben blicken. Warum nicht? Ein Abenteuer erlebte er heute Nacht doch nicht mehr, ereignen würde sich doch nichts mehr. Also: bevor er nach Hause ging –

"Fräulein! Hören Sie, Fräulein!"

Er war stehen geblieben, als das Mädchen – oder wars eine Frau? – zum dritten oder vierten Male an ihm vorüber wollte, immer ohne ihn anzusehn, immer mit denselben zierlichen, elastischen Schritten, die ihm zu allererst aufgefallen waren. Die Angeredete schien einen Augenblick zu schwanken, ob sie stehn bleiben sollte, aber sie wußte auch nicht gewiß, ob der Ruf wirklich ihr galt. Plötzlich drehte sie sich aber ganz entschlossen auf ihren Hacken nach Wolfgang um. "Meinen Sie mich? Was wollen Sie von mir?"

Es klang kühl und ablehnend. Gar nichts Furchtsames war in der hellen, silberigen Mädchenstimme, eher etwas Herausforderndes, das aber doch nicht keck, sondern beinahe vornehm klang. Wolfgang war sehr erstaunt über diesen Ton und diese Stimme, er bekam förmlich einen Schreck davor. Das war doch nicht am Ende – er starrte das Mädchen ganz verdutzt an, er wußte gar nicht mehr, was er sagen sollte. Plötzlich zog er den Hut und stammelte: "Entschuldigen Sie! Ich wollte Ihnen bloß den guten Rat geben – nehmen Sies nicht übel – aber ein junges Mädchen, das ganz allein um diese Stunde hier auf und ab geht – Sie wissen das vielleicht nicht so – Sie sollten das lieber nicht thun, Fräulein!"

"Na, und was geht Sie denn das an?" Diesmal klang halb beluastigt, und die Stimme hatte jetzt ein solches Gemisch von Berlinisch und Thüringisch an sich, daß schon dies Wolfgang anheimelte.

"Da haben Sie nu im Grunde recht," sagte er in ganz unverfälschtem Koburger Dialekt, den er in Berlin sonst so ziemlich abgestreift hatte. "Aber es ist wirklich gut gemeint, Fräulein, und ein voller Ernst. Übrigens scheinen wir so beinahe Landsleute zu sein, wie?"

"Scheint mir auch so." Und nun lachte sie so hell auf, daß es Wolfgang ordentlich einen Ruck gab. Sie gefiel ihm sehr. *Wenn sie das verdammte Tuch nur mal heraufschlagen wollte!* dachte er, während er einstweilen ihre großen, lustigen Augen studierte, über

deren Farbe er nicht recht klar werden konnte. "Das heißt: ich bin aus dem Meiningenschen." setzte sie munter hinzu. "Und so furchtbar gefährlich muß es ja wohl gar nicht sein, hier zu promenieren, denn ich thu das nun beinahe alle Tage und kein Mensch hat mir noch was angethan."

"So?" machte Wolfgang gedehnt. "Und angeredet auch nicht?"

"Gott bewahre, nein! Sie sind der Allererste."

Nun lachten sie alle beide. "Na, da können Sie von Glück sagen, Fräulein. Aber das kommt dann blos von Ihren Zahnschmerzen her."

"Zahnschmerzen?" Sie sah ihn ganz verwirrt an. Sie mochte einen Augenblick glauben, daß es nicht ganz richtig mit ihm sei.

"Na ja, wenn Sie keine Zahnschmerzen hätten, würden Sie sich mit dem Tuch da doch nicht so reinpummeln!"

"Ach so! Das heißt mit andern Worten: Sie sind neugierig, was da eigentlich drunter steckt, nicht? Sehen Sie, ich bin auch schon helle, nicht? Ja, in Berlin lernt man das ziemlich rasch. Und dadrin haben Sie auch ganz recht: ich hab einen förmlichen Schutz an dem Tuch." Und sie zog es zu beiden Seiten ihres Gesichts noch ein bischen dichter an. In ihren Augen sprühte es dabei von spitzbübischem Behagen.

Sie gefiel Wolfgang immer mehr. Und jetzt hatte ers auch herausgebracht. "Sie sind grau", sagte er, halb für sich. Graue Augen hatte er immer geliebt. "Alles in allem, Fräulein", setzte er hinzu, "möcht ich immer noch wissen, weshalb Sie hier eigentlich herumlaufen. Ein Pläsir kann das doch nicht sein. Um diese Zeit! Und kalt ists auch. Und zu sehn ist gar nichts. Ja, wenna bei Tage wär!"

"Wär mir auch lieber. Bloß daß ich da keine Zeit hab."

"Begreif ich. Aber einen besondern Grund muß es doch haben. Es ist gleich Mitternacht."

"Um so besser, dann kann ich nun gehen. Sie brauchen sich nun nicht weiter um mich zu beunruhigen. Gute Nacht." Sie machte ihm einen ganz zierlichen Knix.

"Ah!" machte Wolfgang in bedauerndem Ton, "nein, erlauben Sie mal, so geht das aber nun doch nicht. Als Landsmann fühle ich mich zum mindesten verpflichtet, Sie nach Hause zu begleiten."

"Ist wirklich nicht nötig. Ich wohne hier ganz nahe, in der Taubenstraße."

"Das ist gerade mein Weg. Sie werden mir also wohl erlauben – besser ist besser. Wir Thüringer müssen zusammenhalten. Und Proletarier sind wir ja auch wohl beide, enterbte, – der eine so, der andere so – hungernde Arbeiter –"

"Danach sehn Sie aber ganz und gar nicht aus", sagte sie mit einem Seitenblick voll ehrlichen Erstaunens.

"Ist aber doch so", erwiderte und hielt sich an ihrer Seite, während sie nun der Taubenstraße zuschritt. "Der Schein trügt. Ich bin vielleicht ärmer, als Sie, Fräulein. Und wenn man denkt, was Unsereins alles gelernt hat, teils aus Muße, teils freiwillig, und dann dies –"

Sie schien immer noch nicht recht zu wissen, ob er ihr auch nicht etwa bloß etwas weismachen wollte. Ihre Augen glitten wieder über ihn hin. Sie taxierte seinen Anzug, der freilich schon ein bisschen schäbig aussah, Hut und Stiefel, die er trug, und wurde etwas nachdenklich. "Ärmer, als ich", wiederholte sie, halb fragend. "Na, das nun doch wohl nicht. Aber gut zu gehen scheint Ihnen auch nicht. Na, wies kommt. Man muß sich so durchschlagen durchs Leben. Unterkriegen lassen muß man sich deshalb noch lange nicht."

"Für was halten Sie mich denn? Raten Sie mal! Ich möchts wissen."

"Sie? Na –" sie zuckte mit den Schultern. "Was werden Sie groß sein? Ein stellenloser Kommis – nein, das nicht. Denn also wohl ein verbummelter Student."

Er lachte laut auf über die ruhige Ehrlichkeit, mit der sie das sagte. "Beinah so was wirds ja wohl sein. Eigentlich stimmts sogar ganz genau. Studiert hab ich, aber nicht ausstudiert, hab kein Examen gemacht und – da sitz ich nun. Ich hab mir nämlich eingebildet, ich könnt was viel besseres, als so die tausend und abertausend, und Schulmeister gäbs mehr als genug in der Welt, besonders so mittelmäßige, wie ich einer geworden wär. Und da hab ich mich aufs Schreiben verlegt, – wissen Sie: so aufs Geschichtschreiben. Das können aber andere auch, sehr viele andere sogar, und wie's scheint, besser, als ich. Denn sie bringens zu was und ich nicht. – Nun möcht ich aber auch wissen, was Sie sind, Fräulen, und warum Sie bei nachtschlafender Zeit –"

Sie hatte ihm sichtlich gespannt zugehört und die offene, ungekünstelte Art, in der er ihr von sich sprach, machte Eindruck auf sie. Nun unterbrach sie ihn. "Davon können Sie gar nicht weg, scheint's. Und es ist ja auch wirklich was ungewöhnliches. Aber die Sache ist so einfach. Ich habe mein Bett nicht eher frei, als um Mitternacht."

"Was?" fragte er gedehnt und blieb stehn.

"Ja, ja," kams halb belustigt, halb trotzig zurück, "es ist wirklich so. Was machen Sie für Augen dazu? Ich hab nämlich einen Onkel hier, der ist Droschkenkutscher. Der ist mein Vormund und ist überhaupt schuld dran, daß ich nach Berlin gekommen bin.

Wenn du mal irgendwo in der Welt zu was bringen kannst, Lene, hat er gesagt, denn bloß in Berlin. Weiter giebts eigentlich heutzutage gar nichts mehr. – Ach, du großer Gott! Na, man glaubt ja so was. Und bei uns in dem kleinen Nest hats mir nie besonders gefallen. Seit die Eltern tot waren, schon gar nicht mehr. Anhang hatt ich nicht weiter. Also hab ich mich nicht lange besonnen, sondern bin Hals über Kopf aufs Geratewohl hierher. Na, das gab ne hübsche Bescherung! Geheult hab ich die langen, lieben Tage vor Herzensangst und Kummer und Reue. Keine Stelle für mich zu finden, und diese Misère, in so ner großen Stadt mutterseelenallein von Pontius zu Pilatus laufen müssen, – und wie aufn Kopf geschlagen man sich hier vorkommt! Na, und denn die Wirtschaft mit den Mannsleuten!"

"Wieso denn?" fragte Wolfgang und zog seine Stirn in strenge Falten.

Sie waren inzwischen an dem Hause, wo das Mädchen wohnte, offenbar bereits angekommen, denn sie hielt einen Augenblick zögernd vor einer Haustür den Schritt an. Aber der Gegenstand hatte sie viel zu sehr in Eifer gebracht, als daß sie jetzt hätte abbrechen mögen, und langsam weiterschleudernd entgegnete sie: "Na ja, gewiß doch. Immer hinter einem her, und Einem heimlich in die Ohren getuschelt und: *Schönes Fräulein!* hier, *Schönes Fräulein!* da. Und denn solche Blicke und dies infame Lächeln, – na, es war schon schrecklich. Und die Augen sind mir gehörig dabei aufgegangen. Bei Tage hatte man schon keine Ruhe, nu aber erst bei Dunkelheit! *So allein, schönes Kind? – Wohin denn so eilig, mein Fräulein? – Darf ich Sie nicht ein bisschen begleiten, Fräuleinchen?* So geht das in einem fort. Ein halbwegs anständiges Mädchen weiß gar nicht wo aus und ein. So Eine kann hier gar nicht allein über die Straße gehen. Das ist doch schrecklich. Na, ich hatts gründlich satt. Am liebsten wär ich nach ein paar Wochen wieder auf und davon. Bloß daß ich schon gar kein Reisegeld mehr hatte. Und denn: wohin auch? Nach unsrem Nest zurück, das hätt mich doch zu sehr geniert. Da hätten sie Einen ja so ausgelacht, daß man gar keine Ruh mehr gehabt hätt. Und in die weite Welt als alleinstehendes Mädchen, ohne Geld, auf gut Glück, – das wär doch zu leichtsinnig gewesen. Also die Zähne zusammengebissen und hiergeblieben, weiter gabs ja nichts. Aber bis man irgendwo was zum Unterkriechen gefunden hat, – du lieber Gott! Davon könnt man drei Tage und drei Nächte erzählen. Diese Laufereien! Diese Scherereien! Und denn haben sie Einen in den Geschäften auch noch immer so angesehen und gefragt, und die Herren, die was zu sagen hatten, wollten Einem schönthun – Na, kurz und gut: das war ne Sache! Lieber gar nicht mehr von reden, wissen Sie!"

Sie holte tief Atem. – "Na, sehn Sie," sagte Wolfgang, der sich immer mehr in die Rolle eines väterlichen Beraters hineinfühlte, "und dann waren Sie vorher grenzenlos erstaunt darüber, daß ich Ihnen den wohlgemeinten Rat gab, lieber nicht da drüben in der Friedrichstraße immer auf und ab zu laufen! Dabei fällt mir ein: Sie wollten mir doch eigentlich erklären, weshalb Sie erst um Mitternacht zu Bett gehen können. Davon hab ich aber noch nichts erfahren."

"Das kommt nu gleich, das hängt alles miteinander zusammen. Mein Onkel muß nämlich um Mitternacht auf seinen Stand, der ist Nachtdroschke. Also hab ich gar kein eignes Bett, verstehn Sie? Tante meint, das wär nicht nötig, sondern die purige Verschwendung. Und wir habens ja auch wahrhaftig nicht dazu, – du lieber Gott! Also lös ich mich mit Onkeln ab, das geht ganz gut. Wenn er morgens wiederkommt, bin ich schon weg." Sie kehrte plötzlich, wie sich besinnend, um und ging die Straße wieder zurück.

"Was machen Sie denn?" fragte er.

"Wir sind schon vorbei," erwiderte sie mit einer gewissen Verlegenheit, "ich habe nicht Acht gepaßt."

Wolfgang hatte eine warme, wohlige Empfindung, – er wußte nicht recht, warum? Aber er sagte in seinem angenommenen, väterlichen Ernst: "Sie könnten dann doch aber zu Hause lieber warten, bis Ihr Bett frei ist, statt auf der Straße –"

"Nein," meinte sie ganz ruhig, "das geht auch wieder nicht gut. Sehen Sie: ich komme so spät ausm Geschäft, wie irgend möglich, denn die Überstunden werden extra bezahlt, – ich bin in einem Geschäft von künstlichen Blumen, – und wenn ich denn mein bischen Abendbrot, das ich immer bei mir habe, in dem schönen, warmen Lokal, wo wir arbeiten, aufgegessen habe, ist Tante schon längst zu Bett und Onkel natürlich erst recht. Lampe brennen darf ich nicht. Na, was soll ich da nu in der Dunkelheit aufm Strohstuhl sitzen und hab die schlechte Luft? Da schlaf ich vor lauter Langerweile bloß ein und denn thun mir die Glieder nachher weh. Lieber lauf ich draußen rum. Das thut Einem gut, wenn man so seine zwölf Stunden und mehr auf einem Fleck gesessen hat, daß man denkt, man kommt gar nicht mehr vom Stuhl in die Höhe. Und man erfrischt sich ordentlich ein bischen an der Luft, wenn sie auch nicht so ist, wie bei uns zu Hause. Jetzt, wo der Sommer kommt, wirds erst recht so am besten gehen. Bisher wars ja manchmal n bischen kühles Vergnügen."

"Was wird aber dann mit dem Tuch?" fragte Wolfgang, den ihre heitre Ungezwungenheit immer lebhafter ansprach. Sie verstand nicht gleich. "Nun," sagte er, "im Sommer können Sie sich doch nicht mehr in das dicke Wollentuch einwickeln. Und dann –"

Jetzt lachte sie hell auf. "Ach so! Deswegen! Sie meinen: denn geht die Geschichte mit den Männern wieder los. Daran hab ich noch gar nicht gedacht. Na, da wird sich auch schon noch ein Ausweg finden. Radikal geholfen hats ja so nicht." Es blitzte in ihren Augen.

"So?", nmachte er gedehnt. "Sie sagten doch –"

"Ja." Und sie zwinkerte ihn von der Seite an. "Bis heute. Aber heute –"

"Aha! Das geht auf mich. Bei mir war das aber doch ganz was anderes, Fräulein. – Weshalb bleiben Sie denn nun stehn?"

"Hier oben wohn ich."

"Ah!", machte er in bedauerndem Ton. "Könnten wir nicht noch einmal –? Bitte!"

"Nein, nein, nein, jetzt ists genug. Ich will schlafen. Es wird so schon nie genug. Wissen Sie, was mein größter Wunsch im Leben wär? Ein einziges Mal ausschlafen können, – so recht, recht lange, ohne daß Einen irgendwas weckte oder störte. Muß das gut sein! Ah!" Und sie reckte die Arme in die Luft. Dabei glitt das Umschlagtuch ein wenig von der Stirn zurück und ließ das helle Blondhaar darüber im Laternenlicht aufflammen. "Aber nun gute Nacht! Und ich dank auch recht schön für die freundliche Begleitung." Sie knixte wieder, halb spöttisch, halb übermütig.

"Aber so werden Sie doch nicht weggeh'n, Fräulein", sagte er ganz erschreckt, als sie Miene machte, ins Haus zu treten, das sie sich rasch aufgeschlossen hatte.

Sie sah sich lächelnd nach ihm um, die Linke am Thürgriff. Das volle Gaslicht vom Portal des Nachbarhauses fiel jetzt auf ihre schlanke Gestalt. Und das Tuch glitt ihr vollends auf die Schultern herab; teils mochte es durch die rasche Kopfbewegung verursacht worden sein, teils aber geschahs zweifellos mit Absicht. Eine neckende Gefallsucht lag darin. Und Wolfgang sah nun das feine Oval des Gesichts mit dem pikanten Stumpfnäschen und dem großen, lachenden Mund. Die hellen Haare, die am Hinterkopf in dicken Flechten aufgesteckt waren, wirrten und flirrten um die Schläfen. "Ah!", machte Wolfgang unwillkürlich. Sie war wirklich hübsch und sie wußte das.

"Wie meinen Sie das, daß ich so nicht von Ihnen gehen kann?", fragte sie halb naiv, halb kokett, that aber so, als merkte sie von seiner Bewunderung nichts.

"Sie müssen mir doch erst einmal ordentlich *Adieu* sagen und dann –"

"Na?", fragte sie, als er stockte, und reichte ihm die Hand.

Er hielt sie fest. "Wir müssen uns doch wiedersehn, Fräulein."

"So? Wozu denn?" Ihre Hand zerrte und zuckte in der seinen.

"Sie haben mir nun von sich erzählt, ich muß Ihnen doch auch von mir erzählen. Das ist nicht mehr, als recht und billig ist. Oder bin ich Ihnen so unangenehm?"

"Ach, ich kenn Sie ja gar nicht."

"Nun also – morgen komm ich wieder. Übrigens heiß ich Wolfgang Vogler."

"Und ich heiß Helene Bach. Aber wiederkommen – nein, ach nein, lassen Sie das nur lieber! Wissen Sie – ich lieb das nicht. Ich will ein für allemal mit so was nichts zu thun haben. Ich hätt Ihnen heute auf Ihre Anrede auch gar nicht antworten sollen. Ich thu das sonst nie. Es hat mich nur mal so gestachelt. Lassen Sie mich jetzt los, bitte, ja? Wenn mein Onkel uns so sähe oder die Tante – na, das gäbe was! Ich geh mit Keinem, verstehn Sie! Das hätt ich sonst schon lang haben können, – lieber Gott. Ich bin nicht so, wie die andren, ich hab da kein Vergnügen dran. Ich will arbeiten und mir nichts einrühren. Und also nochmal: Adieu! Gute Nacht!"

Und damit wandte sie sich, – ihre Hand hatte er schon vorher freigegeben, – nickte ihm noch einmal zu und trat flink ins Haus.

"Ich komm aber doch wieder", rief er ihr nach, während die gelbe Haustür sich knarrend hinter ihr schloß.

Er stand noch eine kleine Weile da und horchte auf ihre Schritte, die im Innern verhallten. Dann sah er nach der Nummer über der Thür und betrachtete sich das Haus. Ein alter, baufälliger, schmalbrüstiger Kasten, dem die Nebenhäuser schier den Athem benahmen. Es schien förmlich auf den Augenblick zu lauern, wo man es abreißen würde. Alle Fenster dunkel. Lene mußte nun doch schon oben sein, – drei Treppen; mehr gabs nicht in dem Hause. Aber wie dumm! Natürlich wohnten sie doch nach hinten heraus. Da konnt er hier stehn und auf ihren Lichtschein warten, bis er schwarz wurde. Übrigens auch sonst eine kuriose Idee. Wie'n verliebter Primaner! Und es war eigentlich kalt genug und er müde genug, um nach Hause zu gehen. Mitternacht! Da hörte ers gerade schlagen. Jetzt ging Onkel Nachtdroschke auf seinen Stand –

Wolfgang lachte leise vor sich hin, während er, die Hände in den Taschen seines Überrocks, den Spazierstock über der Schulter, jetzt die Straße langsam hinunter ging und sich der Mauerstraße zuwandte, wo er wohnte. "Aber sie ist in jedem Fall reizend," sagte er sich, "es ist was Ursprüngliches drin, was Kraftvolles. Das erfrischt, das mutet an, wie'n Quelltrunk. Ich suche freilich ganz was andres, - etwas, was mich herausreißt; denn das hier würde mich im Gegenteil herunterziehn, – so oder so. Ich kann das da jetzt am allerwenigsten brauchen. Frei mich regen können, die gute Gesellschaft kennen lernen, – denn eigentlich kenn ich sie ja kaum, – mich unter lauter gebildeten, gutsituierten und sorgenfreien Menschen als ihresgleichen bewegen, – das wär etwas für mich. Da könnte man arbeiten, sich entwickeln, zeigen, was in Einem ist, – wenn man nicht wirklich bloß 'n erzvermaledeiter Stümper ist. Aber: sie ist reizend, – sie ist wirklich reizend!"

An der Ecke blieb er stehn. "Eigentlich wär jetzt ein Schlummerpunsch sehr angebracht", dachte er. "Schlafen kann man ja doch noch nicht. Und im Café Kaiserhof find ich sicherlich Irgendwen, dem ich erzählen kann – nein, das heißt: erzählen werd

ich keinem Menschen ein Wort von dieser Begegnung. Aber Einen, der einstweilen den Punsch für mich bezahlt, werd ich finden." Und er schritt dem Kaiserhof zu.¹



Vier Abende hintereinander ging Wolfgang immer um die nämliche Zeit die Friedrichstraße zwischen Mohren- und Kochstraße auf und nieder. Das erste Mal nahm er mit aller Bestimmtheit an, daß er die *blonde Lene*, wie er sie bei sich nannte, treffen würde, und es regte ihn gar nicht weiter auf. Als sie dann nicht kam und er müde und ärgerlich und durchfroren – denn es war beinahe winterlich kalt gewesen – um Mitternacht im Café Kaiserhof landete, dachte er: *Also morgen!* und nicht viel Weiteres. Am zweiten Abend war er schon etwas gespannt, ob sie kommen würde, und als er wiederum vergeblich sich müde gelaufen hatte, war er verstimmt. Er nahm sich diesmal vor, morgen nicht mehr wiederzukommen, die ganze Geschichte aufzugeben. Was sollte das denn auch? Was wollte er von dem Mädchen? Und nun spielte sie noch gar mit ihm! Wozu nur das? Er ließ nicht mit sich spielen. Wenn sie dachte, ihn beliebig an der Nase herumführen zu können – du lieber Gott! Es gab doch noch mehr solche Mädchen in Berlin. Und sogar recht viele, die sich ohne viel Federlesen mit ihm eingelassen haben würden, falls er – Aber er wollte das gar nicht, er hatte das satt. Sein Sinn stand nach ganz was andrem. Also –

Am dritten Abend war er aber doch wiedergekommen. Wollen doch sehn, wie lange sie die Spröde spielen wird, dachte er. Und er war ziemlich sicher, heute würde sie kommen und des Spiels genug sein lassen. Dann wurde er wütend, als sie nicht kam. Das ging denn doch zu weit! Was erlaubte sie sich da eigentlich! Sich so preziös zu machen! Wer war sie denn, daß sie dazu das Recht hatte! Es war ja unerhört, ihn so zu äffen.

Und trotzdem kam er am vierten Abend wieder. Schließlich: versprochen hatte sie ihm ja nicht, zu kommen. Verpflichtet war sie auch nicht dazu. Sie hatte ihm eigentlich sogar ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß sie nicht kommen werde und daß er sich nicht zu bemühen brauche. Er hatte das nur nicht für Ernst genommen, weil es seiner Eitelkeit wehe that. Außerdem konnte sie ja auch krank sein. Die Tante konnte ihr die nächtlichen Promenaden verboten haben, – woran diese Tante sehr recht gethan haben würde. Es gab alle möglichen Gründe, aus denen es natürlich und entschuldbar erschien, daß sie nicht da war. Nur daß es ihn unruhig und ungeduldig machte. Er wollte sie nun einmal wiedersehn, jetzt erst recht. Nach dem Warum? fragte er sich gar nicht, man brauchte nicht für alles einen stichhaltigen Grund zu haben; es war, wie es war. Und nun fiel ihm plötzlich ein, daß er sehr thöricht verfahren war, immer dort auf die blonde

¹ Der *Kaiserhof* war das erste berliner luxushotel. Es befand sich am wilhelmplatz, gegenüber der damaligen reichskanzlei. In dem dazugehörigen café lieferten sich im november 1889 anhängler der beiden naturalistischen dramatiker gerhart hauptmann und hermann sudermann (ein freund telmanns) eine saalschlacht. - Anfang der 30er jahre führte die NSDAP vom *Hotel Kaiserhof* aus ihren berliner wahlkampf.

Lene zu lauern, wo er sie zum ersten Mal getroffen hatte, während er doch einfach vor ihrem Hause in der Taubenstraße hätte so lange auf und nieder zu geben brauchen, bis sie kam. Entgehen konnte sie ihm da ja nicht, wenn sie überhaupt außerhalb des Hauses war.

Und am nächsten Abend versuchte er's auf diese Art. Richtig! Da kam sie. Nach beinahe zweistündigem, ungeduldigen Warten, als er schon die Taubenstraße, das Mädchen, das regnerische Wetter, sich selbst und die ganze Welt verwünscht hatte und ganz müde, abgespannt und weltschmerzlich am einem Hausthor lehnte, sah er sie von der Friedrichstraße her einbiegen. Heute war sie also dort gewesen, gerade heute, während er hier – Wütend ging er ihr entgegen. Wahrhaftig: sie hatte das graue Tuch noch, sie sah ganz so aus, wie damals. Wie elastisch ihr Gang war! Wie stolz sie den Kopf trug! Und es kam ihm vor, als leuchteten ihre Augen ihm dreißig Schritte weit schon voller Spottlust und Neckerei entgegen. Diese Hexe! Ihn zum besten hatte sie halten wollen, natürlich, – weiter gar nichts, weiter gar nichts. Aber sie sollt es büßen!

Als er ganz nahe war, sah er zu seiner Bestürzung, daß die blonde Lene ihn keineswegs spottlustig und neckisch, sondern streng und vorwurfsvoll anblickte. Er that aber ganz unbefangen. "Guten Abend, Fräulein", sagte er, den Hut ziehend, als ob es die natürlichste Sache von der Welt sei, daß er ihr hier begegnete.

"Guten Abend", erwiderte sie kühl und wollte vorüber. Dann besann sie sich aber eines andren, drehte sich zu ihm um und fragte: "Was soll das nun? Wozu ist das nun?"

"Sie werden mir doch wohl erlauben, hier spazieren zu gehen, Fräulein", sagte Wolfgang gekränkt.

"Ach," machte sie mit einer wegwerfenden Geberde, "was soll das Verstellen? Das hat doch keinen Sinn. Sie haben mir aufgelauert."

"Nun, und wenn das so wäre?"

"Ich finde das nicht hübsch von Ihnen. Ich habe Ihnen doch gesagt – Nein, es ist nicht recht, Sie beleidigen mich dadurch, wissen Sie das?"

"Nein, das ist mir neu", sagte er mit erzwungen überlegenem Ton. "Ich dachte im Gegenteil – Übrigens möchte ich mir eine Frage erlauben, Fräulein. Wenn Sie nicht als sicher angenommen hätten, daß ich Ihnen *auflauern* würde, wie Sie das zu nennen belieben, warum sind Sie an den letzten vier Abenden nicht durch die Friedrichstraße gegangen? Hm?"

Es entging ihm nicht, daß ein Anflug von einem Lächeln ihr den einen Mundwinkel ein wenig heraufzog und ihre Nasenflügel leicht vibrierten. "Das hab ich mir auch wirklich gedacht", sagte sie. "Ja wohl, und deshalb bin ich nicht gekommen. Aber daß Sie heute

auch noch da sein würden, das dacht ich denn doch nicht. Sie hatten nun Zeit genug, um's satt zu kriegen, und Sie sahen ja nun auch, daß es mir Ernst war."

"Daß es mir Ernst damit war, Sie wiederzusehn, das können Sie sehn," fiel er ein, "weiter gar nichts. Denn ein Vergnügen wars ja nicht gerade, hier Wache zu stehn. Aber ich wär noch mindestens ein halbes Jahr jeden Abend gekommen – Was lachen Sie?"

"Sie sind ein furchtbar komischer Mensch!" Und sie lachte noch einmal hell auf.

"Das hat bis jetzt noch Keiner gefunden. Aber nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen."

"Bin neugierig."

"Los werden Sie mich nicht, das sehen Sie nun wohl ein."

"Noch lange nicht! Es gibt noch tausend Mittel und Wege. Wenn ich erst weiß, daß Sie so sind –"

"Ja aber wozu denn das, Fräulein Lene? Sehen Sie mal, wir könnten ja ganz gute Freunde werden. Wozu wollen wir uns denn gegenseitig das Leben verärgern? Das thun andre Leute ja so schon genug, nicht? Also – Nun hören Sie mal. Das Wetter ist nichtswürdig; hier auf der Straße ist der Aufenthalt unerfreulich; eine Entschädigung dafür, daß Sie mich vier Abende genasführt haben, und eine Belohnung für meine Beharrlichkeit sind Sie mir schuldig; ein warmer Tropfen wird uns beiden gut thun, also –?"

Sie hatte erst vor sich hingelacht, – ein eigentümlich gurrendes Lachen, das Wolfgang an das der Tauben erinnerte, – nun aber wurde sie plötzlich sehr ernst und sah ihn mit einem Blick von oben herab an. "Was wollen Sie sagen?", fragte sie gedehnt.

"Daß es das einzig Gescheidte ist, jetzt zusammen hier irgendwo in der Nähe ein Glas Grog zu trinken und uns in aller Gemütlichkeit über den Berliner Frühling, über unser heimatliches Thüringen und über alles mögliche sonst zu unterhalten. Was meinen Sie?"

"Was fällt Ihnen denn ein, für was halten Sie mich denn eigentlich?"

"Für ein vernünftiges, anständiges Mädchen, das mit einem vernünftigen, anständigen Landsmann jetzt ein Glas Grog da drüben trinken wird, weil der Aufenthalt hier nicht besonders gemütlich ist. Ausnahmsweise habe ich heute nämlich Geld. Diesen Zustand muß man feiern. Na, und nun zieren Sie sich doch nicht lange, Fräulein Lene! Es ist ja wirklich nichts dabei. Sie müssen doch einsehn, daß Sie mir Revanche schuldig sind. Bis Mitternacht is noch ne Weile hin und solch warmer Schluck vorm Schlafengehn thut wunderbar gut. Nun lassen Sie sich mal erweichen! Ich werd auch furchtbar artig sein, – Hand drauf! Na? Haben Sie gar kein bischen Vertrauen zu mir? Und wenn ich so

schön brav *Bitte! Bitte!* sage? – Einmal ist keinmal, Fräulein Lene! Sehen Sie nicht so böß aus, das steht Ihnen nicht. Wenn Sie die Stirn so runzeln, gibts frühe Falten. Wär doch schade drum. – Na? Also? Nicht wahr?" Er machte eine einladende Armbewegung.

Das Mädchen hatte eine zeitlang sich bemüht, ernst und entrüstet auszusehn. Nun mußte sie doch wieder lachen. "Nein, man kann Ihnen wahrhaftig gar nicht böse sein. Sie sind zu drollig. Es ist eigentlich unrecht, – ich sollts nicht thun. Aber wenn Sie mir versprechen, daß Sie so was nicht wieder von mir verlangen wollen – Dies eine Mal – Sie scheinen ja wirklich nicht so zu sein, wie die andren. Also – aber denn rasch! rasch!"

"Gott sei Dank! Also: da unten, schrägüber, hab ich ein kleines Kaffeehaus mit Konditorei entdeckt. Da wirds ganz nett sein, denk ich. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?"

"Danke. Ich kann allein gehn."

"Wie Sie wollen." Als sie beim Straßenübergang ihr Kleid etwas in die Höhe nahm, sah er, einen wie zierlichen Fuß sie hatte. Er freute sich überhaupt darauf, nun endlich einmal mehr von ihr zu sehn, auf das warme Lokal und auf das Beisammensein. Der Vorschlag, auf den sie so zögernd eingegangen war, war ihm ganz plötzlich gekommen, er hatte vorher gar nicht daran gedacht. Er dachte überhaupt nicht mehr lange voraus, das hatte er sich abgewöhnt. Er nahm alles, wie es kam. Als er von dem Mädchen eigentlich wollte, wußte er gar nicht. Er machte sich das nicht klar. Er wollte auch wohl gar nichts von ihr. Sie gefiel ihm eben, – das war ihm völlig genügend.

"Erlauben Sie –" Und er stieß die Thür der kleinen Konditorei vor Helene auf. Eine heiße, von allerlei Kuchengerüchen erfüllte Luft schlug ihnen entgegen. "Ph!", machte Helene und riß sich mit einer instinktiven Bewegung das graue Tuch von Kopf und Schultern, "hier ists mollig."

Wolfgang stand einen Augenblick ganz betroffen. Sie war wirklich hübsch. Wie sie so schlank und frei dastand, hätt er sie gleich einmal in seine Arme schließen mögen. Die Lippen wölbten sich ihr ja förmlich, wie zum Kuß. Dabei war aber kein sinnliches Verlangen in ihm, nur die reine Freude an ihrer kecken, gesunden, keuschen Frische. Besonders ihr Haar gefiel ihm wieder. *In dieser weichen, blonden Fülle einmal nach Herzenslust wühlen*, dacht er, *das müßte hübsch sein.*

Es war kein Mensch mehr in dem kleinen Lokal, wo nur noch eine tief herabgeschraubte Gasflamme hinter einer zersprungenen Milchglasglocke brannte. Auf dem Ledersofa in einer Ecke schlief ein Frauenzimmer mit welken Zügen und einem verknitterten Kleide. Als die Eintretenen sich dem Ladentisch gegenüber niedergelassen hatten, der mit Tellern voller Kuchen und breiten Glaskasten voller

Konfitüren, alles unter einem ehemals weiß gewesenen Leintuch, bedeckt war, wachte sie auf und schurrte schläfrig heran. "In ner halben Stunde schließen wir", sagte sie mit einem schrägen Blick auf die fliegenbeschmutzte, altmodische Wanduhr. "Was wünschen Sie denn?"

"Zwei Gläser Grog", sagte Wolfgang. "Und gut muß er sein. Von wegen der Frühlingsluft. Brr! – Na, aber hier ists warm! Was meinen Sie, Fräulen Helene, essen wir was dazu? Wir wollen mal diese Schätze hier betrachten." Er stand auf und hob mit zwei Fingern vorsichtig das Leinentuch von den Kuchentellern in die Höhe.

Lachend trat das Mädchen neben ihn. Sie war jetzt in eine ganz muntre Laune gekommen; die warme Luft, der gute Geruch, die Einsamkeit hier, das Ungewöhnliche des ganzen Ereignisses, das sie sich vor einer halben Stunde noch nicht hätte träumen lassen und zu dem sie gekommen war, sie wußte nicht wie? – all das regte sie an und stimmte sie lustig. Der versteckte Übermut ihres Wesens brach sich durch. Sie kam sich hier frei und unbeobachtet vor, sie brauchte sich nicht im Zügel zu haben. Sie fing zu schwatzen und sich zu geberden an, wie ein Kind in der Freiheit. Ein halbes Kind mußte sie ja freilich auch noch sein. Wolfgang wurde nicht satt, sie zu betrachten, die Anmut ihrer Bewegungen, die Grazie ihres Wuchses.

Sie saßen nebeneinander an dem ovalen Marmortischchen auf dem schäbigen Lederdivan, aßen Kuchen, – immer einen nach dem andren; Lene suchte sie aus und jede neue Sorte war gerade immer ihr *Liebling* von Kinderzeiten her und er mußte ihn versuchen, – schlürften den heißen Trank, den Wolfgang viel zu süß und viel zu schwach fand, und plauderten und lachten miteinander, wie zwei alte Freunde. Wolfgang hatte in seinem Leben noch nicht so viel Kuchen gegessen, – er und Kuchen! Seit seiner Gymnasiastenzzeit nicht mehr; und selbst damals waren nicht allzu viele an ihn gekommen. Diese hier waren offenbar nicht einmal erster Qualität, sie waren nicht frisch, der Rahm darin war säuerlich und das Eingemachte müffig, aber sie schmeckten ihm vortrefflich. Denn jeden hatte Lene in ihren Fingern gehabt, – merkwürdig kleinen, zierlichen Fingern; – und schließlich nahm er sogar keinen mehr, den sie nicht vorher angebissen hatte, obgleich sie das *recht verdreht* fand, trank auch aus ihrem Glase, trotzdem sie ihm auf die Finger schlug, wenn sie's merkte, und war in glücklichster Laune. Dazu sang nur die Gasflamme unter der fliegenüberklebten Decke, und das welke Frauenzimmer, das die beiden bedient hatte, schnarchte drüben in ihrer Ecke.

"Herr Gott, sind wir aber üppig!", sagte Lene plötzlich, einen letzten Kuchenrest zwischen die weißen, spitzen Zähne schiebend. "Wir benehmen uns eigentlich ganz schlecht. Überhaupt: wenn Tante davon ne Ahnung hätte!"

"Ich wundre mich schon lange, daß Ihre Tante so unbesorgt dabei ist, wenn Sie immer erst um Mitternacht nach Hause kommen, Fräulein Lene."

Es war halb im Scherz gesagt, aber Lene warf den Kopf zurück. "Sie weiß, daß sie sich auf mich verlassen kann. Sie weiß, mit wem sie's zu thun hat." Sie war plötzlich ernst geworden, eine Falte war zwischen ihren Brauen sichtbar. "Jetzt geh ich", fügte sie hinzu und stand auf.

"Aber Fräulein Lene!" Er sah ganz bestürzt aus und hielt ihr die zusammengelegten Hände wie beschwörend entgegen. "Thun Sie mir doch das nicht an! Jetzt wirds ja erst nett! Und ich habe noch solchen Hunger."

Sie schüttelte den Kopf. "Nein, nein, ich muß fort. Sie können ja noch bleiben. Ich hab Ihnen ja gleich gesagt: nicht auf lange! Es war überhaupt nicht recht. Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich dazu gekommen bin. Ich hätts nicht thun sollen. Sie können nun denken, daß das alles bloß solch Gethue mit mir gewesen ist, – mit dem Tuch und alles!"

"Warum nicht gar! Für so Einen werden Sie mich doch wohl nicht halten, Fräulein Lene. Ich weiß ganz gut, mit wem ichs zu thun habe. Aber daß Sie jetzt gehn wollen – ! Sehen Sie: das ist nicht hübsch von Ihnen. Ich wollt Ihnen doch von mir erzählen, – haben Sie das schon wieder vergessen? Bis jetzt sind wir noch nicht dazu gekommen. Und nun laufen Sie weg!"

"Das ist wahr", sagte sie, etwas zögernd, und zupfte an ihrem Tuch, das über der Diwanlehne hing, "aber –". Dann schlug sie es um: "Ein ander Mal."

"Ah!", machte er unwillkürlich und seine Augen glänzten. "Das läßt sich eher hören. Eigentlich muß ich ja denken, es wäre nun für immer aus und vorbei. Denn *auflauern* darf ich Ihnen doch wohl nicht mehr. Aber wenn Sie morgen also wieder hier sein wollen –"

Nun lachte sie wieder. Ihre Unmut von vorher schien verflogen. "Davon hab ich nichts gesagt!"

"Dann sagen Sie's jetzt!"

"Wär noch schöner. Alle Tage hier sitzen und Kuchen essen und heißen Wein trinken – Solche Schlamperei! Nein, nein, das war ein Mal.- Haben Sie denn soviel Geld? Ich nicht. Solch Leichtsinn! Nein, mich bringen Sie nicht mehr dazu!"

"Nun also! Dann sagen Sie was andres!"

"Wieso was andres?"

"Wann und wo wir uns morgen wiedersehn wollen. Mir ist alles recht."

"Ich hab ja noch gar nichts davon gesagt, daß wir uns morgen wiedersehn wollen."

"Na, dann übermorgen."

"Ach, mit Ihnen! Mit Ihnen ist überhaupt gar nicht zu reden."

"Sie haben aber doch gesagt: ein ander Mal! Also – Ich will Ihnen mal einen Vorschlag machen. Übermorgen ist Sonntag. Da haben Sie doch frei?"

"Nachmittags wenigstens."

"Dann gehen wir zusammen aus!"

"Was Ihnen einfällt! Das hab ich noch nie gethan. Ich geh mit Keinem, hab ich Ihnen schon gesagt."

"Eben drum. Das ist ja doch keine Sünde. Wenn Sie das so gewohnt wären, mit Einem zu gehen, würd ich gar nicht die Hand darum drehn, Sie mal begleiten zu dürfen. So Eine kann man immer haben! – Die Tante läßt Sie doch fort?"

"Was das angeht – aber – Wo wollen wir denn hin?"

"Das findet sich schon. Wohin Sie wollen. Wenn das Wetter schön ist, ins Freie. Um zwei Uhr also, nicht? Ich warte auf Sie an der Ecke. Abgemacht?"

Sie mußte wieder lachen. "Was Sie für Einer sind! Sie nehmen Einem immer das Recht über'n Kopf weg. Offen gestanden, hab ich mir schon immer gewünscht, ein bischen herauszukommen. Ich kenn ja noch gar nichts. Bloß mit den andren mocht ich nicht gehen. Die wissen doch weiter von nichts zu erzählen, als von Mannsleuten und gemeine Sachen, Klatsch und Verleumdung. Für gar nichts sonst haben die Sinn. Sie – ich weiß nicht, aber es kommt mir so vor, als kennt ich Sie schon lange. Ich glaube, Sie sind ein guter, anständiger Mensch, – bloß ein bischen verdreht."

Er war aufgestanden und machte ihr eine Verbeugung. "Danke", sagte er trocken. "Werde mich bemühen, meinen guten Ruf bei Ihnen möglichst zu rechtfertigen. Und daraufhin sollten wir eigentlich noch ein Glas Grog – "

"Schämen Sie sich! Ich geh jetzt. In allem Ernst. Es ist eine Schande – wir werden jetzt nämlich sogar herausgeworfen. Kommen Sie doch! Kommen Sie!"

Das Frauenzimmer in der Ecke war aufgewacht, hatte sich ein paarmal gähnend gereckt und ging jetzt mit schlurfenden Schritten auf sie zu, offenbar in der Absicht, ihnen zu sagen, es sei Zeit, sie möchten gehen. Wolfgang zahlte und nahm seinen Hut. Lene war schon auf die Schwelle der Ausgangstür getreten. "Ich gebe Ihnen am Sonntag das Geld wieder, das Sie jetzt für mich ausgelegt haben", sagte sie, als er zu ihr herauskam,

"Na, na!", machte er abwehrend, mit halbem Lachen. Sie sah ihn aber mit einem Blick an, vor dem er verstummte. "Ich lass mir nichts schenken", sagte sie kurz. Und als sie die Straße überquert hatten, reichte sie ihm die Hand: "Gute Nacht."

Es machte den Eindruck auf ihn, als thue ihr's schon wieder leid, sich so weit mit ihm eingelassen zu haben. Es war ein ernster, fast trauriger Zug in ihrem Gesicht.

"Es war aber doch hübsch, nicht?", fragte er treuherzig und drückte ihre Finger fest in den seinen. Und als sie nun wieder lächelte und mit einem Nicken ganz ehrlich erwiderte: "O ja!", setzte er hinzu: "Und am Sonntag wirds noch viel hübscher. Gute Nacht, Fräulein Lene. Träumen Sie was Gutes. Morgen komm ich nicht wieder her, ich versprechs Ihnen.Überhaupt: Sie sollen mit mir zufrieden sein. Gute Nacht!"

Und er ging mit großen Schritten davon.



Wolfgang hätte Lene am Sonntag beinahe nicht wiedererkannt. Er wartete schon ziemlich lange auf sie und hatte ihrem Hause etwas verdrießlich den Rücken zugekehrt, als sie plötzlich neben ihm stand. Das heißt: er wußte allen Ernstes nicht gleich, daß sie es war. Er hatte sie noch nie bei Tageslicht gesehn, und heute trug sie einen Hut und war mit zierlichster Sauberkeit gekleidet, ganz hell, festtäglich und frühlingmäßig.

"Donnerwetter!" Das war alles, was er hervorbrachte. Sein ganzes Erstaunen und seine respektvolle Bewunderung lagen darin ausgedrückt. Dabei gefiel sie ihm eigentlich gar nicht besser, als sonst, im Gegenteil, er hätte sie lieber wieder so gesehn, – nur ohne das Tuch natürlich; jetzt kam sie ihm fremd vor, geputzt, und es war ihm, als gehörte das nicht zu ihr, als nähme ihr das den absonderlichen, naturfrischen Reiz, der ihr anhaftete, und zöge sie herab auf das Niveau der sonntagnachmittäglichen geputzten Köchinnen und Nähmädchen. Es war seltsam, aber ihr Anblick ernüchterte ihn. Trotzdem sagte er sich, daß sie andren jetzt wohl noch viel mehr gefallen würde als früher.

Lene hatte sich ein paar Augenblicke mit naivem Behagen an seinem Erstaunen geweidet. "Na", sagte sie endlich, "nun wissen Sie wohl bald, wie ich aussehe." Und sie lachte befriedigt übers ganze Gesicht. In dem hellen Sonnenschein, der heute über der Straße lag, flimmerte ihr Haar wie eitel Gold unter dem grauen Filzrand ihres Hutes. Wolfgang konnte aber nicht umhin, zu denken, daß sie es wahrscheinlich heute stark pomadisiert habe, dem Sonntag zu Ehren. Und er schauderte leicht bei dem Gedanken.

"Ja, Sie haben sich ja höllisch fein gemacht", sagte er. "*A la bonne heure!* Da müssen Sie bei mir und meiner Schäßigkeit schon 'n Auge zudrücken. Unsereiner kann das

nicht. Für Unsereinen gibts auch überhaupt keinen Sonntag. – Wohin gehen wir denn nun also?"

"Ins Grüne natürlich. Ich hab mich schon den ganzen Tag drauf gefreut. Als heut morgen die Sonne so hell schien, bin ich gleich mitm Jauchzer ausm Bett gesprungen. Tante meinte, ich wäre wohl nicht recht bei Trost. *Tante*, hab ich gesagt, *heute geh ich unter alle die geputzten Leute mitten mang, wie ihr Berliner sagt, heut mach ich mir mal 'n guten Tag!*"

"Unter die Leute?", fragte Wolfgang gedehnt, während sie nebeneinander den Linden zuschritten. "Macht Ihnen das Spaß?"

"Na! Das ist ne Frage, hören Sie. Denken Sie doch nur mal, daß Unsereins sonst gar nicht 'n bischen heauskommt. Man sieht und hört ja vom lieben, lichten Tag nichts. Und die andren Sonntagnachmittage hab ich immer rein still gesessen und mir was genäht und mit Tantens Freundinnen was geschwätzt, wenn sie zum Stippkaffee kamen. Na, aber die Sorte, wissen Sie – da geht Einem ja die Puste aus. Herrgott im Himmel, manchmal möchte man mit'm Donnerwetter zwischenfahren, daß man bloß mal 'n bischen Leben in die Bude kommt. Ich bin schon ganz verberlinert, nicht? Na, bei Onkel'n lernt man das. – Sie wollen wohl nicht gern unter Menschen? Ach so, Sie geniert das mit mir. Sagen Sie's ganz offen!"

"Na, nu gar!", machte er brummig. "Wenn 's Sie nicht geniert – ich zier mich schon recht gern mit Ihnen."

20

"Eigentlich" – sie sah auf ihre behandschuhten Finger, bei denen allen der Handschuh ein bißchen überhing, – "eigentlich hätten Sie ja ganz recht, sich zu wundern, daß ich unter die Leute möchte. Denn wenn uns eine von unsren Mädchen sieht, dann giebts morgen gleich ein Hallo, daß ich nu doch mit Einem gegangen bin. Aber schließlich – wenn man unter die Leute geht, zeigt man doch am besten, daß man 'n reines Gewissen hat. Und lustig denk ich mirs auch. So die Linden runter und zum Brandenburger Thor raus, – und denn gehen wir wo hin, wo Musik ist, ja? Und mal wieder tanzen gehen, und denn grüne Bäume dazu und alles lustig und geputzt, – das möchte ich. Na? Und Sie?"

"Ich will alles, was Sie wollen."

"Wissen Sie was? Sie sind heute nicht so guter Laune, wie sonst. Sie haben was. Und ich im Gegenteil, ich – Ihnen ist das nicht recht, nicht? Na, dann können wirs ja auch anders machen. So bin ich nicht."

"Nein," sagte er, "wir wollens alles ganz so machen, wie Sie vorgeschlagen haben. Bloß eine Bedingung: nächstes Mal machen wirs dann so, wie ich will. Abgemacht?"

Sie lachte. "Sie sind ein Schlauer! Aber irgend was haben Sie heute doch. Das seh ich Ihren Augen an. Die sind gar nicht lustig. Sie haben wohl Ärger gehabt oder zu viel

gearbeitet? Sie haben blaue Ringe untern Augen. Das thut mir nu leid. Ich dachte, es sollte heute vergnügt werden."

"Soll es auch", versicherte er. "Und leid zu thun braucht Ihnen gar nichts. Wenn einer mit einem Mädchen, wie Sie, an einem sonnigen Frühlingsnachmittg vors Thor spaziert, dann braucht er keinem Menschen in der Welt leid zu thun, – alle Wetter! Und im übrigen: ja, da mögen Sie ja wohl recht haben. Ich habe viel gearbeitet, – die ganze Nacht durch eigentlich, – und weils dann doch wieder nichts geworden ist – Ach, was reden wir davon! Hols der Teufel! Ich geb die ganze Dichterei auf, ich hab gar nicht das Zeug dazu. War alles Einbildung und Großthuerei. Bin ein ganz simpler, braver, normaler Durchschnittsmensch. Hat mir mein Freund Ottomar Höffert schon mehr als einmal gesagt und sogar ganz sonnenklar bewiesen. Wenn man sich nur auf das bißchen beschränkte, was man kann, und sich nicht in den Kopf setzte, partout was ganz Besondres leisten zu wollen, bloß so, was hundert andre auch können und was ja im Grunde auch ganz nett und brauchbar und sogar notwendig ist, wäre man ein nützlicher und glücklicher Mensch. Statt dessen aber redet man sich ein, man könnt's bis zum Höchsten bringen, und wenna dann nicht geht – Aber was ich Ihnen da alles vorfassele, Fräulein Lene, nicht? Sie verstehen natürlich kein Wort davon und es ist ja auch alles dummes Zeug und man sollte sich schämen, an solchem schönen Tage so was daherzureden."

"Nein," sagte sie und sah ein bißchen verdutzt von der Seite an, "das versteh ich wirklich nicht so recht. Es thut mir bloß leid, daß Sie sich quälen und Verdruß haben. Wenn Sie wissen, wo der Schuh Sie drückt, warum ziehn Sie 'n denn nicht aus? Wenn Sie nur überhaupt was können, denn ist es ja doch schön und gut. Was wollen Sie denn mehr? Es muß doch nicht jeder gleich alles haben wollen. Wenn jeder der Erste sein will, wohin kommt man denn? Wissen Sie, ich glaube: Ihnen müßt mal einer gehörig den Kopf zurechtsetzen, Herr Vogler."

Sie sah jetzt wieder ganz treuherzig und ehrlich drein und er mußte lachen. "Könnt wohl auch Eine sein", meinte er. "Und ich glaube, Sie haben recht, Fräulein Lene. Wenn mans nur erst begriffe – ! Aber in so was ist der Mensch höllisch dickschädelig. Und nachdem man sichs jahrelang fest eingeredet hat – Wer steigt denn gleich gern vom hohen Thron runter? Und vor all den lieben Freunden und Verwandten, die Einem sofort das Irrenhaus prophezeit haben, als man sein regelrechtes Studium im Stiche ließ, möchte man sich doch auch mit was Großem und Besondren hervorthun, statt so bloß mitten in der großen Masse – Na, nu wollen wir endlich still davon sein."

"Ja, jetzt wenigstens," meinte sie. "Nachher sollen Sie mir ja sowieso noch von sich was erzählen. Aber hier hat man ja doch keine Ruhe mehr zum Reden. Du lieber Gott, ist das ne Menschheit!"

Sie waren jetzt bis an die Linden gelangt, wo sich im flutenden Sonnenschein dieses ersten, warmen Frühlingssonntags auf dem Trottoir der Menschenstrom dicht und

unabsehbar gegen das Brandenburger Thor zu wälzte. Es war nicht leicht, vorwärts zu kommen. "Ach, wie schade, daß die Schaulenster verhängt sind!", war das Erste, was Lene ausrief, als sie beide sich von dem Gewoge weiterdrängen ließen. "Aber hübsch bleibts doch. Gott, diese geputzten Menschen! Sehen Sie mal bloß diese hier mit dem lila Samt! Na so was! Das sich nu auf der Straße zu ruinieren! Das zerknittern sie ihr nu doch in diesem Gedränge in der ersten Stunde, und denn nachher der Staub dazu! 'ne andre wäre froh, wenn sie so was zu ner Balltoilette hätt, und die fegt hier die Straße damit. Die reine Sünde! – Was da alles gefahren wird! Sehen Sie mal: alle Fuhrwerke von Berlin scheinen mobil gemacht zu sein. Das rollt und rattelt ja man so. Und was für vornehme Equipagen dabei sind! Ob der Kaiser nicht am Ende auch kommt? Denken Sie mal: ich hab'n noch nie gesehn. Soll so'n schöner Mann sein. Nein, ist das hier 'n Leben!"

Sie kam aus dem Erstaunen und der Bewunderung gar nicht heraus. Jede Minute gabs was Neues zu sehn und zu bestaunen, bald ein Kleid, bald einen Hut, einen Umhang, einen Schleier, dann wieder merkwürdige Erscheinungen, hübsche Kinder, elegante Pferde. Sie benahm sich wie ein Kind, das zum ersten Mal die Welt sieht. Es hätte nicht viel gefehlt, daß sie vor Vergnügen in die Hände geklatscht hätte und auf einem Bein herumgehüpft wäre.

Eine Zeitlang gefiel Wolfgang das alle sehr. *Gott, wie jung sie noch ist!*, dachte er. Und sie war so hübsch in ihrer freudigen Erregung, alles an ihr glühte, ihre Augen blitzten. Auch ihr Geplauder that ihm wohl. sie hatte eine so *musikalische* Stimme und für ihn war all ihr kindisches Geschwätz beruhigend, wie Öl, das man auf empörte Wellen gießt. Nur dauerte alles nicht lange. Mit der Zeit wurde es ihm unbehaglich in diesem Gewühl. Er liebte überhaupt das Volksgedränge nicht und neu war ja für ihn nichts von alledem, was er hier sah und hörte; es interessierte ihn nicht einmal. Innerlich war er von so ganz andren Dingen ausgefüllt, und es waren von jeher aristokratische Neigungen und Gelüste in ihm wach gewesen, so wenig er sich die selber eingestand und obgleich – oder vielleicht gerade weil – er aus dem Kleinbürgertum stammte. Daß Lene durch ihre lebhaftige Art, sich zu äußern, allmählich die Aufmerksamkeit der Umgebung erregte und man ihr lächelnde Blicke zuwarf, wurde ihm peinlich.

"Wollen wir nicht lieber dort in die Mitte hinübergehn?", fragter er, "wir sehn dann doch alles und man kann seine Ellbogen ein bischen rühren. Hier erstickt man ja beinah."

"Ach nein," bat sie, "lassen Sie uns doch hier bleiben! Das ist ja gerade so hübsch, wie man hier weitergetragen wird, man weiß selbst nicht, wie? Und wir sind ja auch gleich am Pariser Platz. Nein, sehn Sie bloß mal da die Rothblonde! Die Dicke, mein ich. Herrgott, muß die geschnürt sein! So was von Taille giebts ja in Wirklichkeit doch gar nicht. Puh! Wenn die man nicht mal aufplatzt! Und das Gesicht – nu bitt ich Sie! Der Schleier klebt ja ordentlich an der Schminke fest, so dick ist die aufgetragen. Ne, solche

Sachen! Was die nu bloß für'n Vergnügen machen kann! Was das wohl für Eine sein mag? Gewiß ne Schauspielerin, nicht?"

"Wird wohl was viel Ordinärereres sein", versetzte Wolfgang trocken. "Um so Eine sollten Sie sich gar nicht umsehn, Fräulein Lene."

Das heiße Rot war ihr in die Wangen geschossen. Sie verstummte. Gleich darauf aber hatte sie wieder etwas gefunden, was ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade anzog. Sie blieb sogar stehn, weil ihr das Erstaunen den Atem zu benehmen schien. "Nein, aber –!" sagte sie und legte die Hand aufs Herz.

"Na, was ist denn nun schon wieder los?", fragte Wolfgang.

"Unsre Marie! Na, nu steh mir Einer bei! Fährt da mit 'm vornehmen Herrn in ner Chaise vorbei und hat 'n roten Samthut mit Klunkern auf. Nein, das ist die Möglichkeit! Und lächelt und nickt mir noch ganz stolz zu. Sollte mans glauben?"

"Da ist aber doch gar nichts Besondres dabei", sagte Wolfgang.

"Nicht? Na, hören Sie mal! Vor acht Tagen ausm Geschäft gejagt, weil sie alles schlecht machte, nie zur Zeit da war und die andren bloß immer aufstachelte und in der Arbeit störte, und wir hatten solch Mitleid mit ihr und sie heulte sich beinahe die Augen ausm Kopf und wußte nicht ein nicht aus und ich bin noch sogar nach Stellen für sie umschaun gegangen, – und nu dies! Und da finden Sie nichts bei?"

"Sie hat inzwischen eben ne Stelle gefunden. Hat Carrière gemacht."

"Ach, pui, nein, so was!"

"So was konmmt vor", sagte er phlegmatisch und atmete erleichtert auf, als sie nun endlich den freien Platz erreicht hatten. "Sie wird sich wohl nicht zu helfen gewußt haben."

"Ach, reden Sie doch nicht so, Herr Vogler! Man kann sich immer irgendwie helfen. Na, was das angeht, – so was braucht man nicht zu thun. Und ich grüße sie überhaupt von jetzt an nicht mehr, die Person."

Wolfgang brummte etwas zwischen den Zähnen, was wie Mißbilligung klang. Als sie dann mit einem Strom der andren durch das Thor gingen, das unter dem blauen Himmel in der warmen Sonne hell und stolz dastand, und Lene noch immer aus ihrer Erregung über die letzte Begegnung sich nicht herauszufinden schien, sagte er: "Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so unbarmherzig wären, Fräulein Lene. Können Sie sich denn wirklich nicht vorstellen, daß man zu so was kommt? Giebts denn dafür gar keine Entschuldigung? Man muß doch immer sehn, daß man das begreift, was die Menschen

thun, denn dann verzeiht mans auch meistens. Solche Verdammungsurteile lieb ich nicht."

Sein Ton war so ernst, fast strenge, daß es ihr auffallen mußte. Sie hatte den Kopf etwas gesenkt, während sie nun linksher am Rande des Tiergartens hinschritten, dessen Baumgipfel das erste lichte Grün überhauchte. Es sah freudig und hoffnungsvoll aus. "Ja," sagte Lene plötzlich, "wen man Einen liebt, denn – Das kann ich mir ja wohl denken. Schließlich – für so Einen thut man denn alles, da gibts denn kein Halten. Aber bloß wegen Geld und damit man versorgt ist und in Equipage fahren kann, – ne, pfui, da ist gar nichts weiter von zu sagen, dafür giebts nichts, als ausspucken."

"Das läßt sich eher hören", sagte er und fühlte mit einem Mal, daß ihn ein Schauer den Rücken herab überrieselte. Dabei sah er sie an, als ob er fragen wollte: *Wer bist du eigentlich? Woher hast du das?* – Merkwürdig! Vorher hatte sie über das, was ihn am tiefsten bewegte, doch recht verständnislos gesprochen und es hatte ihn beinahe roh berührt; jetzt kams ihm vor, als ob die Kluft zwischen ihnen beiden, an die er heute ein paarmal erinnert worden war, doch gar nicht so tief sein könne.

Sie gingen langsam weiter. Es war jetzt ein behaglicheres Schlendern, obgleich noch immer viel geputztes Volk mit ihnen den gleichen Weg verfolgte. Hie und da sah Wolfgang ein bekanntes Gesicht. Manchmal wurde ihm lachend zugewinkt, wenn einer von seinen Bekannten, ein Frauenzimmer am Arm, vorbeikam. Mit halber Neugierde und halber Befriedigung musterte man dann seine Begleiterin. *Endlich!* würden die denken, sagte sich Wolfgang. Er hatte die Sitte nie mitmachen wollen, Sonntagnachmittags *mit Einer zu gehn*, auch schon als Student nicht. Nicht aus Prüderie; aber er fand kein Gefallen daran. Er hatte nie recht gewußt, was er mit diesen Frauenzimmern reden sollte; es war ihm geradezu velegen, wenn sichs einmal gab, daß er mitthun mußte. Auch in den Kneipen mit Damenbedienung fühlte er sich niemals wohl. Er begriff nicht, was die andren da suchten, auch die – und gerade die – die in den besten Kreisen heimisch waren und mit den hübschesten, gebildetsten Mädchen verkehren konnten. Er fand nie den richtigen Ton für diese Gesellschaft, es machte ihm nicht den geringsten Spaß, mit lauter Albernheiten und Anzüglichkeiten die Stunden zu vertrödeln, und er wußte auch nicht, warum es anders keinen Sonntagnachmittag in Berlin geben sollte. Wie oft war er schon wegen all dem gehänselt worden! Sie hatten immer gesagt, er wäre ein Streber, dem Keine gut genug wäre, und für ihn sollte noch erst einmal extra Eine geboren werden. Nun konnten sie sich ja beruhigen. Eigentlich wußt er freilich selber nicht, wie das so gekommen war und warum er in seiner melancholischen Frühlingsnachtstimmung neulich die Erstbeste auf der Straße angeredet hatte, – ganz gegen seine Gewohnheit. Es mußte aus jenem Einsamkeitsgefühl hervorgegangen sein, das ihn manchmal so lähmend heimsuchte und in dem heißen, unbestimmten Sehnsuchtsdrang, den es weckte, zu Dingen trieb, die seiner Natur eigentlich fern lagen. Und mächtiger war dies Gefühl nie in ihm gewesen, als an solchen Sonntagnachmittagen, wenn er allein sich zwecklos, entschlußlos unter

der bunten Menge umhergetrieben hatte. Heute lag nun doch etwas Beruhigendes darin, daß er das schlanke, blonde Mädchen an seiner Seite hatte. Die war mit ihm, die gehörte zu ihm.

Seltsamerweise mußte Lene etwas ganz Ähnliches denken, denn sie sagte plötzlich mitten aus ihrem Geplauder heraus, das sich immer noch um die Marie drehte, von der es allerlei Anekdoten zu erzählen gab, welche ihr unendlich wichtig vorkamen: "Wenn man hier nu so allein wäre bei all dem Trubel, das müßte schrecklich sein. Ich glaube, ich würd heulen. Deshalb hab ich das auch nie gewollt. Und recht ist Einem denn auch wieder nicht jeder, also bleibt man schon lieber zu Hause."

"Sie sollten mir doch Ihren Arm geben", sagte Wolfgang.

"Ach nein," wehrte sie mit halbem Lachen ab, "lassen Sie doch! Wie sieht denn das aus? Wenn Ihre Bekannten Sie sehn, denken die Wunder was. Oder es kann sogar Unannehmlichkeiten für Sie geben, wenn feine Damen aus Ihrer Bekanntschaft vorbei kommen. So gut kennen wir uns ja auch noch gar nicht!"

Sie war rot geworden. "Ach so," sagte Wolfgang, "Sie schämen sich meiner also."

"Na, pfui, wie Sie reden!", brach sie aus. "Nämlich: die Sache würde natürlich gerade umgekehrt sein. Denken Sie, ich bin so dumm, das nicht zu begreifen? Ach, lieber Gott, nein, gelernt hab ich ja nicht viel, aber aufn Kopf gefallen sind wir doch auch nicht. Wie's in der Welt aussieht und zugeht, darüber wird man bald genug klar, besonders hier in Berlin. Ich brauch ja dazu bloß die andern reden hören, – da gehen Einem die Augen auf. Und daß Sie was andres aind, als ich, dazu hab ich keine Brille nötig, um das zu sehn!"

Es war etwas in ihren Worten, was ihn beschämte und doch zugleich auch wieder wohligh berührte, wie so vieles, was so frisch und ursprünglich aus ihr hervorsprudelte. Es war ein sonderbares Gemisch von Naivetät und Klugheit in ihr. Und je öfter er sie ansah, desto besser gefiel sie ihm eigentlich. Sie war doch wirklich ungewöhnlich hübsch und reizvoll. Er begriff gar nicht mehr, was ihn vorher an ihr gestört hatte. *Was sie doch für ein lieber Kerl ist!* dachte er. Und es war zugleich etwas in ihm, wie ein heiliger Entschluß: *Nein! Die rührst du nicht an. Die je zu verführen, wär eine abscheuliche Gemeinheit. Die wirst du in Ehren halten, weil sie dir vertraut.* Und gerade dieser Vorsatz stimmte ihn weich, seine eigne Bravheit rührte ihn gleichsam.

Sie waren jetzt, ohne daß sie Einspruch erhoben hätte – sie hatte es wohl gar nicht bemerkt – zur Rechten in das Innere des Tiergartens eingebogen, wo es einsam und still war. Wolfgang kannte hier jeden Weg und Steg. Ein frischer Erdgeruch quoll um sie her auf und mischte sich mit dem Duft erster Frühjahrsblumen auf den Rasenflächen und des frischen, knospenden Laubes zu ihren Häupten. Die Schwarzamseln huschten

geschäftig durchs Gezweig und überall war in Büschen und Bäumen ein Regen und Rühren, als ob tausend schlummernde Stimmen darin wach geworden wären.

"Hier könnten Sie mir nun aber doch Ihren Arm geben, Fräulein Lene", sagte Wolfgang und griff nach ihrer Hand.

"Ach, wozu denn? Das sieht so aus! Überhaupt: ich bin gar nicht für so was. Freiheit ist am besten." Sie ließ ihm ihre Hand aber doch. "Hier ists wirklich hübsch", setzte sie, sich umblickend, dann hinzu. "Hier könnt man beinah glauben, man wär zu Haus in Thüringen. Bloß flach ists."

Sie plauderte jetzt von ihrer Heimat und wurde lustig und aufgeräumt dabei. Plötzlich zog sie ihre Hand aus der seinigen. "Was machen Sie denn da?"

Er hatte ihr, ohne daß sie's merkte, den Handschuh abgezogen. "Das ist ja viel hübscher", sagte er.

Sie lachte. "Eigentlich haben Sie recht. Ich bin gar nicht so, daß ich den ehrsamem Spießbürgern alles nachmachen muß. Ich hab von Natur was Eigensinniges und Wildes. Ich möchte oft am liebsten allem 'n Schnippchen schlagen. Damit kommt man bloß nicht durch. Ach, du lieber Himmel, man muß sich ducken, – und wie! Sonst schmeißen sie einen gänzlich in die Ecke." Sie fing plötzlich an zu trällern, ein Gefühl fröhlicher Ungebundenheit schien sie zu überkommen. Sie warf den abgestreiften Handschuh in die Luft und fing ihn wieder auf. "Ach, hier ists wirklich hübsch!", rief sie und dann fing sie an zu singen: "Im ersten Grün, im Frühlingswald, – wie wandr' ich gern mit dir!"

Sie hatte eine frische, helle Stimme, die ungeschult aber voller Wohlklang war. Man spürte es, daß sie sich einmal ausjubeln mußte. Es wurde Wolfgang warm ums Herz. *Sie hat Gemüt*, sagte er sich, *Freude an der Natur und – kurz: sie ist ein prächtiges Geschöpf. Ich habe wirklich Glück gehabt, ich habe da ja geradezu einen Schatz entdeckt. Die Sache sieht mir Pechvogel eigentlich gar nicht ähnlich.*

"Im ersten Grün, im Frühlingswald, – zum letzten letzten Mal", schloß Lene ihren Gesang mit weichem, leise hinschmelzendem Ton. Dann gingen sie eine Weile schweigend weiter, sie mit gesenktem Kopf, wie nachdenklich.

"Hören Sie, Fräulein Lene," sagte er plötzlich, "Sie haben doch ganz gewiß einen Schatz."

"Wieso denn?"

"Wer so singen kann, – mit solchem Ausdruck mein ich – "

"Ach, so sollten Sie doch nicht fragen., Wer so fragt, hat immer eine versteckte Absicht dabei. Das soll heißen: wenn Sie keinen Schatz haben sollten, dann nehmen Sie doch mich. So reden die Männer alle, hab ich gehört. Das ist so die Einleitung."

"So?" Wolfgang lachte. "Kann schon stimmen. Habs aber für diesmal wirklich nicht so gemeint. Das heißt – " Er verstummte, weil sie ihm einen halb bittenden, halb traurigen Blick zuwarf, und setzte dann hinzu: "– Es hätt doch auch wirklich mit wunderlichen Dingen zugehn müssen, wenn Sie – Na, seien Sie nur nicht böse, Fräulein Lene. Wie alt sind Sie eigentlich?"

"Neunzehn Jahre." Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Lenes Züge waren sonderbar ernst geworden. Plötzlich sagte sie: "Warum soll man nicht davon reden? Eine Schande ists ja nicht. Und nun ists schon so lange her. – Ich hab mal einen sehr lieb gehabt, – zu Haus, in unsrer kleinen Stadt. Ich war erst siebzehn und er einundzwanzig. Und er wollt mich heiraten und alles war gut, denn er hatte sein auskömmliches Brot, er war Schreiner. Da ist er plötzlich krank geworden, sehr krank. Er war aus einer brustkranken Familie. Und eh man's noch recht gewußt hat, daß es was Ernstes ist, war er schon tot. Er selbst hat nie an so was gedacht, auch nicht, als es so rapid mit seiner Schwäche ging. Zwei Tage vor seinem Ende hat er noch das Aufgebot bestellt." ²

Ihre Worte verklangen leise. "Das ist freilich sehr traurig", sagte Wolfgang.

"Ja. Und deshalb muß ich vor allen Dingen auch fort, weit fort. Und sehen Sie: das würd mich schützen, wenn ich auch sonst keinen Schutz hätte. Wenn man so was erlebt hat – Nein, an solche Leichtsinnigkeiten, wie die andren, denkt man denn nicht mehr. Daran hat man gar keine Freude. Wenn ich so was dächte und triebe, würds mir immer vorkommen, als säh ich das stille, blasse, gute Gesicht von meinem Georg, das mich warnt und vorwurfsvoll anschaute. Darauf möcht ichs schon gar nicht ankommen lassen."

"Nun," meinte Wolfgang, "deswegen können Sie doch aber keine Nonne werden. Sie sind doch noch sehr jung. Sie werden doch früher oder später einen andren heiraten. So ist das Leben ja nun doch einmal."

Sie zuckte die Achseln. "An so was denk ich nicht. Was kommen soll, das kommt, dagegen kann keiner was machen. Sünde wärs ja auch nicht. Aber ich glaub doch immer: heiraten werd ich nun nicht mehr. Das liegt so im Gefühl."

Sie waren jetzt kreuz und quer durch den Tiergarten gewandert, fast immer auf einsamen Wegen, und Lene fing an müde zu werden. "Ich hätt garnicht gedacht, daß der

² Auch konrad telmann war tuberkulosekrank. 1891 hat er hermione v. preuschen geheiratet, 1897, zwei jahre nach erscheinen des vorliegenden buches, starb er an folgen der krankheit

Tiergarten so groß wär!" sagte sie lachend. "Jetzt könnt Einem ein Glas Bier nichts schaden."

Wolfgang führte sie nach dem Charlottenhof.³ Dort war reges, buntes Leben. Fast alle Tische waren besetzt, eine Musikbande spielte auf dem Pöodium, die Kellner voltigierten mit den Händen voller Gläser zwischen den rufenden und winkenden Gästen hin und her. Die beiden fanden erst nach längerem Suchen einen Platz am Ende des Vorgartens. Sie konnten von hier fast die ganze lärmende Gesellschaft überblicken, und sahen die Baumzweige des Tiergartens von drüben hereinragen. Dazu klangen die Weisen eines Strauß'schen Walzers.

"Das haben Sie aber gut gemacht," sagte Lene und ihre Augen leuchteten, "das ist ja alles ganz genau so, wie ichs gern hab und wie ichs von Ihnen wollte. Gott, wie lang hab ich das nicht mehr gehabt! Es kommt mir vor, wie hundert Jahre her. Sie sind doch ein guter Mensch."

Ihre Schulter lehnte sich einen Augenblick lang an die seine. Es war etwas Selbstvergessenes in ihrer Haltung. "Freut mich, wenn Sie das endlich einsehn", sagte er mit trockener Freundlichkeit. "Aber nun was zu trinken. Ich hab auch Durst bekommen."

Das Bier kam und sie tranken. Wolfgang mußte sich eingestehn, daß es ihm heute mitten in diesem sonntäglichen Menschengewimmel, bei Konzert und Gläserklirren, zum ersten Male ganz gut gefiel. Eine lösende, wohlige Müdigkeit bemächtigte sich seiner, welche die erste Frühlingsluft verschuldet hatte. Und die scheidende Sonne warf drüben ihre zuckenden Goldlichter durch das junge Sehnsuchtsgrün der Wipfel. Ihm war weich zu Sinne.

"Also Sie sind ein Dichter!" sagte Lene plötzlich, die ihn eine Zeitlang prüfend angesehen hatte, wie aus einem tiefen Erstaunen heraus.

"Das heißt: darüber sind die Meinungen ja eben verschieden", sagte er. "Sie hatten sich wohl die Dichter ganz anders vorgestellt?"

"Offen gestanden, ja."

"So mit langer, blonder Mähne, mit Schmachtaugen,, blaß und edel, nicht?"

"Das nun gerade nicht. Aber – ich weiß nicht, ich wär bei Ihnen nicht drauf gekommen. Und Sie haben ja auch so was gesagt, Sie wären nicht zufrieden in Ihrem Beruf und Sie kämen zu nichts."

³ In dem anwesen *Haus Finkenherd* (Händel-Allee 23, im Alten Hansaviertel), erbaut nach plänen schinkels, kam 1828 der bedeutende augenarzt albrecht v. graefe zur welt. Der kaufvertrag von 1824 mit der familie graefe hatte ausdrücklich bestimmt, daß der *Finkenherd* "niemals als Schank- und Tanzwirtschaft dienen" dürfe. Dennoch wurde 1880 auf ausdrücklichen wunsch der preußischen kronprinzessin viktorias dort der *Kaffeegarten Charlottenhof*, das spätere *Park-Restaurant Charlottenhof* eingerichtet. 1943 gehörte das gebäude zu den kriegszerstörungen.

"Also bin ich auch wohl eigentlich gar kein Dichter", fiel er nicht ohne Empfindlichkeit ein. "Nicht? Das wollen Sie doch sagen? Hab meinen Beruf verfehlt. Das sagen ja meine Kritiker auch. Ist mir garnichts Neues. Bloß daß ich mich trotz alledem und alledem innerlich zu nichts andrem berufen fühle, nie gefühlt habe. Das ist das Malheur. Und daß ich nun mal nicht davon loskomme, es würde was aus mir werden, wenn dies und das anders wäre, als es ist – na, kurz heraus: wenn ich eine sorgenfreie Existenz hätte. Dann könnte man arbeiten, so recht nach Herzenslust und aus dem Innersten heraus. Jetzt – was ist denn das für ein arbeiten? Mühselig muß man sich die paar Groschen zusammenschreiben, – mit Feuilletons, mit Geschichten für den Familientisch, mit Aufsätzen zu feierlichen Gedenktagen und mit all solchem Kram, der einem nicht von Herzen kommt, – bloß damit nan doch leben kann. Und müde und abgehetzt und unlustig soll man daneben dann noch an seinem eigentlichen *Beruf* arbeiten. Natürlich: das geht nicht, dazu reichts nicht. Aber das beweist doch auch nichts. Erst müßt ich doch einmal in anderer Manier die Probe anstellen dürfen. Wenns dann wieder nichts würde, dann freilich – Na, nu red ich schon wieder, was Sie nicht verstehn, Fräulein Lene, nicht wahr?" Er trank sein Glas mit einem Zuge leer.

"Oh," machte sie mit einem sonderbar gedehnten Ton, "ich weiß nicht – Sie halten mich für dümmer, als ich bin, glaub ich. Natürlich: so all das genau begreifen, das kann ich ja wohl nicht. Aber seine Gedanken macht man sich doch auch. Und wenn ich ganz ehrlich sein soll – " Sie stockte.

"Na?" fragte er und schlug an sein Glas, um sich ein neues zu bestellen.

"Aber Sie müssen nicht böse sein. Ich red ja bloß, wie ichs versteh. Ich mein: wo einer mit seinem ganzen Herzen dabei ist, und er kann seine Sache überhaupt, denn bringt er doch und unter allen Umständen was fertig, trotz Armseligkeit und Müdigkeit und was Sie sonst noch sagen. Ich hab ja doch auch 'n bischen was gelernt in unsrer Bürgerschule zu Haus und da weiß ich noch von, daß manchmal Dichter und Maler und was so diese Leute sind, aus ganz ärmlichen und kümmerlichen Verhältnissen sich vorgearbeitet haben. Und haben gehungert und waren daneben noch in irgend 'm andren Beruf womöglich thätig. Aber sie haben doch was geleistet. Unser Schiller zum Beispiel – nicht?"

Wolfgang klappte ungeduldig mit dem Zinndeckel seines Bierglases. "Ja, ja, ja. Die alten Geschichten! So reden Gescheidtere, als Sie, gerade. Wenn Sie nur selber drinsteckten! Wer sagt mir denn, daß Schiller nicht tausendmal Besseres geschrieben hätte, hätt er sich nicht so miserabel durchschlagen müssen? Und Goethe hats jedenfalls weiter gebracht, bloß weil er so hübsch in der Wolle saß – Ja, ja, das ist nun mal nicht anders. Und dann überhaupt, sehn Sie mal, das alles waren ja Genies, diese Kerle. Die konntens, bei denen ist das anders. Solche Maßstäbe darf man ja nun doch an Unsereinen nicht anlegen. Da heißts sein bischen Talend beweisen oder keins beweisen, weiter nichts. Nein, wissen Sie, damit soll man mir nicht kommen. Übrigens haben Sie eigentlich ein grausames Gemüt, Fräulein Lene."

"Ach," sagte sie in ganz ehrlichem Ton, "nein, wirklich nicht. Ganz im Gegenteil: ich bin viel zu mitleidig, ich hab schon so oft dumme Streiche gemacht aus purem Mitleid. Und ich hab Ihnen doch nicht wehgethan? Ach nein, sehn Sie, das wär mir leid. Was so Eine sagt, wie ich, darauf kanns Ihnen ja doch nicht ankommen. Ich red eben so, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Und schließlich kann sich doch der Beste täuschen. Das macht ihn noch nicht schlechter. Und das macht den Menschen doch überhaupt nicht aus, was er ist, sondern bloß – Was ist Ihnen?"

Wolfgang hatte unwillkürlich eine hastige Bewegung gemacht, als ob er aufspringen und seinen Stuhl fortstoßen wollte. Er faßte sich aber sofort wieder und sagte mit halbem Lächeln: "Nichts. Mir wurde einen Augenblick so komisch zu Mut – Ich muß zu rasch getrunken haben. Es ist schon vorbei. Was wollten Sie noch sagen?"

Seine Augen blickten, während er sprach, und auch, als sie ihm nun antwortete, unablässig nach der Eingangsthür des Restaurationsgartens. Er hörte auch nicht zu. Dort drüben war eine Equipage vorgefahren, der zuerst ein alter, sehr gebrechlicher Herr mit einem jungen Mädchen, dann ein junges Ehepaar entstiegen. Offenbar kannte Wolfgang dies letztere und es war ihm nicht lieb, daß es ihn hier an der Seite Lenes sehn sollte; er hatte deshalb flüchten wollen. Aber im nächsten Augenblick war ihm das doch schon wieder als Feigheit und Narretei erschienen und er blieb. Innerlich hoffte er, daß das Paar ihn nicht gewahren würde, lang bleiben würd es hier wohl sicher nicht. Es war überhaupt ein merkwürdiger Zufall, daß es sich hierher verirrt hatte. Langsam schritten die vier Personen zwischen den Tischreihen hin, um nach einem Platz auszuspähen. Wolfgang wurde wiederum etwas unruhig, während Lene, die sich in eine Schilderung ihrer Arbeitstätigkeit vertieft hatte, ihm eifrig beschrieb, wie man die Chrysanthenen, die eben in die Mode gekommen waren, verfertigte.

Endlich hatten die vier Personen, die Wolfgang nicht aus den Augen ließ, einen Platz gefunden. Ein Kellner, der die vergeblichen Bemühungen derselben bemerkt hatte, hatte einen eben freierwerdenden Tisch für sie festgehalten und winkte ihnen herüber. Um zu dem Platz zu gelangen, mußten sie ganz nahe bei Wolfgang und Lene vorbeigehn. Unwillkürlich schob Wolfgang seinen verwaschenen, grauen Filz etwas tiefer in die Stirn. Trotzdem war kaum eine Täuschung darüber möglich, daß man ihn gesehen und erkannt hatte. Von dem jungen Paar, das jetzt voranging, nickte der Mann ihm halb kordial, halb verlegen zu. Er hatte allem Anschein nach eigentlich den Hut ziehn und lachend herantreten wollen, aber die Dame, die er am Arm führte, hatte ihn durch eine energische Bewegung ihrer Hand daran gehindert. Sie selbst blickte starr geradeaus, so daß Wolfgang sie seinerseits nicht hätte begrüßen können. Ihre Mienen waren streng und kalt, das nicht unschöne, etwas hochmütige und selbstbewußte, feiste Gesicht drückte naserümpfende Verachtung aus. Sie war sehr kostbar gekleidet, es rauschte und klirrte, als sie vorüberschritt; ihre Haltung war gesucht vornehm. Der Mann neben ihr, der jetzt verstohlen seine blauen, etwas schwermütigen Augen über Lene hingleitete, hatte etwas Gedrücktes in Haltung und Bewegung. Er konnte mit seinem kurz

gehaltenen, braunen Vollbart und seinen fein geschnittenen Augen für einen schönen Mann gelten, seine Figur neigte jedoch zur Fülle und es war in seinen Mienen etwas Schlaffes und Weiches, was dem müden, verschleierte Blick seiner Augen entsprach. Er sah im Übrigen gutmütig, träumerisch und nicht unbedeutend, aber auch nicht glücklich aus, um seine Mundwinkel ging hin und wieder ein schmerzliches Zucken.

Den alten Herrn und die junge Dame, welche Arm in Arm – hier wurde der Herr von der Dame geführt – dem Paar folgten, kannte Wolfgang nicht, es fiel ihm aber auf, daß die Dame ihn mit einem langen, prüfenden Blick überschweifte, halb erstaunt, halb interessiert. Sie war klein und zierlich gebaut, ihr Wuchs hatte etwas Sylphidenhaftes, Schmiegsam-Zartes; ihr feines Gesicht erschien zu spitz, um reizvoll zu sein, aber die großen, klugen, braunen Augen gaben den scharfen, besonders durch die vorspringende Nase jüdischen Zügen etwas Apartes. Im Gegensatz zu der zerbrechlichen Gestalt sprachen sich Klarheit, Eigensinn und kaltes, zielbewußtes Wollen darin aus. Auch sie war mit vollendeter Eleganz, aber gewählter gekleidet, als die ihr voranschreitende Gefährtin.

"Wer ist denn das?" flüsterte Lene, die den Blick der Vorübergehenden aufgefangen hatte, Wolfgang zu. "Die sieht Sie ja so an, – kennen Sie die denn?"

"Nein," sagte er etwas gedrückt, "sonst würd ich sie doch begrüßt haben."

"Na, – was das angeht," meinte sie gedehnt, "Sie könnten sich ja geniert haben. Wissen Sie: die gefällt mir nicht."

"So!" machte er gelangweilt.

"Nein. Trotzdem sie eigentlich ganz hübsch ist. Das muß man ihr ja lassen. Fein und adrett in jeder Beziehung. Es ist wohl ne Jüdin?"

"Ich sag Ihnen ja, daß ich sie nicht kenne."

"Die Nase ist ganz danach. Und auch von der Seite – sehen Sie mal rüber! Überhaupt die Augen und so das Ganze, da ist was Jüdisches drin. Na, das wär ja egal. Aber ich weiß nicht, warum sie mir nicht gefällt. Sie hat was, daß man meinen könnte, sie brächt Einem Unglück, trotzdem sie vielleicht ganz gutmütig ist. Wie sie den Alten führt, das ist sogar sehr nett. Aber ich könnt mich vor diesen Augen ordentlich graulen. Übrigens: die müssen reich sein! Haben Sie die Toiletten näher betrachtet? Na, Sie verstehn sich da ja nu nicht näher drauf, aber ich kann Ihnen sagen: unter fünfhundert Mark war das Kleid von der Großen nicht und die Kleine mit ihrem Samtumhang – Die müssens dick haben."

"Die Leute scheinen Sie ja sehr zu interessieren, Lene."

"Warum denn nicht? Elegantere sind hier noch nicht vorbeigekommen. Den Herrn haben Sie aber doch ganz gewiß gekannt, nicht? Den jungen, mein ich. Der lachte Sie ja an. Der gefiel mir nun. Ist das ein sympathisches Gesicht! Aber der sah gar nicht recht zufrieden aus, eher so wie Einer, mit dem man Mitleid haben sollt. Finden Sie nicht?"

Er zuckte die Achseln. "Ist schon möglich. Das ist ein Bekannter von mir. War auch Schriftsteller und hat sich dann mit ner reichen Frau zur Ruhe gesetzt. Nun lebt er behaglich, kommt aber vor allen Lasten seines Reichtums kaum mehr zum Arbeiten. Und der konnts! Ah, der konnte mehr, als ich. Na, er hats nun nicht mehr nötig und er vermißts auch wohl nicht allzu schwer."

Sie hatte interessiert aufgehört. "Aber da haben Sie's ja", rief sie nun aus. "Der beweists Ihnen nun doch, daß das sorgenfreie Leben auch nichts hilft, – das sogar erst recht nicht. Wenn Sie so was von einem Beispiel vor Augen haben, denn begreif ich gar nicht mehr, wie Sie vorher so haben reden können,."

Wolfgang wurde ungeduldig. "Fräulein Lene," sagte er dozierend, "begreifen Sie denn den Unterschied nicht? Der Mann da ist bloß der Mann seiner Frau, der all das Geld ganz allein gehört, und er liebt diese Frau, von der er vollständig abhängig ist und die ihn beherrscht, nicht, – gar nicht. Deshalb sieht er so unglücklich aus, obgleich da immerhin ein bisschen Pose mit dabei ist. Denn wens ihm nur nicht gar zu gut ginge und er sich aufraffte, zu arbeiten, – warum sollt er dann nichts leisten können? Erst recht! Aber so hab ichs ja doch gar nicht gemeint. Wenn Einer in seinem Reichtum erstickt und wenn Einer ne Frau nimmt, die er nicht liebt, bloß weil sie reich ist, das sind Sachen für sich; – wenn das schlecht ausschlägt, ists kein Wunder, liegt sogar was wie Gerechtigkeit darin. Denken Sie, so was würd ich je thun? Bloß meine auskömmliche, feste Jahresrente möchte ich haben, ganz bescheiden, – weiter nichts. Dann sollt sich zeigen, ob ich was kann."

"Ja, wie Einer so was thun kann!" sagte Lene kopfschüttelnd aus einem tiefen Erstaunen heraus.

"Na, na, na!" machte er. "Dazu kommt man schon, wens Einem gar so miserabel geht. Wer weiß, was Sie thäten, Fräulen Lene! Und, sehen Sie mal, meinem Freunde da, dem Fritz Doppler, wurde die Sache riesig leicht gemacht. Der ist eben *der schöne Mann*; damit siegte er überall. Er hätt daneben noch ganz ruhig ein Esel sein können und das war er nicht einmal, sondern der fidelste und gscheidteste Kerl, den man sich denken konnte. Bloß immer ein bisschen schlaff und bequem, wie das bei Poeten denn häufig vorkommt. Und haben konnt er jede, alle waren sie immer verliebt in ihn. In seinem geborgten Frack brauchte er bloß irgendwo in ner Gesellschaft zu erscheinen, da rissen sich die Weiber nur so um ihn. Na, und schließlich ließ er sich denn eines Tages heiraten. Nun muß er den halben Tag Coupons schneiden⁴ und behauptet, er kriegte

⁴ Abschnitte eines Wertpapiers, die zur Einlösung des Gewinnanteils berechtigen.

dabei oft eine heidenmäßige Sehnsucht nach seinem früheren, hungrigen, erzmiserablen Dasein. Es wär so lustig gewesen, meint er, wenn er morgens nicht gewußt hat, was er anziehn sollte, weil sein einziger Flaus an beiden Ellbogen durchgescheuert war. Na, ich meinerseits danke. Und ich bin fest überzeugt: wenn er tauschen sollte, er würde sich doch sehr hüten – Da gehen sie wieder fort – Ja, ja, unterm Plebs fühlen sie sich natürlich nicht lange wohl."

Die vier Personen von vorhin hatten in der That ihren Platz wieder verlassen und durchschritten den Garten, um sich dem Ausgange zuzuwenden. Diesmal benutzte Fritz Doppler einen Augenblick, wo seine Frau sich von seinem Arm löste, um an den voranschreitenden alten Herrn eine Frage zu richten, drehte sich rasch gegen den Tisch zu, an welchem Wolfgang und Lene saßen, und winkte dem ersteren mit einem vertraulichen, wehmütigen Lächeln zu. Es war, als ob er herübrufen wollte: *Du hast's gut, dich beneid ich, – wer's auch so haben könnte!* Dann ging er rasch weiter. Die Equipage war draußen wieder vorgefahren, die vier stiegen ein und rollten davon.

Wolfgang war nachdenklich geworden, es wollte kein Geplauder mehr in Gang kommen. Allmählich wurde es leerer um sie her, auch ward es kühl. Ein feuchter Wind strich von den Bäumen herüber. "Ich denke, wir gehn", sagte er. "Gehn werden wir ja wohl müssen. Wir können nach keiner Equipage pfeifen."

"Ach," machte sie, "wie man so was beneiden kann! Ne, das begreif ich nicht. 'N bisschen bsser könnt's Einem ja schon gehn, – lieber Gott, ja, – aber die Hauptsache ist das nu schließlich doch nicht mit 'm Geld. Ich – sehen Sie mal – und wie's bei uns armselig hergeht, davon haben Sie nu doch wohl den richtigen Begriff nicht mal, – ich bin immer ganz lustig und zufrieden dabei. Und viel Vergnügen hab ich doch schließlich nicht im Leben, damit haperts sehr. Ich bins freilich nie besser gewöhnt gewesen. Bei Ihnen mag das anders sein."

"Ja wohl," knurrte er ingrimmig, "als Sohn eines Regierungssekretärs und noch vier andere Bälger im Hause, – da hat mans freilich dick, gerechter Himmel! Nein, was das angeht – verwöhnt hat mich das sogenannte Schicksal gerade nicht. Mit Hunger bin ich zu Bett gegangen und mit Hunger wieder aufgestanden. Das war mein ständiger Genosse, der Hunger. So hab ich mich durch die ganze Kinderzeit durchgeschlagen; hatte eigentlich nur den einen Wunsch: mich ein einziges Mal satt essen zu dürfen im Leben. Und dann kam die *lustige* Studentenzeit, um die man immer so beneidet wird! O jerum! jerum! Ja, unser Herzog ließ mich studieren – das heißt: er hatte nichts dagegen, er ließ es zu. Hab seiner Hoheit sogar irgend ein magres Stipendium zu verdanken gehabt, bei dem man nicht in Kürze, sondern bloß so ganz allmählich verhungern konnte. Und dann gingen die Privatstunden los und das bisschen Schreiben für kleine Käseblätter – Na, wozu die ganze Misère aufrühren? Ich steck ja noch mitten drin. Bloß Ihre Idee, ich hätt's je aus dem Vollen gehabt, ist köstlich. Nein, aber gerade weils nicht so war, ganz und gar nicht so, hat man ja eine so brennende Sehnsucht

danach und die Ungerechtigkeit, die im Leben herrscht, wurmt Einen bis aufs Blut – Kellner! Zahlen!"

"Sie sind beinah ein Sozialer", sagte Lene, als die Zeche berichtigt war.

Wolfgang stand auf. "Die Armen sind alle Sozialdemokraten, die Reichen werden sich hüten. Gehen wir."

Die Musik hatte zu spielen aufgehört, es begann zu dämmern. Der Garten leerte sich rasch. Zwischen den Bäumen des Tiergartens schauerte es kühl, als die beiden darunter hinschritten.

"Wissen Sie," sagte Lene plötzlich aus einem längeren Stillschweigen heraus, "ich möchte, daß es Ihnen noch mal so recht von Herzen gut ginge im Leben. Sie thun mir so leid. Wenn mans so schwer trägt, wie Sie, das ist ja schrecklich. Dann hab ichs freilich besser. Und wenn ich was dazu thun könnt, daß Sie's gut hätten" – Sie sah ihn mit ihren gutmüthgen, grauen Augen, die ihm gleich zuerst so gefallen hatten und die durch ihren ovalen Schnitt, wie er fand, dem ganzen Gesicht etwas Vornehmes gaben, so mitleidig an, daß es ihn warm und weich überrieselte. Sein Blut war etwas in Wallung gerathen. Die Nähe ihres schlanken Körpers neben dem seinen in der feuchten, stillen Frühlingsdämmerung des Tiergartens regte ihn mit einem Male auf.

"Das könnten Sie schon", murmelte er zwischen den Zähnen und in seinen Augen flackerte etwas auf. Gleich danach überkam ihn aber schon wieder Scham. *Ah, pfui, nein!* dachte er, *ich hab's verschworen, ich halts*. Und er athmete ruhiger. Das Mädchen hatte ihn entweder nicht verstanden oder sie wollte nicht antworten.

"Sie sind ein gutherziges Frauenzimmer", sagte er, halb verlegen, und setzte dann hinzu: "Geben Sie mir doch jetzt Ihren Arm! Kein Mensch sieh's. Und Sie könnens auf mein Wort ruhig thun. Ich steh für mich ein."

"Wohin gehen wir denn?" fragte sie, sich umblickend. "Ich muß jetzt nach Hause." Leicht, zögernd legte sie ihren Arm in den seinen. Ihr Schritt war etwas schleppend geworden, sie schien müde zu werden.

"Nach Hause!" Er lachte. "Warum nicht gar! Jetzt fängts ja erst an. Nein, keine Rede davon! Ich lass Sie gar nicht. Wenn Sie nicht versprechen, zu bleiben, führ ich Sie in die Irre und Sie finden sich die ganze Nacht nicht aus diesem finstren Wald heraus."

"Ach, Sie! Denken Sie, ich graule mich? Ich trau Ihnen das ja auch gar nicht zu. – Ich muß ja doch wirklich nach Hause. Wo wollen Sie mich denn noch hinführen? Es wird schon dunkel."

Er überlegte. "Heute sollen Sie ja bestimmen", sagte er dann. "Aber was meinen Sie zu einem soliden Tingeltangel? Oder gehen wir ins Theater?"

"Theater!" Sie war unwillkürlich stehn geblieben und wiederholte das Wort, halb erschrocken, halb freudig. "Da hätten Sie's freilich getroffen, aber – ich bin nämlich – Sie, das dürfen Sie keinem Menschen widersagen, Herr Vogler, sonst lachen sie mich aus, – ich bin noch nie im Theater gewesen, denken Sie bloß! Das heißt: als Kind wohl mal bei uns zu Haus in solcher Schaubühne, wissen Sie. Aber das war ja nichts Recht's. Und sonst nie; – zu Haus hatten wir ja keins und hier – das viele Geld! Und mit wem sollt ich auch gehn? Sollten wir heute wirklich – ? Haben Sie denn auch so viel Geld? Wie viel kostets denn wohl?" Sie war ganz aufgeregt geworden. Ihr freudiger Eifer hatte etwas Rührendes für ihn.

"Kommt drauf an", meinte er. "Für den hohen Olymp reicht's jedenfalls. Wir wollen direkt zur Stadt herein und sehn, was es gibt. Recht was Lustiges, nicht? Oder solls was Trauriges sein?"

Sie war schon wieder bedenklich geworden. "Eigentlich geht's aber doch wohl nicht, Herr Vogler. Was wird Tante denken? Und denn ist's doch eine gräßliche Verschwendung für uns alle beide. Was Warmes hab ich auch nicht mit. Nein, sagen Sie, – lassen wir's doch man lieber! Ein andermal. Heut haben wir unser Gutes ja nu schon gehabt. Man muß nicht gleich so übermütig werden. Es war ja alles so hübsch."

"Ach was, Unsinn!" entschied Wolfgang. "Immer das bischen Glück am Schopf fassen. Wer weiß, ob's und wann' s mal wiederkommt! Abgemacht! Heut leben wir noch, heut haben wir's noch dazu – Vorwärts! Da ist die Pferdebahn! Zwei Stehplätze gibts noch gerade. Hopp!"

Er half ihr den Pferdebahnwagen besteigen und dieser rollte fort, ehe Lene noch recht zur Besinnung gekommen war und eine Antwort hätte geben können. Zehn Minuten später hielten sie am Brandenburger Thor und stiegen aus. An der ersten Litfaßsäule unter den Linden wurden die Anschlagzettel studiert. Es war eine verwirrende Fülle von Genüssen, die dort in Aussicht standen. Lene fuhr mit dem Finger, über den sie jetzt vergessen hatte wieder ihren Handschuh zu streifen, immer von einer rot und weiß gestreiften Affiche über die andre. Sie las halblaut, abgerissen vor sich hin und geriet immer mehr in Eifer und Hitze. "Das sollten wir sehn, – nein, nein, lieber das! – aber wie teuer! – nein, lieber nicht – Raten Sie doch mal was!"

Wolfgang stand hinter ihr und amüsierte sich köstlich. Endlich hatte sie's gefunden. "*Deutsches Theater: Faust. Erster Teil* - da gehen wir hin! Wollen Sie?"

Wolfgang war sehr erstaunt. "Wenn Sie's am liebsten sehn", sagte er gedehnt. Und sie machten sich auf den Weg nach der Schumannstraße.

Beim Gehen erklärte sie ihm, weshalb sie sich hierfür entschieden hatte. Sie kannte das Stück nicht, aber ihr verstorbener Georg hatte es einmal in Meiningen gesehn, am

herzoglichen Hoftheater, und hatte nicht genug davon erzählen können.⁵ Eine der glänzendsten Erinnerungen seines ganzen Lebens wars ihm gewesen und er hatte Lene versprochen, wenn sie verheiratet wären, wollt er sie auch einmal da hineinführen, denn das müsse sie sehn. Dazu wars ja nicht gekommen und nun, als sie kaum den Anschlagzettel gesehn hatte, wars ihr gleich wie ein Blitz in die Glieder gefahren. Der gute Georg! Noch im Grabe würd er sich freuen, wenn sie nun wirklich den *Faust* sah. Die hellen Thränen standen ihr in den Augen und ihre Lippen zitterten.

Sie kamen noch eine Weile vor Beginn der Vorstellung an. Wolfgang kaufte Billets und ging dann, um etwas zu essen zu holen. Bis zum Schluß würden sie's unmöglich vor Hunger aushalten können, meinte er. Während er fort war, ging Lene in der Halle unten auf und nieder. Plötzlich hörte sie sich anrufen: "Lene! Lene! Sie hier? "

Die lange Flora wars, die sich vom Arm eines vierschrötigen Unteroffiziers von den Franzern⁶ losmachte und lachend auf Lene zukam. "Nanu? Sie hätt ich hier jar nicht vermutet. Sind Sie allein?"

Lene war verlegen, sie wurde sogar rot. "Nein – das heißt – " Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

"Ach so!" lachte die andre, die einen Kopf größer war als Lene, und immer vornüberzufallen drohte, während alles an ihrer hellblonden, eckigen Erscheinung wippte und wackelte. "Na, also endlich auch 'n Bräutijam anjeschafft! Sie sind doch auch mal bloß ne Heimliche, das hab ich mir immer jedacht. Unsereins kann ja jar nich anders und es hätte ja auch jar keinen Sinn. Das da is meiner!" Und sie zeigte auf ihren Unteroffizier, der schnurrbartdrehend die Vorbeikommenden musterte.

"Sie sind also verlobt?" fragte Lene etwas verwirrt.

"Na, Engelchen, thun Se man nich so! Heiraten wird er mir nu woll nich jrade. Aber er jeht mit mir. Und Ihrer? Hat der denn ernste Absichten? Ach, so was sagen se immer, nachher is es aber doch nischt damit. Man bloß nich darauf reinfallen! Alles Jute mitnehmen, was so dabei abfällt, und im Übrigen keene Flausen in'n Kopp. Ne, wenn mein Willem morjen sagt: *Adje, Flora, ich hab ne andre*, na, denn auch jut, denn ihm lachend die Hand jegeben und heidi! Und man find't immer 'n andren. Man bloß nich solche Sachen triste nehmen. Wär man schöne dumm – Aha, das is Ihrer? Na, das is ja nu schon was Feineres. Darauf werden Sie nu doch nich jar spekulieren wollen?" Und lachend drückte sie Lene die Hand, nickte dem herantretenden Wolfgang ganz kordial zu und hatte im nächsten Augenblick sich schon wieder an den Arm ihres Unteroffiziers gehängt.

⁵ Die von herzog georg II. weitgehend persönlich durchgeführten reformen im meininger hoftheater (1866-74) gehören zu den bedeutendsten, bis heute relevanten erneuerungen des deutschsprachigen theaters.

⁶ Angehörige des Gardegrenadierregiments *Kaiser Franz*

"Wohl ne Kollegin?" fragte Wolfgang, während er mit Lene die Treppen zum dritten Rang hinaufstieg.

"Ja." Lene war immer noch ganz rot und wie verstört. Was die lange Flora gesagt hatte, hatte ihr wehgethan, wie ein körperlicher Schmerz, – sie wußte nicht recht, warum? Sie hatte an alles so etwas gar nicht gedacht, sie war in so gehobener, fast weihevoller Stimmung gewesen. Und nun war's ihr, als hätte eine rauhe Hand sie berührt. Am liebsten wäre sie gleich wieder umgekehrt, Vergnügen würde sie ja nu doch nicht mehr von der Vorstellung haben. Wie dumm das alles war!

"Die sieht aus wie Eine, die's Leben versteht", meinte Wolfgang, indeß Lene schweigend, mit gesenktem Kopf neben ihm die Stufen emporklomm.

Oben in den Bänken herrschte schon reges Leben, fast alle Plätze waren besetzt. Auch der übrige Zuschauerraum füllte sich rasch. Es war ein unruhiges Hin und Her, ein Sesselklappen und Stimmengewirr. Als sie saßen, zog Wolfgang seine Eßwaren, Brot und kaltes Fleisch, in Zeitungspapier gewickelt, aus der Tasche. Lene hatte vorher Hunger gehabt, jetzt mochte sie nichts essen. Aber etwas andres fiel ihr ein, Sie rechnete halblaut alles zusammen, was Wolfgang für sie ausgelegt hatte, neulich in der kleinen Konditorei in der Taubenstraße und nun heute. Sie wußte noch alles ganz genau, keinen Pfennig vergaß sie, selbst die Pferdebahn wurde berechnet. Und es war ganz vergeblich, daß Wolfgang Einspruch erhob. Nein, nein, wenn er das Geld nicht nahm, waren sie heute das letzte Mal zusammengewesen; entweder – oder. Sie ließ sich nichts schenken, sie hatte das nicht nötig. Nur unter der Bedingung, daß sie immer alles selbst bezahlte, konnte sie wieder einmal mit ihm gehen.

Wolfgang mußte sich endlich fügen. "Sind Sie ein Eigensinn!" sagt er. "Aber ich schenke das Geld nachher einem Armen, darauf verlassen Sie sich."

Endlich erscholl das Glockenzeichen und der Vorhang ging auf. Lene war enttäuscht, daß keine Musik spielte. Auch der lange Monolog, von dem sie fast nichts verstand, fesselte sie nicht; zudem waren ihre Gedanken noch anderweitig in Anspruch genommen. Erst allmählich wurde ihre Aufmerksamkeit erregt. Das Erscheinen Mephistos regte sie so sehr auf, daß sie zitterte. Sie begriff gar nicht, daß in ihrer Nähe geflüstert wurde und daß Einer sogar lachen konnte. Nach und nach wurde ihr ganz weihevoll zu Mut, *andächtiger, als in der Kirche selber*, sagte sie sich. Im Zwischenakt wollte sie nicht sprechen. Wenn Wolfgang sie etwas fragte, nickte oder schüttelte sie nur mit dem Kopf. Stellenweise schloß sie die Augen, wie wenn es ihr zu viel würde, das alles zu sehn, oder als wollte sie sich vorstellen, daß sie nur träume.

Wolfgang beobachtete sie unausgesetzt, wie die Farbe in ihrem Antlitz kam und ging, wie ihre Augen immer größer wurden, wie sie sich immer weiter vorbeugte, wie ein Schauer hin und wieder ihre schlanken Glieder durchrieselte. Wie in einem Bann gefangen saß sie zuletzt da. Sie lebte nur noch die Vorgänge auf der Bühne mit. Einmal,

ohne es selbst zu wissen, griff sie wie in Angst oder in einem instinktmäßigen Mitteilungsbedürfnis nach seiner Hand und ließ sie ihm, als er sie nun festhielt. Die Hand war glühheiß und die Pulse zuckten und pochten darin. Wolfgang begriff das alles nicht recht, er vermochte sich die Seele dieses Mädchens, das hier eine Wunderoffenbarung erlebte, nicht hineinzusetzen. Er selbst hatte an der Aufführung allerlei auszustellen. Und gerade weil er Lene so verzückt sah, wurde seine kritische Widerspruchslust geweckt. Er nörgelte an einzelnen Betonungen herum und ereiferte sich über Lücken, die nach ihm jedes Verständnis des Ganzen unmöglich machten. Aber Lene hörte gar nicht auf ihn. In den Zwischenakten schien sie nur das Gesehene innerlich noch einmal durchzuleben. Sie lehnte jedes Geräusch ab, sie aß auch nichts. Bei Gretchens schmerzdurchzittertem Gebet vor dem Marienbilde liefen ihr die Thränen über die Wangen herunter, so daß die Umstehenden aufmerksam wurden, sich anstießen und leise kicherten. Wolfgang genierte sich. Er hatte schon ein rauhes Wort auf den Lippen, um Lene wieder in die Wirklichkeit zurückzurufen, aber er brachte es nicht heraus; sie rührte ihn nun doch. Aber er hatte ein Gefühl der Erleichterung, als das Stück zu Ende ging. Lene sah so entgeistert, so in ihrem Innersten aufgewühlt und durchschüttelt aus, daß ihm fast angst dabei zu Mute wurde.

Als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war und alles um sie herum zum Aufbruch rüstete, blieb Lene noch immer wie gelähmt sitzen. "Nun ist die Geschichte aus", sagte Wolfgang ungeduldig, "kommen Sie nur!" Fast willenlos ließ sie sich von ihm fortziehen und die Treppen hinunterführen.

Draußen schauerte sie in der klaren Luft zusammen, schwer hing sie an seinem Arm. *Wenn ich jetzt ein Lump wäre*, – dachte er. Dann schüttelte er's von sich ab. "Wohin wollen wir?" fragte er.

Sie schwankte wie willenlos neben ihm her. "Bringen Sie mich nach Hause, ja? O mein Gott!"

"Ist Ihnen etwas, Lene?"

"Nein, nein. Aber wissen Sie, so etwas – ! Herrgott, ist das schön! Daß es so etwas gibt! Und wenns auch so furchtbar traurig ist, – recht gethan hat sie ja doch, – sie konnte ja gar nicht anders – Ach, ist das eine Welt!"

Sie hielten den Omnibus an, der die Friedrichstraße bis zur Kurfürstenstraße hinunterfuhr und stiegen ein. Lene konnte sich plötzlich kaum mehr schleppen. Auch im Omnibus⁷ saß sie in eine Ecke gekauert und brütete vor sich hin, nur manchmal mit dem Kopf schüttelnd, wie wenn sie noch immer aus der Verwunderung über all das Erlebte nicht herauskönnte. Er saß neben ihr, hielt ihr Hand und redete halblaut auf sie ein, ohne daß sie viel antwortete. So rollten sie die lange, lichterhellte,

⁷ Es handelte sich um einen pferde-omnibus. In einem berliner lied jener zeit heißt es: "Ach, wie ist's gemütlich auf der Pferdebahn. Det eene Pferd, det zieht nich, det andere, det is lahm."

menschendurchflutete Straße zwischen all den klingelnden Pferdebahnwagen und rasselnden Gefährten hinab.

Als sie an der Ecke der Taubenstraße ausgestiegen waren, erinnerte er sie daran, daß sie noch gar nichts gegessen hatte. Auch er hatte wieder Hunger. Sie sollten zusammen essen gehen. Aber Lene weigerte sich, sie konnte jetzt nicht essen. Sie wollte sich jetzt oben in die stockfinstre Stube setzen und alles von vorn an noch einmal erleben, was sie gesehn und gehört hatte. Das war ihr heut grad das rechte, weiter konnte sie doch nichts thun oder denken. Noch an ihrer Hausthür bestürmte Wolfgang sie, wenigstens in der kleinen Konditorei drüben noch einen Schlummertrunk mit ihm zu nehmen. "Morgen, morgen!" Damit riß sie sich los.

"Ich erwart Sie bestimmt", rief er ihr nach. "Gute Nacht!"

"Gute Nacht!" klang es zurück.



Vier Wochen später fuhren Wolfgang und Lene an einem strahlenden, warmen Frühlingssonntag nach Wannsee. Sie hatten sich das lange gewünscht; aber entweder war Sonntags das Wetter schlecht gewesen oder ihr Geld hatte nicht dazu gereicht. Denn wenn man schon einmal ging, wollte man auch flott leben; lieber zu Hause bleiben, als bei solcher Gelegenheit knausern.

Inzwischen hatten sie sich so ziemlich alle Tage gesehn. Entweder auf der Straße, – wenn der Abend schön war, machten sie auch wohl noch einen Spaziergang unter den Linden, – oder in ihrer kleinen Konditorei, wo man sie nun schon lange kannte und wo sie sich wie zu Hause fühlten. Sie wußten es jetzt schon gar nicht anders mehr, als daß sie sich irgendwo trafen und beisammen waren. Bloß zu ihm wollte Lene niemals mit, obgleich er ihr's mehrfach vorschlug, besonders wenn es regnete, und ihr versicherte, es würde ganz gemütlich werden und es sei eine miserable Ziererei und Prüderie von ihr, sich zu weigern. Ihre Grundsätze hatte sie nun einmal und daran hielt sie fest, wie sie sich denn auch nie von ihm freihalten ließ, sondern mit peinlicher Ehrlichkeit jeden Pfennig berechnete und zurückgab, den er für sie auslegte. Im übrigen aber waren sie gute Freunde geworden. Er sah sie wie einen Kameraden an, mit dem man nicht gerade über das Tiefste und Heiligste in der Brust redet, mit dem man aber immer gern zusammen ist, vor dem man sich nicht geniert und der Einem fehlt, wenn er nicht da ist. *Sie ist ein lieber Kerl!* Das blieb sein Urteil über sie. Vertraulichkeiten nahm er sich nie gegen sie heraus. Er hatte sich das vorgesetzt und er hielt daran fest, er merkte auch, wie hoch sie es ihm anrechnete. Daß er ihr einmal über die Wangen hinstrich oder sie am Ohr zupfte, zählte nicht mit.

Es wußten nun schon ziemlich viele, daß er ein *kleines Mädchen* hatte. Endlich! Man fand sogar, daß er gar nicht übel gewählt hatte, man begriff nur nicht, warum er sich so mit ihr genierte, warum er überhaupt nicht lieber mit ihr zusammenzog. Dabei duzte er Lene nicht einmal.

Sie ihrerseits war anfangs wütend geworden, wenn man darauf stichelte, daß sie *mit Einem ging*. Sie hatte ein reines Gewissen. Mit der Zeit wurde sie trotzig. Wen ging es denn etwas an? Und die alle wußten natürlich nicht, daß man *bei so was anständig bleiben konnte*. Mochten sie doch denken, was sie wollten! Für sie war es ein ideales Moment in ihrem Leben, das einzige, diese Freundschaft mit Wolfgang. Sie hielt sich daran, wie an etwas Hohes und Schönes, das Licht über ihr ganzes übriges Dasein ausstrahlte, und es machte sie freudig und sicher. Gedanken machte sie sich weiter nicht darüber, das lag nicht in ihrer Natur. Sie war von einer unverwüstlichen Heiterkeit. In all den langen Stunden einer mechanischen, ermüdenden Fingerarbeit dachte sie an das abendliche Beisammensein mit Wolfgang und an die vergnügten Sonntage, die schon gewesen waren und die noch kommen würden. Das stimmte sie immer munter und arbeitskräftig. Sie sang jetzt oft mit ihrer hellen, weichen Stimme vor sich hin.

Heute war sie fast ausgelassen lustig. Also endlich nach Wannsee! Das hatte ihr immer als das Schönste und Höchste vorgeschwebt. Die Mädchen im Arbeitssaal hatten ihr davon erzählt, wenn sie mit dem Draht und den bunten Zeugfetzen sich die Hände zerarbeiteten, und selbst die Tante redete davon, wie von etwas, was nur für die Reichen und Vornehmen da war, wo arme Leute aber nicht hinkamen. Wolfgang jedoch hatte gleich gesagt: "Am ersten schönen Sonntag fahren wir hinüber!" Und nun wars so weit. Lene hatte zum ersten Mal ein weißes Kattunkleid an, das sie selbst geschneidert hatte. Sie sah mit ihrem blumenbedeckten Strohhut und dem reichen Blondhaar so jugendfrisch und reizvoll aus, wie nie. Ihre Wangen glühten, in den Augen leuchtete es von Lust und Laune.

So war sie ihm am Wannsee-Bahnhof⁸ entgegengetreten, wo sie schon auf ihn gewartet hatte, so saß sie ihm jetzt im Coupé gegenüber, ganz Beweglichkeit und zappelnde Vorfreude. Und draußen ein mild-blauer Sommerhimmel und überall geputzte Menschen und freudiges Gedränge. Auch Wolfgang war gut aufgelegt. Er hatte diese letzten Wochen viel gearbeitet, er hatte endlich sein Drama fertig gemacht, das er als das Hauptwerk seines Lebens betrachtete. Seit fast drei Jahren bosselte er daran herum. Der Entwurf stammte noch aus seiner ersten Studentenzeit; immer wieder hatte er es in Angriff genommen und unbefriedigt beiseite gelegt, manchmal sogar mit trotzigem Eifer auf etwas anderes sich geworfen, um es zu vergessen, um es abgethan sein zu lassen. Es war doch immer aufs neue aufgetaucht, hatte ihn innerlich beschäftigt und an ihm herumgenagt. Er konnte sich schließlich gar nicht mehr davor retten, so oder so muß er zu Ende kommen. Nun hatte das Westend-Theater eine Konkurrenz für moderne Schauspiele ausgeschrieben, und Ottomar Höffert saß als Präside im

⁸ Ein damaliger teilbereich des Bahnhofs Potsdamer Platz für die strecke nach wannsee.

Preisrichterkollegium. Da hatte Wolfgang sich kurz entschlossen und sein Stück eingesandt. Mit einem einzigen Wurf konnt er nun sein Glück machen. Wenn ihm der Preis zufiel, wenn das Stück auch nur zur Aufführung angenommen wurde, war die entscheidende Wendung in seinem Leben endlich da, auf die er nun Jahre und Jahre lauerte. Und dann ging es vorwärts und aufwärts, – im Sonnenschein, – zum Licht!

Als er das Stück abgesandt hatte, war noch eine gedrückte, unklare Zweifelsstimmung in ihm gewesen; – am Ende war es doch wieder nichts; er hatte den Schluß viel zu sehr überstürzt und das Ganze war nicht aus einheitlichem Guß. Aber seit es fort war, war er plötzlich voll der kühnsten Zuversicht. Er hatte sich nur nicht genugthun können, es hatte ihm mit Gewalt aus den Händen gerissen werden müssen, dies Werk seiner ganzen Jugendzeit. Aber es war etwas, es konnte sich sehn lassen, es mußte zünden. All seine Kraft war darin ausgeströmt, das Wollen und Können seiner besten, kräftigsten Jahre. Wie ein eingeschlossenes Feuer muß es daraus hervor glühn und leuchten. Und Ottomar Höffert würde Augen machen! Den ersten Akt kannte der schon lange. Dazu hatte er nicht *ja* und nicht *nein* gesagt; ganz gegen seine Gewohnheit, – und sein Urteil war sonst immer schon nach der *Löwentatze* fertig und so klar, scharf und hart, daß man meist gar nichts einigermaßen Vernünftiges darauf zu erwidern wußte, – nur: *wird wohl nie fertig werden*, hatte er gesagt. Nun war es fertig und Wolfgang erwartete eigentlich jeden Tag ein Billet mit den völlig unleserlichen Krähenfüßen des Freundes, worin dieser ihm in seiner lakonischen Art mitteilte, wie erstaunt er gewesen sei und daß der Preis unzweifelhaft Wolfgang Voglers '*Genialen Menschen*' gebühre. So ungefähr würde das Schreiben lauten: *Vorläufige Mitteilung! – Gefunden und erkannt. Überraschend famos. Nie zugetraut. Staatskerl. Nehme alles zurück; diesmal selbst der Esel gewesen. Von mir aus Preis dir sicher. O.H.*

Während der ganzen Eisenbahnfahrt und während Lene ihm gegenüber strahlend und munter von tausend lustigen Dingen sprach und draußen der Himmel wie eine blaue Riesenglocke über der Welt lag, variierte Wolfgang bei sich den Wortlaut jenes Briefes. Morgen konnt er schon eintreffen. Ottomar Höffert war ein schneller Arbeiter, dem gings flott von der Hand. Und wenn er bei der ersten Durchsicht der eingegangenen Stücke das von Wolfgang fand, nahm er's natürlich zu allererst vor. Warum also nicht morgen? Wolfgang konnte an gar nichts andres denken, als an sein Stück. Er hätte auch immerfort davon sprechen mögen. Freilich mit Lene – nein, das ging nun doch nicht. Es war schade, aber von so etwas verstand sie einmal nichts. Da stieß er gleich mit dem Kopf an die Schranke zwischen den zwei Welten, in denen sie lebten. Und im Grunde: draußen war die Sonne und der Frühling und das Leben. Welch ein Thor war er, an etwas andres zu denken! Warum nicht den Augenblick wahrnehmen, – gedankenlos genießen? Daß er sich doch immer selbst um alle guten Stunden im Leben betrog! Eine trotzig Lust überkam ihn. Er sah Lene an. "Heut wollen wir aber einmal vergnügt sein!" sagte er und drückte ihre Finger zwischen den seinen. Und als sie ihm verwundert zulachte, erzählte er ihr nun doch alles, – nichts vom Inhalt seines Stückes, keine

Einzelheiten, aber von seinen Hoffnungen und von der Zukunft, die sich für ihn darauf aufbaute. Er mußte über sich selber lächeln, als er zu Ende war.

Lene aber hörte ihm aufmerksam zu und nickte ihm hin und wieder nachdenklich ins Gesicht. Er hatte die Empfindung, als ob sie ihm eigentlich etwas hätte sagen wollen und als ob das ungefähr gelautet haben würde: *Wie Sie so etwas nun reizen kann! Und ich glaub auch gar nicht dran, daß es so wird. Aber was schadets denn auch? Das macht das Glück ja nicht aus. Und für mich werden Sie dadurch nicht besser und nicht schlechter.* Sie unterdrückte das aber wieder, weil sie wußte, es würde ihm wehthun. Sie sagte nur: "Das wäre schön – für Sie." Sonst nichts.

Mit einer leichten Verstimmung blickte er auf die Kiefern des Grunewalds hinaus, die jetzt schwärzlich-grau gegen den lichtblauen Himmel zu ihrer Linken standen und den fliegenden, weißen Rauch der Lokomotive mit ihren Wipfeln auffingen. Warum hatte er auch zu ihr geredet!

Endlich waren sie da und Lene sprang ihm ausgelassen voran zum Koupee hinaus auf den Perron. Sie wäre beinahe einem Herrn in die Arme gesprungen, der eben nebenan aus einem Koupee zweiter Klasse gestiegen war. "Ach, entschuldigen Sie!" stammelte sie und wurde rot.

Der Herr sah sie an und lachte. Beide hatten sofort den Gedanken: *Wir kennen uns doch!*

"Fritz Doppler!" rief Wolfgang, der jetzt ausstieg. Der Herr in der eleganten, hellgrauen Sommerkleidung, einen buntbeänderten Strohhut auf dem Kopf, streckte Wolfgang die grau behandschuhte Rechte entgegen. "Alter Junge! Freut mich von Herzen. Kriegen uns ja gar nicht mehr zu sehn. Wie geht's? Wie stehts? Sonntagspartie nach Wannsee? Und mit – ah! jetzt weiß ich, wo ich – Richtig! Na, ich gratuliere. Bist ein glücklicher Kerl."

"Rede keinen Unsinn", brummte Wolfgang. "Gar nichts zu gratulieren. Bist du allein? Wo ist denn deine Frau?"

Der Andre seufzte ein bisschen, sah aber immer Lene an, deren Wangen noch glühten. "Ja, ich bin allein", sagte er gedehnt. "Das heißt: meine Frau sucht Quartier für uns. Sie hat sich darauf kapriziert, den Sommer – oder doch einen Teil des Sommers – hier in Wannsee zu verleben. Silbermanns wegen. Die haben hier eine Villa. Nun ist sie schon heute früh herübergefahren und konnte mich dabei nicht brauchen. Ich komme jetzt nach – Gehen wir?"

Er hatte Wolfgang's Arm ergriffen und zog ihn fort. Er war sichtlich aufrichtig erfreut über die Begegnung. Und während Lene vor ihnen herging, flüsterte er Wolfgang zu: "Hab dich schon damals beneidet, du. Also endlich bekehrt? Na, wer solchen Fang

macht – Alter Junge, wenn du wüßtest – !" wieder seufzte er ein bisschen. "Aber stell mich doch mal vor, du!"

"Ach, du bist wohl nicht recht –", wehrte Wolfgang ab.

"Na, was soll denn das heißen? Ich bitte dich im vollen Ernst drum."

"Mein'twegen! Wenns dir Scherz macht –" Er zuckte die Achseln. "Lene! – Hier, Herr Fritz Doppler wünscht Ihnen vorgestellt zu werden."

Lene hatte sich umgedreht. Ihr Gesicht brannte. Sie wußte im ersten Augenblick nicht recht, ob es sich hier um Ernst oder Scherz handle. Dann machte sie einen etwas ungeschickten Knix und sah Wolfgang halb fragend, halb vorwurfsvoll an. Es war ihm merkwürdig, daß sie plötzlich ihre ganze Unbefangenheit verloren hatte, die ihr sonst in allen schwierigen Lagen treublieb.

"Allerliebste", murmelte Fritz Doppler zwischen seinen schönen, weißen Zähnen und gab ihr die Hand. "Freue mich sehr, Fräulein. Schöner Tag heut, was? Ach ja, wenn man jung ist – !" Und er seufzte. Die Lider, die sich vorher in die Höhe geschoben hatten, fielen müde und schlaff wieder über die schönen, blauen Augen zurück, die sie halb verdeckten.

"Na, was das angeht –", lachte Lene, die ihre Verlegenheit jetzt überwunden hatte.

"Jung gewesen, jung gewesen, liebes Fräulein! Auf die Jahre kommst nicht an. Kettenhunde altern rascher, als Jagdhunde. Na, das verstehn Sie nicht. Aber ich kann Ihnen sagen: wenn ich Sie so ansehe, – ich könnte – Weshalb gehst du eigentlich so rasch, Wolf? Die Villa von Silbermanns muß hier nächstens sein und da treff ich meine Frau. Wunder überhaupt, daß sie mich nicht abgeholt hat."

Er sah sich etwas ängstlich rund um. Sie waren die Straße hinabgegangen, an der sich die eleganten Landhäuser in vornehmer Abgeschlossenheit aufrehten, und blickten in alle diese blumigen, stillen Baumgärten hinein, wo auf den geschorenen, englischen Rasenplätzen die Fontainen ihre Strahlen warfen und man zwischen dem Laub der Zweige den lichtblauen Spiegel des Sees drunten glitzern sah, den die buntbewimpelten Kähne durchfurchten. Mehr als einmal war Lene schon stehn geblieben, um entzückt das alles zu überschauen. Es war noch schöner, als sie sich's vorgestellt hatte. Besonders die anmutigen Seeufer drunten, an denen die schmucken Villen sich aus dunklem Laubhintergrund heraufhoben, entlockten ihr wiederholt Ausrufe frohen Erstaunens. Fritz Doppler beobachtete das alles mit sichtlichem Wohlgefallen, während Wolfgang Lenes Enthusiasmus übertrieben und die Art, ihn zu äußern, plebejisch fand. Er ermahnte sie, sich nicht zu auffällig zu benehmen, sie wären hier nicht allein und es sei auch nicht anständig. Ihm selbst imponierte nur das ruhige, aristokratische Air dieser Villen, die ungesuchte Vornehmheit, die ihm daraus entgegenströmte. Wer hier wohnen, hier arbeiten könnte!

"Ich begreife dich nicht," sagte Fritz Doppler, "laß sie doch! Sie ist ja entzückend. Ich glaube, Kerl, du weißt gar nicht, was du an der hat. Diese unverdorbene Frische! Das ist ja wirkliche, waschechte Natur, Mensch. Glückspilz, so was in Berlin aufzugreifen! Und dieser Verblendete möchte noch an ihr herumschulmeistern. Das is 'n Sakrileg, du!"

"Wer sind diese Silbermanns eigentlich?" fragte Wolfgang ablenkend.

"Ach so, die kennst du gar nicht. Wenn du freilich nie zu uns kommst – Schneidest uns ja permanent. Und man möchte so gern mit dir 'n frischen Zug hereinbekommen, von all den alten, lieben Kerlen mal wieder was hören. Du hast natürlich keine Ahnung davon, wie man sich nach dergleichen sehnen kann."

"Nein, offen gestanden: wirklich nicht. Und ich passe in eure Kreise ja auch gar nicht. Es widerstrebt mir, mich als Proletarier da einzudrängen. Ich fühle mich nicht wohl dabei. Ich komme mir immer beargwöhnt vor. Deine Frau kann mich so wie so nicht leiden. Und ich bin kein Potsdamer, weißt du, ich mag nicht schinden."

"Ach herrjeh," machte Fritz verächtlich, "dieser Plebejerstolz! Nein, wenn du noch sagtest, es wär dir zu langweilig bei uns, *à la bonne heure!* Dann müßt ich dir im Stillen recht geben. Aber das – ! Puh! – Willst du ne Cigarre?"

Er hatte ein silbernes Etui hervorgeholt und bot es Wolfgang aufgeklappt an. "Nein, danke", sagte Wolfgang nach kurzem Kampf. "Sie sind mir zu gut, sie verderben mir den Appetit auf meine Sorte. – Du wolltest mir ja von diesen Silbermanns erzählen."

"Wie du willst", sagte Fritz phlegmatisch und steckte das Etui wieder ein. "Gegen Eigensinn ist nichts zu machen. Also Silbermanns. Na, du wirst doch den Bankier Isidor Silbermann wenigstens dem Namen nach kennen? Kennt ja jeder Mensch. Er hat sich jetzt ganz vom Geschäft zurückgezogen, ein Neffe hats übernommen, Söhne hat er ja nicht, bloß eine Tochter, die Rosa, die immer schon die Busenfreundin meiner Frau war. Mit der ist er ein Jahr lang in der Welt herumgezogen, Winters in Ägypten, Sommers in den Bädern, weil er ein Rückenmarksleiden hat. Nun ists ihnen über geworden und sie wollen zu Hause bleiben. Na, wer's so haben kann, wie die!"

Wolfgang lachte. "Als ob du's schlechter hätt'st, Sybarit!"

Fritz mußte in das Lachen mit einstimmen. "Na ja, freilich. Das vergess ich immer. Wenn mans so gar nicht zu schätzen weiß – "

"Ach du! Mach dich doch nicht lächerlich! Meinst du, ich glaub dir, du würdest tauschen?"

Fritz warf sich mit tragischer Miene in die Brust. "Jederzeit. Mein Wort drauf! Du verstehst das nicht, denkst, ich posiere, – ja, ja, ja! Laß dich nicht gelüsten! Du hasts besser, tausendmal besser. Und wenn ich gar die da ansehe – " Er wies auf Lene, die,

das Gesicht gegen ein Gartengitter gepreßt, dastand und sich nicht trennen konnte von dem Anblick, der sich ihr bot.

Wolfgang schnippte mit den Fingern. "Larifari! Wenn man Ernst machen wollte, kröchst du ja doch wieder zurück – "

"– in die goldne Hundehütte," ergänzte Fritz ingrimmig, "nicht? Kann sein, kann sehr wohl sein. Ich will mich gar nicht besser machen, als ich bin. Das Wohlleben erschläfft, die Gewohnheit tötet. Ich bin nie ein Muster von Energie gewesen. Aber wenn mir Einer den Weg in die Freiheit zeigte – wenn ich dort einen Lohn wüßte, der mir winkte, der den Kampf wert wäre, – glaube mir, Wolf –" Er preßte krampfhaft Wolfgangs beide Handgelenke. Dann sah er sich, plötzlich zusammenfahrend, um. "Hier irgendwo muß die Villa sein. Wenn meine Frau – Du, dabei fällt mir ein: Rosa Silbermann interessiert sich für dich. Ich hab ihr deine *'Verfehlte Liebe'* gegeben und sie findet sie riesig talentvoll. *Es könnt was aus dir werden*, sagt sie ganz gönnerhaft. Ein unheimlich gescheidtes Frauenzimmer, sag ich dir. Red't wie'n Buch. Kennt alles, begreift alles. *Dich müßt Einer erst mal strenge in die Kandarre nehmen*, hat sie gesagt, *dann würd'st du 'n ganz famoser Hochtraber* – Na, auf bald also, ja, altes Haus? Offen gesagt, ich möcht nicht gern, daß meine Frau mich – " Wieder sah er sich scheu um. "Wegen deines kleinen Mädchens, weißt du. Sie ist so schauerhaft ehrpußlig und spießig. Was mich betrifft, so hat mich der bloße Anblick der Kleinen schon erfrischt, wie ne kalte Morgendouche. Na also, du nimmst es nicht übel?"

"Keine Idee."

"Geht Ihr zum Pavillon? Wie gern käm ich nach! Statt in dieser gebildeten, ehrbaren, zahlungsfähigen Atmosphäre mich zu langweilen. Ach, du ahnst ja gar nicht, Junge, was für eine brennende Sehnsucht man nach der Bohème haben kann! Der Teufel hole die sogenannte Wohlanständigkeit! - Na, sags nicht weiter. Adieu, Fräulein! Ich hoffe, ein ander Mal die Ehre zu haben, näher mit Ihnen bekannt zu werden. Adieu, Wolf! Nutz dein Glück aus, Mensch! Begreifs doch, wie glücklich du bist! Auf Wiedersehn!"

Er winkte noch ein paarmal wehmütig mit der Hand zurück und verschwand dann eilfertig in einem der nächstgelegenen Villengärten, dessen Gitterthür klappend hinter ihm zuschlug.

"Ist der drollig!" sagte Lene und lachte. "Aber wissen Sie was: ich kann ihn gut leiden. So ein hübscher Mensch und so gar nicht glücklich! Das sieht man ihm ja an. So treuherzige, traurige Augen! Ich hab ihn gleich wiedererkannt von damals her."

Wolfgang wurde von einer eifersüchtigen Regung angewandelt. "Ach, lassen Sie doch den Waschlappen! So 'n richtiger Schürzenheld! Na natürlich, der kann auch bloß den Weibern gefallen. Ist ja aber alles Redensart bei ihm. Wenns zum Klappen kommt, würd er sich hüten und aus seinem seidenen Schlafrock herausschlüpfen, um den blauen

Arbeitskittel wieder anzuziehn. Der! Du lieber Gott! Das weiß er ja auch selbst ganz gut. Ist bloß alles Rederei bei ihm, weils ihm ein Air giebt, weils ihn interessant macht. Mit Speck fängt man Mäuse. Seine Frau weiß ganz gut, warum sie ihn nicht vom Schürzenband läßt; allen Frauenzimmern würd er sonst nachlaufen und sich von ihnen darüber trösten lassen, daß er Millionär sein muß. Solch Marzipanmensch! Von all dem Zuckerwerk, das er schleckt, wird er bloß so dick."

Wütend ging Wolfgang weiter. – "Wie man nu so von einem Freunde reden kann!" meinte Lene kopfschüttelnd.

"Ach na, schließlich," räsionierte er, "es muß Einem ja doch über werden. Immer er und immer er! Auf den kommt alles im Leben. Schreiben könnt er, wenn er nur bloß wollte, wie'n junger Gott. Und dann immer noch lamentieren, immer noch bedauert sein wollen! Das wird Einem ja doch zum Ekel."

Da war die Villa, in deren Garten Fritz Doppler verschwunden war! Wolfgang litt nicht, daß Lene stehn blieb, um hineinzuschauen, wie sie Miene machte. "Vorwärts! Vorwärts!" drängte er. Er hatte gesehn, daß eine weibliche Gestalt auf einer der Terrassen stand und er wollte nicht mit Lene gesehen werden. Nur verstohlen, als sie schon am Gartengitter vorüber waren, blickte er zurück. Die Villa war eine der vornehmsten hier, der Garten schien sich bis zum See herunterzuziehn. Mächtige Rhododendronbüsche und Azaleengruppen hoben sich von dem glatten, lichten Grün der Rasenplätze ab; zwischen Blutbuchen und hoch wuchernder Canna blickte man auf Ruhesitze unter den Wipfeln alter Linden, mit herrlichen Ausblicken auf Wald und See. Alles atmete Wohlbehagen und vornehmen Geschmack.

Wolfgang wurde von einem ingrimmigen Neidgefühl gepackt. Vielleicht wars auch eine Empfindung der Verlassenheit, des Ausgestoßenseins, was ihn überfiel, – er wußte es selbst nicht. Warum ihm nicht das alles, was dem da in den Schoß gefallen war, ohne daß er's zu schätzen wußte? Er hätte es geschätzt. Ein wilder Trotz, ein heißes Anlehnungsbedürfnis gärten in ihm auf. Er hätte plötzlich Lene in leidenschaftlichem, Ungestüm an sich reißen mögen, nur um zu wissen, zu fühlen: das ist etwas, was mein ist, – ganz mein, – das hab ich vor euch allen voraus! Und dann kamen ihm wieder gleißende Zukunftsbilder: sein Stück schlug ein, erlebte hundert, hundertundfünfzig Aufführungen hintereinander, ging über alle Bühnen im Reiche, er wurde mit einem Schlage ein berühmter Dramatiker, er wurde reich, sehr reich, er konnte sich aus eignen Mitteln eine Villa am Wansee bauen, – das war denn freilich mehr, als wenn man sich ins warme Nest setzte, wie Fritz Doppler! Wie er dann auf alle diese Geldprotzen, diese Börsenjobber herabsehn würd, die sich hier mit dem erschwindelten, ererbten, erspekulierten Gelde eingenistet hatten, wie die Schmeißfliegen, die sie ja im Grunde auch waren, – wie er sie verachten würd!

Lene klatschte in die Hände. "Ist das hübsch! Da wollen wir hin, ja?"

Wolfgang sah wie aus einem Traum auf. Unter ihnen lag der *Schwedische Pavillon*⁹ am See, der große Garten dicht gefüllt mit Menschen; eben war ein Dampfer angekommen, Kähne schaukelten sich überall auf der silberig glitzernden Flut, bunte Fahnen flatterten an langen, weißen Ständen lustig im Winde. In ihrer frohen Erregung hatte Lene sich an Wolfgang's Arm gehängt, was sie sonst nie unter Menschen that. Ihm war es recht. Er sah ihr ins Gesicht, als ob er sie eigentlich zum ersten Mal sähe. Wahrhaftig: Fritz Doppler hatte im Grunde recht, sie war sehr hübsch und reizvoll und man konnte ihn beneiden. Und wenn er erst reich war und sich seine Villa dort mitten unter die andren großprotzigen Villen gebaut hatte, konnte er sie ja heiraten. Warum nicht? Sogar, ohne sie vorher in ein Damenpensionat zu schicken. Recht zum Torte für alle diese gebildeten, fein erzogenen Dämchen aus der Plutokratie. Schon bloß deshalb, bloß um die zu ärgern, würd er es thun. Aber allerdings auch nur erst, wenn er ein gemachter Mann war. Dann konnt er sich das leisten. Jetzt – du lieber Gott! Das hätt ihm fehlen sollen, sich auch noch einen Stein ans Bein zu binden. Aber wenn er sie nachher wirklich heiraten wollte, konnt er ja jetzt –

Er riß seinen Arm, zornig über sich selber, aus dem Lenes. Pfui über ihn! Daß ihm doch immer wieder dies Eine aufstieß! Er war wirklich nicht besser, als die, auch nicht den kleinsten Schein besser. Aber weshalb hatte Fritz Doppler ihm vorher auch so warm gemacht? Das Eine, was er wirklich mehr und besser besaß, als alle diese Glückspilze, hätt er doch wenigstens ausnutzen sollen. Ein anderer an seiner Stelle – Er war eigentlich wirklich ein Dummkopf mit seiner zwecklosen Gewissenhaftigkeit. Was kam dabei heraus? Was frommten überhaupt Grundsätze in dieser verrückten und verderbten Welt? So, wie es hätte gehen sollen, ging ja doch nichts darin, alles drunter und drüber. Wenn man das bischen Gute, was sich Einem bot, also an sich riß, die gemeine Ungerechtigkeit im Leben etwas ausglich – Wenn er selbst es nicht war, wars ein anderer, – früher oder später – Das war ja nun einmal das Los dieser Mädchen. Und Lene mußte ihn doch wohl lieb haben; warum würde sie sonst *mit ihm gehn*? Schließlich bewahrte er sie, wenn er sie für sich nahm, nur vor einem schlimmeren Lose; gewissenlos würd er ganz und gar nicht dadurch an ihr handeln, sie später sogar *wieder ehrlich machen*, wie man das so hübsch nannte. Das war besser, als wenn irgend ein leichtsinniger Fant – –

Sie waren in dem Restaurationsgarten am See angelangt, aus dem ihnen das laute Stimmengewoge sonntäglich lärmender Besucher, welche alle die Züge aus der Hauptstadt hierher gebracht hatten, entgegenscholl.¹⁰ Lene war, seit Wolfgang so brüsk seinen Arm aus dem ihren gerissen hatte, still und mit gesenktem Kopf neben ihm

⁹ Der schwedische pavillon der weltausstellung von 1873 (in wien) war eines der ersten fertighäuser der welt. Er wurde anschließend demontiert und auf dem grundstück am Großen Wannsee 28-30 samt einem eigenen bootsteg wieder aufgebaut. 1910 wurde er zu einem schloßartigen hotel umgebaut. Diese heutzutage denkmalgeschützte villa wurde ab 2001 saniert und modernisiert und gilt derzeit (2013) als teuerste wohnimmobilie berlins.

¹⁰ Ab 1870 entstanden um das dorf stolpe im südwesten berlins zunächst aufwendige villenkolonien der berliner oberschicht. Später etablierten sich restaurationsbetriebe, badeplätze und andere touristische angebote, die vor allem von der berliner bevölkerung genutzt wurden. 1898 wurden diese ansiedlungen, auf einer insel zwischen den havelseen gelegen, zusammengefaßt als gemeinde wannsee. Erst im zuge der bildung groß-berlins 1920 wurde die gemeinde dem bezirk zehlendorf zugeordnet.

hergegangen. Sie warf ihm von der Seite einen traurigen Blick zu. Was hatte er? Sie hatte ihm doch nichts zu leide gethan. Warum sagte er ihr nicht einfach, daß er jetzt ihren Arm nicht wollte, daß es vor den Leuten besser war, nicht Arm in Arm zu gehen? Das hätte sie doch begriffen und er hatte es doch sonst gethan. Eine Thräne quoll an ihrer Wimper auf.

"Sie, Lene! Warum sagen Sie gar nichts mehr? Wollen wir uns da drüben vor die Glashalle setzen? Da ist noch ein Plätzchen frei. Der Blick ist so hübsch von dort."

Sie nickte. "Ich weiß ja gar nicht, ob es Ihnen recht ist", sagte sie zur Antwort auf seine erste Bemerkung.

"Nanu?" machte er und sah sie an. Es rührte ihn, daß sie wirklich ernstlich betrübt aussah. "Hab ich Ihnen was gethan? Machen Sie doch keinen Unsinn! Zwischen uns beiden sollt so was wie Übelnehmerei doch nicht sein. Wir sind doch verständige Menschen." Und er zog ihren Arm ostentativ unter den seinen, hielt ihn fest, als sie ihm ihn wieder entziehen wollte, und schritt so mit ihr zwischen all den Menschen hindurch auf den Platz zu, den er ihr vorher bezeichnet hatte. Dabei hört er häufig, wie man an den Tischen über Lene flüsterte. "Famoses Mädels!" – "Netter Käfer!" – "Das ist doch nicht dem seine Frau?" – "Donnerwetter, der hat aber mal eine!" – "Die könnt mir nu auch gefallen!" und ähnliches mehr schwirrte um sie her.

Lene schien von alledem nichts zu hören, sie schlug die Wimpern gar nicht in die Höhe. Wolfgang war jedoch in Wallung geraten, es that ihm wohl, daß man ihn beneidete, daß Lene auffiel. Auch noch, als sie sich gesetzt hatten, richteten sich von überall her neugierige Blicke auf sie. "Wissen Sie was, Lene," sagte Wolfgang plötzlich, "das ist doch dummes Zeug, daß wir uns so feierlich mit *Sie* anreden. Wir machen uns ja lächerlich. Von heut an nennen wir uns *Du*. – Ja, Kleine?"

Sie blickte überrascht, unter Thränen lächelnd, zu ihm auf. Es war in seinen Augen etwas, was sie zugleich beängstigte und beseligte. Ein heißes Rot umzog ihre Schläfen. "Ach, Sie!" sagte sie mit einer zuckenden Schulterbewegung, als ob sie etwas abschütteln wollte, und ihre Verlegenheit kleidete sie ungemein reizend, "wozu denn das? Das sieht so aus – "

"Na, wie sieht es denn aus?" fragte er. "Gute Freunde nennen sich *Du*, das ist doch eine alte Sache. Und ich denke: das sind wir. Ganz alte Freunde jetzt eigentlich schon – He, Kellner, bekommen wir nu eigentlich Bier?"

"Das ist schon wahr", meinte Lene nachdenklich, "aber – "

"Also! Auf du und du! Aber nun müssen wir auch Brüderschaft trinken."

"Wie ist denn das?" Sie lachte schon wieder, ihr Unmut war verflogen, die alte, sorglose Lustigkeit lag auf ihren Zügen.

Er beschrieb ihr. Aber das ginge nicht jetzt, vor all den Leuten, meinte er danach; heute Abend, wenns dunkler und einsamer hier sei, dann wollten sie's nachholen. Inzwischen trank er ihr zu, als das Bier nun kam. "Auf dein Wohl, Lene!" Er nahm einen herzhaften Schluck und wischte sich dann den Schaum vom Schnurrbart. "Na?" fragte er, "und du?"

"Auch auf dein Wohl!" Es klang, als ob sie es gar nicht anders gewöhnt gewesen wären. Sie begriffen auch wirklich nicht, daß sie sich bis heute, all die lange Zeit hindurch, mit *Sie* angedredet hatten, es kam ihnen plötzlich ganz unnatürlich und komisch vor. Als sie jetzt weiter miteinander plauderten, versprachen sie sich auch nicht ein einziges Mal.

Der sonnenüberflimmerte See lag im Schmuck seiner anmutigen Gestade so lockend vor ihnen, daß Wolfgang, der immer aufgeräumter wurde, vorschlug, sie sollten zusammen Kahn fahren. Nachher, wenn sie zurückkamen, wollten sie hier zu Abend essen, – ganz opulent, man war nur ein Mal jung, man mußte mal ein bisschen lustig leben, – und ganz spät erst, mit dem letzten Dampfschiff und dem letzten Zuge, nach Hause fahren. "Wollen mal leichtsinnig sein," sagte Wolfgang, "wir sind immer höllisch solid gewesen."

Und seine Stimmung steckte sie an oder erlaubte ihr auch nur, mit der ihren zum Vorschein zu kommen. Sie ging auf alles ein, ohne Zögern, ohne Ziererei. Sie strahlte vor Lebenslust und Übermut, er hatte sie nie so reizvoll gefunden. "Ich bin immer zufrieden, wenn du nur vergnügt bist", sagte sie.

"Warum sollt ich nicht?" meinte er. "Ich hab ja Hoffnungen, – Riesenhoffnungen – " Er warf ordentlich die Arme dabei in die Höhe, um zu zeigen, wie groß sie seien. "Und wenn ich morgen wirklich nicht genug für ein Mittagessen haben sollte, thuts nichts, – heut hab ich dann doch mein Leben genossen. Das kann mir Keiner mehr nehmen. Komm, Kleine!"

Und Arm in Arm gingen sie zwischen all den besetzten Tischen hindurch an den See, mieteten ein Boot und ließen sich hinausrudern. Es war eine wonnige Kühle auf den Wassern. Die Ufer lagen im Goldlicht des sinkenden Tages, schwarz standen drüben die Föhren gegen den lichten Himmel. Überall schaukelten Boote mit lachenden, singenden Menschen, das Dampfschiff riß eine lange Silberfurche quer über den hellblauen See. Wolfgang warf seinen Rock ab und fing an, mit zu rudern. Es that ihm wohl, seine Arme einmal wieder rühren zu können. Das Boot flog über die glatten Wassern hin. Von überallher grüßten die anmutigen Villen aus ihrer grünen Umrahmung herab, hellgekleidete Frauengestalten hoben sich von den Rasenplätzen und den dunklen Baumgruppen ab. "Sing doch auch etwas!" bat Wolfgang, dem vom Rudern schon der Schweiß auf der Stirn stand.

Lene saß am Steuer. "Gern", sagte sie und fing an. Ihre helle, weiche Stimme klang weit über die Wasser hinaus:

*"Es ging ein Hirtenknabe
Einst über das grüne Feld,
Er wollte am Wanderstabe
Hinaus in die weite Welt – "*

Hie und da in den anderen Kähnen wurden die silberig tropfenden Ruder eingezogen und man lauschte. Und das Lied ging weiter:

*"Er ging, das Glück zu finden,
Er sucht es in Süd und Nord,
Es trieb ihn mit allen Winden
Durch Länder und Meere fort – "*

Und als er dann das Glück überall vergeblich zu haschen gedacht, hieß es zum Schlusse:

*"Es hatte das Glück indessen
Ihm lang gewohnt in der Brust;
Er hatte daheim es besessen
Und hatte es nicht gewußt."*

Wolfgang hatte schon seit einer Weile die beiden Ruder eingezogen und, sich mit den Armen darauf stützend, vorgebeugten Oberkörpers, die Augen halb geschlossen, gelauscht. Als der letzte Ton verhallt war, rief er: "Bravo! Famos! Dafür mußt du 'n Kuß haben, Lene!"

Und in freudiger Aufregung warf er die Ruder hin und kletterte über die Bank zu ihr herüber. Der Kahn gerieth durch seine hastigen Bewegungen in ein lebhaftes Schwanken. Lene, die sich beide Hände vor das erglühte Gesicht hielt, schrie auf. Aus ein paar andren Booten wurde geklatscht: "Bravo! Bravo!"

"Wolfgang, willst du wohl vernünftig sein!" rief Lene mahnend.

Aber er ließ sich nicht halten, sondern beugte sich herüber, um sie in dem heftig schaukelnden Fahrzeug trotz ihres Widerstrebens zu küssen. In diesem Augenblick schoß drüben vom Ufer her ein schlankes, weißes Boot, das zwei weißgekleidete Matrosen lenkten, dicht an ihnen vorüber. Auf den mit roten Polstern belegten Ruderbänken saßen vier Menschen. "Halloh!" rief eine Stimme und ein heller Strohhut wurde geschwenkt. Wolfgang blickte auf. Er sah zwei fest, mit fragendem Ausdruck auf sich gerichtete Augen, eine licht und vornehm gekleidete Mädchengestalt, dann Fritz Dopplers gutmütig ihm zulachendes Gesicht, daneben den Rücken seiner steif und gerade sitzenden Frau, – dann war das elegante Fahrzeug vorübergeschossen.

Wolfgang war rot geworden. Er wußte nicht, warum? aber es war ihm plötzlich peinlich, daß man ihn in dem Boot dort gesehn hatte, wie er, in Hemdsärmeln, sich bemühte, Lene wider ihren Willen zu küssen; – daß ihn Fräulein Rosa Silermann so gesehn hatte, war ihm peinlich. Die andren – daran lag nicht viel. Frau Emma Doppler verachtete ihn sowieso schon längst wegen seiner plebejischen Allüren, die würd es gar nicht gewundert haben, was sie da sah, und sie sah auch gar nicht hin. Und Fritz

benedidete ihn natürlich wieder bloß, redete sich das wenigstens ein. So albern *Halloh!* zu rufen hätte er übrigens nicht gebraucht. Was das für ein Benehmen war! Ohne dies Geschrei hätte kein Mensch ihn beobachtet. Nun, Rosa Silbermann würde jetzt wohl nicht mehr der Meinung sein, daß aus ihm noch mal etwas werden könne, würde wohl jetzt nicht mehr für ihn schwärmen –

Eine Art von Trotz überkam ihn. Lene sollte nun erst recht ihren Kuß haben. Sie hatte sich übrigens auch gar zu dumm angestellt. Aber gesungen hatte sie – famos! In dem Mädchel steckte was. Sie war ein lieber, lieber Kerl. Er war heute ganz verliebt in sie, er wollte sich in sie verlieben. "Lene, nun mach keine Dummheiten! Wir fallen sonst alle beide noch ins Wasser!" Und er nahm sie mit beiden Händen am Kopf und küßte sie.

"Bravo!" rief man von irgendwoher aus einem Boot in der Nähe.

Lene war dunkelrot geworden. Ihr blondes Haar war in Verwirrung geraten und sie mußte mit beiden Händen daran nesteln und sich den Hut wieder feststecken. Ihre Lippen hatten sich ganz fest zusammengepreßt. Eine Zeit lang konnte man nicht unterscheiden, ob sie glücklich oder zornig war; dann aber wars ganz deutlich, daß sie sich gekränkt fühlte, daß ihr allen Ernstes das Weinen nahe war.

"Nanu, Lene!" sagte Wolfgang ganz erstaunt, als er es merkte. "Sei doch nicht so! Seit wann bist du denn solche zimperliche Mamsell? Ich bin dir gut und ich mußte dir's doch irgendwie klar machen, daß du famos gesungen hast. Wie man so was nu übelnehmen kann! Na, das sieht dir ja doch gar nicht ähnlich, Mädchen!"

In ihrem Gesicht änderte sich keine Miene. Sie sah beschämt aus. "Das ist ne Beleidigung, – weißt du das?" sagt sie und ihre Unterlippe bebte.

"Aber nun hört die Weltgeschichte auf, Lene! Eine Beleidigung, einem hübschen Mädchen, mit dem man sich *du* nennt, 'n Kuß zu geben! Na, hör mal, bitte, laß dich aber nicht auslachen, du! Dadurch ist noch nie 'n Mensch beleidigt worden. Die meisten Mädchen sehen das sogar als ne Ehre an und die vernünftigen – die küssen ganz herzlich wieder."

Sie zuckte die Achseln. "Ein Mädchen gegen ihren Willen zu küssen, das ist ne Beleidigung", beharrte sie. "Nach meiner Meinung wenigstens." Und sie schmolte noch immer. Sie hatte die Arme übereinandergeschlagen und saß ganz starr und regungslos da.

"Ach so!" machte Wolfgang. "Na, dann will ich dir was vorschlagen: nu werd ich dich mit deiner Erlaubnis noch mal küssen."

"Untersteh dich!" Aber ein bisschen mußte sie nun doch schon wieder lachen. "Du bist ein Wilder, du! Das ist doch keine Art. Pfu!"

"Aber Lene, nu revanchier dich doch! Küß mich auch – ganz gegen meinen Willen!"

"Ach, nun laß! Reden wir nicht mehr darüber! Du darfst das aber nicht wieder thun, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. So was lieb ich nicht und das duld ich auch nicht. Das sieht aus, als ob ich Gott weiß, was? von dir wär und du dir alles erlauben könntest, was dir nur gerade in den Sinn kommt. So geht das nicht. 'n Kuß ist gewiß noch lange kein Unglück und kein Verbrechen. Aber mich hat noch nie Einer küssen dürfen, verstehst du? Und wenn ich mich von Einem küssen lassen will, dann werd ichs ihm schon sagen oder ich küß ihn selbst oder zum mindesten muß er mich doch vorher bitten. So! Nun ist genug darüber geschwätzt. Nun weißt du hoffentlich besser mit mir Bescheid."

Ihre resolute, klare Art gefiel ihm immer mehr. Und daß sie recht hatte, war ja sicher. Es that ihm ordentlich wohl, daß er es da mit Einer zu thuhn hatte, die sich nicht so ohne weiters küssen lassen, sondern den Kuß als ein freies Geschenk ihrer Gunst betrachtet wissen wollte. Damit stieg er ja erheblich für ihn im Preise. Und sie selbst erschien ihm noch in einem viel freundlicheren Lichte, als bisher. Es war so gar keine Ziererei in dem, was sie sagte, sie meinte es ganz genau so. Er schämte sich jetzt beinahe, es kam ihm wirklich selber vor, als ob er sie vorher durch seinen Kuß erniedrigt hätte. Er hatte, im Ernst genommen, wirklich nicht den geringsten Grund gehabt, zu glauben, sie sei Eine, die man so ohne weiteres küssen dürfe, – ganz im Gegenteil. Noch dazu vor andren!

"Gesungen hast du aber wirklich reizend, Lene", sagte er, um das Gespräch auf etwas andres zu bringen. "Sing noch mehr, ja? Wieder das *Im ersten Grün, im Frühlingwald*, wie damals."

Sie lachte. "Na, womöglich! Du bist aber 'n Schlauer. Du denkst, wenn du mir was Schmeichelhaftes sagst, werd ich wieder gut. Das Lied pßt aber doch nicht aufs Wasser? Das wär 'n schöner Unsinn. Nein, ich wird was andres singen, warum nicht?" Und sie fing sofort an. Zwei, drei Lieder sang sie nacheinander mit kurzen Zwischenpausen. "Nu kann ich aber nichts mehr", sagte sie dann. "Ich hab ja überhaupt nie was gelernt. Ich hab das bloß alles so aufgeschnappt – Du, Wolfgang, ich muß dir noch was sagen."

Sie sah vor sich nieder, war rot geworden und spielte mit einem kleinen, unechten Armreif, den sie an dem einen Gelenk trug. "Was denn?" fragte er.

"Ich war vorher ganz besonders auch deshalb so wütend, weils der Andre gesehn hat."

Er verstand erst gar nicht. "Welcher Andre denn?"

"Na, der von heut aufm Bahnhof, der damals im Charlottenhof war; der Hübsche, der so unglücklich verheiratet ist."

"Ach so", machte er gedehnt. "Na, was geht dich der denn an?"

"Es hat mich nu mal ganz besonders geärgert. Was soll denn der denken, wer ich eigentlich bin? Vorher war er noch so nett zu mir."

Wolfgang brummte einiges zwischen den Zähnen. Sie schwammen jetzt mitten auf dem See und es war Zeit, umzukehren. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang hinter die waldigen Hügel, ein breiter Goldstreif lag noch auf der silberrigen Spiegelfläche. Wolfgang erappte sich darüber, daß er mehr als einmal nach dem Boot ausspähte, in dem vorher die Silbermanns und das Doppler'sche Ehepaar gefahren waren. Er hatte seinen Rock wieder angezogen und bewegte die Ruderstangen nur lässig. Sie waren jetzt beide schweigsam geworden. Die fast rührende Schönheit des Frühlingsabends, der über Wasser und Land lag, machte sie stumm. Noch viele Kähne glitten uferwärts an ihnen vorüber, aber den Silbermann'schen entdeckte Wolfgang nicht mehr. Er wußte selber nicht, warum ihn das verdroß. Endlich kamen sie ans Ufer.

Es war schon leer im Restaurationsgarten geworden, der immer überfüllte Dampfer schleppte Hunderte zum Bahnhof hinüber. Die Beiden nahmen ihren früheren Platz an der Glashalle wieder ein. Es war stiller um sie her, es wurde immer friedvoller in der abendlichen Stunde, die eine duftige Kühle aushauchte. Hie und da wurden Lichter in den Häusern am Ufer wach und die der Boote tanzten wie Irrwische über der fahlen Spiegelflut des Sees. Alle Laute des Lebens klangen wie gedämpft herüber, etwas Geheimnisvolles lag über der Welt.

Die Beiden hatten zu Abend gegessen und saßen nun noch beim Bier zusammen. Wolfgang hatte ziemlich viel getrunken und hatte sentimentale Anwandlungen. Das passierte ihm immer in solchem Fall. Er mußte an Rosa Silbermann denken, die seine *'Verfehltte Liebe'* gelesen hatte und so günstig darüber urteilte. Und er ärgerte sich, daß sie ihn vorhin so gesehn hatte. Der weiche, wollüstige Frühlingsabend und die Nähe des hübschen Mädchens, dessen helle, zarte Umrisse ihm aus der Dunkelheit entgegendämmerten, stimmten ihn sonderbar schwermütig. Er fantasierte allerlei Düstres vor sich hin vom Unwert des Lebens und von den Göttern, die ihre Lieblinge in frühem Tod dahinraffen.

"Weißt du was, Lene? Im Grunde wärs am besten gewesen, als wir da draußen mitten im See schwammen und die glorreiche Sonne dieses Frühlingsabends hinter den Hügeln niedersank, angesichts von soviel Schönheit und Liebreiz wäre unser Nachen umgeschlagen und wir wären beide in den Fluten versunken und verschwunden, um nie mehr aufzutauchen."

"Ach Herr Gott!" stieß Lene unwillkürlich erschrocken aus.

"Nun? Findest du das nicht?" fuhr er in demselben weichen, schwärmenden Ton von vorhin fort. "Wärs nicht das beste für uns? Was kann das Leben uns denn bieten? Was

wird denn in Jahren und Jahren aus uns werden? Was können wir denn noch erreichen und genießen? Nichts, – nichts, – nichts. Wieviel schöner also, zusammen niederzuehn in die nasse Unendlichkeit, – auf der Höhe unsres Lebens, im Vollbesitz unsrer Kräfte, – eng umschlungen, – hinab, – hinab, – hinab – " Er griff nach ihrem Arm und umklammerte ihn fest.

"Ich glaube wahrhaftig, Sie sind 'n bischen verrückt, Wolfgang", sagte Lene, sich losmachend. "So was! Wie kommen Sie auf das unsinnige Zeug? Das ist ja alles Schnickschnack." Sie nannte ihn plötzlich wieder *Sie*, als ob er ihr fremd geworden wäre.

"Findest du es denn nicht, Lene?" fragte er mit einer fast kläglichen Stimme, ohne daß ihm ihr *Sie* aufgefallen wäre. "Möchtest du es denn nicht auch? Was haben wir denn sonst? Was wollen wir denn sonst?"

"Gott soll mich behüten!" rief sie und schüttelte sich. "Lieber gar! Nein, wissen Sie – weißt du, Wolfgang, das heißt doch sich versündigen und den lieben Gott versuchen. Ich bin sonst nicht so duckmäuserisch fromm – aber bis ich das thäte! Und aus purem Übermut! Denn was ist es etwa sonst weiter? Pfui, nein, du solltest dich schämen! Mit so was soll man keinen Spaß treiben. Es giebt so viele unglückliche Menschenkinder, die können gar nicht anders, – aber wir – Das wäre denn doch noch toller. Nein, nicht mehr davon reden, hörst du? Sonst geh ich weg. Du machst Einem ja ganz bange. Abscheulich ist es von dir. Den ganzen Tag hast du mir damit verdorben Und das war alles so hübsch."

Er schüttelte trübe den Kopf. "Also nicht! Ich dachte, du empfändest wie ich."

"Laß uns doch noch recht hübsch lange leben," meinte sie und strich ihm begütigend, wie einem Kinde, über den Rockärmel hin, während etwas wie Furcht in ihrer Stimme bebte, "das Leben ist ja so wunder-wunderschön. Und wir sind so jung. Was das für dunne, verrückte Ideen sind! Ich glaube, du hast bloß zuviel getrunken. Davon kommt denn manchmal so was. Ich denke, gerade jetzt hättest du doch allen Grund, das Leben schön zu finden und dich auf die Zukunft zu freuen, nicht?"

"Wieso denn?" fragte er und seine Augen funkelten sie plötzlich an.

Ihre Hand ließ hn los. "Du hast mir doch von deinem Stück erzählt und was du nun alles erreichen wirst – "

"Ja, – ja, so!" Er trank sein Glas leer und versank eine kleine Weile in nachdenkliches Brüten. Dann fing er an, von seinem Stück zu sprechen. Die sentimentale Regung war wieder überwunden, jetzt schlug die Stimmung ins Hoffnungsfreudige und Begeisterte um. Dabei blieb eine weiche Schwärmerei zurück, die nun glänzende Bilder heraufzauberte.

Lene hörte schweigend zu. Der Kellner mußte die beiden schließlich darauf aufmerksam machen, daß der letzte Dampfer demnächst abgehen werde. Da erst brachen sie auf, bezahlten und drängten sich mit den übrigen Nachzüglern über den schwanken Holzsteg, um das lichtgrau sich auf der nächtlichen Flut wiegende kleine Dampfboot zu besteigen. Als sie es eben betreten hatten, gab es eine unvermutete Begegnung. Von der schmalen Bank erhob sich ein sehr geputztes Frauenzimmer, das dort an der Seite eines jungen Elegants gesessen hatte, und kam mit beiden vorgestreckten Händen auf Lene zu. "Lene! Na nu wirds Tag! Du hier? Ich hab dich ja noch gar nicht gesehn. Und mit einem Schatz! Die fromme Helene! Herrjeh! – Na – ?"

Das Letzte kann gedehnt heraus, weil Lene keine von den hingestreckten Händen ergriff, sondern mit einem verächtlichen Naserümpfen die Schulter wandte. "Guten Abend", sagte sie ganz kühl und drängte Wolfgang nach der Kajüte zu.

Die geputzte Person machte Miene, ihr nachzugehn, sie hatte kampfbereit die beiden Arme in die Seiten gestemmt. Aber ein Wort des Herrn auf der Bank, der, den Hut im Nacken, das Monokel im Auge, gähnend dagesessen hatte, hielt sie zurück. "Was sich die Person rausnimmt!" hörte Lene nur noch hinter sich hersagen. "Da hörts doch bei auf! Noch prüde thun, diese Heuchlerin! Und hat Einen bei sich!"

Wolfgang war unangenehm berührt von dem Auftritt. "Wer ist denn das?" fragte er, als sie den Kajütenraum betraten.

Lene sah ganz blaß aus. "Hast du sie denn nicht wiedererkannt? Das ist doch die Marie! Jetzt hat sie schon wieder 'n andren. Das ist nicht derselbe, mit dem sie damals unter den Linden fuhr. Pfui Teufel!"

"Ich möchte bloß wissen, was dich das angeht", brummte er übellaunig.

"Gar nichts. Bloß die Hand geben thu ich ihr nicht mehr. Grüßen und bekanntthun mit so Einer, – das paßt mir nicht. Wenn sie aus lauter Liebe 'n Malheur gehabt hätte, ich wär die Erste, die 'n Auge zudrückte und so thäte, als wär alles in schönster Ordnung, sogar beispringen würd ich ihr, wenss nothät, und andren die Lästermäuler stopfen, ganz gewiß. Aber so was – nein! Ich habs früher schon mal gesagt: da giebts nichts mehr zu wollen. Aus und fertig. Ich denke: wer auch bloß 'n bischen auf sich hält, muß es ebenso machen."

Er zuckte die Achseln. Aber es war in ihren Worten und Bewegungen etwas, was ihm Eindruck machte. Mit ihrer feinen und freien Unterscheidung hatte sie ja im Grunde recht, es lag ebensoviel Stolz wie Verständnis darin. Nur daß er all solche Berührungen mit Unfeinem scheute, daß ihm von vorn herein jedes Auffallen – sei es wie und wodurch immer – ein Greuel war. *Ich bin eben ein geborener Aristokrat*, dachte er wieder einmal, als er sich in eine Ecke des Raums hockte.

Erst im Koupee kam wieder eine andre Stimmung über ihn. Sie waren beide fast allein darin, nur noch in einer Ecke kauerte ein Schlafender, dem die erloschene Cigarre im linken Mundwinkel balancierte. Die Lampe war verhängt. Durch das offene Fenster strömte während der langsamen Fahrt die frische Nachtluft, die von Wohlgerüchen geschwängert war. Man roch manchmal deutlich die Düfte von Goldregen und Syringen. Hin und wieder drang ein lauer Harzgeruch herein. Allmählich verschlechterte sich die Luft. Man kam der Riesenstadt näher, der Zug lärmte im Vorwärtsrollen, überall blitzten Lichter auf und schrille Pfiffe durchschnitten das Dunkel, in welchem gespenstisch hin und wieder schillernd sich windende andre Züge vorüberjagten.

Wolfgang hatte sich dicht neben Lene gesetzt, die in eine Ecke geschmiegt lehnte und müde die Augen geschlossen hielt. Er legte ihr leise den Arm um den Leib, ohne daß sie es ihm verwehrte; sie schien es gar nicht zu bemerken. Die Nähe ihres weichen, jungfräulichen Körpers übte eine berausende Wirkung auf ihn aus. Es war ihm, als ob auch ihr Haar einen aufreizenden Duft zu ihm hinüberströmte. Dies Haar hatte er immer so besonders geliebt. Wann endlich würde er nun einmal nach Herzenslust darin wühlen? Er mußte plötzlich laut auflachen bei dem Gedanken, daß er dies Mädchen wochenlang mit *Sie* angeredet hatte und daß er sich zugeschworen – Welche Verrücktheit! Wozu denn? Für wen wollte er sie denn etwa so fein säuberlich und enthaltsam konservieren?

"Was ist denn? Weshalb lachst du?" fragte Lene, sich schlaftrunken halb aufrichtend.

"Über dich, – über mich, – über alle Welt. Sie ist doch eigentlich sehr komisch, diese Welt."

Er hielt ihre Hand in den beiden seinigen, die sich heiß darum schlossen. Sie zwinkerte ihn mit etwas kleinen, müden Augen verständnislos an. Ihre Wangen waren sehr rot, von Müdigkeit und Verwirrung zugleich. Dabei sah sie ungemein reizvoll aus. Er hätte nur gleich so zugreifen und sie in die Arme schließen und nach Herzenslust abküssen mögen. Weiter, immer weiter rollte der Zug. Lene legt den Kopf wieder gegen die harte Koupeewand, sie hielt nur mit Mühe die Augen offen.

"Du, Wolfgang," murmelte sie mit halbem Lachen, das wieder gurrend an sein Ohr scholl, "bin ich aber müde! So müde bin ich nie abends vom Geschäft gewesen und wenn ich noch stundenlang in den Straßen herumgelaufen war. Ich glaube, ich hab auch zuviel getrunken." Sie lachte noch einmal. "Oder ist das die Frühlungsluft?!"

"Ja, ja," sagte er, "die Frühlungsluft – " Er sah sie unverwandt dabei an, gerade in die Augen. Seine Stimme zitterte eigentümlich.

"Ich weiß gar nicht, wie ich nach Hause kommen werde, du. Vom Bahnhof, mein ich. Ich bin so müde, ich glaube: ich taumle, wenn ich gehen will."

"Ich werde dich tragen."

"Du! Ist das ne Idee!"

Seine Hände preßten ihre Finger so fest zusammen, daß ein Aufschrei über ihre Lippen kam. Er drängte sich näher an sie, seine Pulse begannen zu zittern. Das Blut stieg ihm so heiß in die zuckenden Schläfen hinauf, daß es ihm die Lider herabdrückte. Seine Hände wurden ganz kalt und feucht, die Adern traten darauf hervor. Der Zug rasselte immer lärmender, rollte immer langsamer. Das Licht der Signallaternen huschte draußen über unzählige, durcheinanderlaufende, weiß schimmernde Schienenstränge hin. Es zuckte in hastigem Farbenwechsel durchs Koupeefenster herein. Der Schläfer drüben in der Ecke, dem die Cigarre aus dem Mund gefallen war, schnarchte laut in das Dröhnen der Räder hinein. Und nun jagten einander die schrillen, gellenden Rufe der Dampfpfeife.

"Lene!" Sie hörte nicht. "Lene!" sagte er noch einmal mitten in dem ohrenbetäubenden Gelärm um sie her. Seine Stimme klang ganz anders, als sonst.

"Was ist denn?" Sie richtete sich halb auf, sie strich sich mit der Hand über das Schläfenhaar und über die brennenden Wangen hin. Sie hatte die instinktive Empfindung, sich von etwas befreien, gegen etwas ankämpfen zu müssen.

"Hast du mich lieb, Lene? "

"Ach, du!" Es ängstigte sie, daß seine Hände so bebten, daß er ihr mit seinem Körper so nahe war. Sie hatte die Ahnung irgend einer Gefahr. Und er kam ihr so merkwürdig fremd vor in dem, was er sprach und wie er es sprach.

Und nun hielt jede seiner Hände die ihrigen und seine Lippen näherten sich langsam ihrem Gesicht. Das seinige glühte, unter den Augen brannten ihm heiße, rote Flecke. Sie dachte, er wollte sie küssen, und wandte beinahe mechanisch ihr Gesicht zur Seite. Aber er legte seine Lippen nur an ihr Ohr und raunte ihr zu: "Komm mit mir, Lene!" Heiß wehte sein Atem über ihr Gesicht hin.

Sie verstand ihn nicht. Aber eine irre Angst in ihr wuchs. "Wohin? Wann denn? Was willst du?" stieß sie heraus.

Langgezogen schnitten draußen die Pfiffe der Lokomotive durch die Luft, das rasselnde Gestampf der Räder verlangsamte sich immer mehr und stockte zuletzt ganz. Wolfgang's Hände umschlossen die Lenes wie in einen Schraubstock. Sein Atem kam mit stoßweisem Rasseln aus der Brust, wie wenn er gegen eine Erstickungsgefahr anringen müßte. "Jetzt mit mir sollst du kommen," flüsterte er, "begreifst du nicht? Verstell dich doch nicht, Lene! Hast du mich denn nicht lieb?"

"Fort!" Sie stieß ihn zurück, ihre Brust keuchte, ihre Fingernägel krallten sich wütend in seine Hände. "Laß los! Schäm dich!"

Der Zug hielt, die Koupeetüren wurden aufgerissen, tosendes Gerwühl durchlärnte die Bahnhofshalle. Wolfgang war aufgefahren, er atmete ein paarmal schwer, strich sich über die Stirn hin, brachte seinen Anzug in Ordnung, preßte sich den Hut auf. Er sah erhitzt, verstört und erbittert aus. Seine Zähne preßten sich fest aufeinander. Ohne sich nach Lene umzusehen, stieg er aus. Der Schläfer in der Koupeeecke, der inzwischen erwacht war, half Lene aussteigen. Dabei lächelte er ihr bedeutungsvoll zu. Es war ein Herr in mittleren Jahren, mit welken, verlebten Zügen, der mit schäbiger Eleganz gekleidet war. Lene hatte von seiner Berührung ein unangenehmes Gefühl, gerade als ob etwas Klebriges ihr nahekäme. Aber sie war so unsicher auf ihren Füßen, daß sie sich seine Hilfe gefallen ließ. Während er sie hielt, einen Augenblick lang sogar dabei gegen ihre Brust drückte, wisperte er ihr zu: "Laß ihn doch laufen! Nimm mich statt dessen!"

Nun überfiel sie eine furchtbare Angst. Sie ließ ihn stehn, rannte Wolfgang nach und hing sich verschüchtert an dessen Arm. Sie war müde, ihr Gang schwer und schleppend. Wolfgang kümmerte sich gar nicht um sie, er nagte an seiner Unterlippe, es kämpfte in ihm zwischen Begehrlichkeit und Beschämung, sein Blut war im wildesten Aufruhr.

Draußen vor der Bahnhofshalle, als sie die Treppe hinuntergestiegen waren, sagte er: "Du willst gewiß gern rasch nach Hause kommen. Ich will dich in eine Droschke setzen. Du bist müde."

Seine Stimme klang schroff und hart. Sie sah ihn fassungslos von der Seite an, aber er wandte ihr sein Gesicht nicht zu. "Wohin willst denn du?" fragte sie.

"Ich? Ich habe heute noch einen andren Weg."

Sie wußte nicht, wie es kam, aber es schoß ihr etws Abscheuliches in den Sinn, etwas, was ihr noch nie im Leben eingefallen war, was sie mit Scham und Entsetzen über sich selber erfüllte. Sie glaubte plötzlich zu wissen, wohin er gehen würde und weshalb er dorthin gehn würde. "'Wolfgang!'" rief sie aus. Es klang vorwurfsvoll, flehend, empört, – alles zugleich.

Jetzt sah er sie an, während sie ganz langsam dem noch immer regen Gewühl des Potsdamer Platzes zuschritten. Trotz und Verlegenheit stritten sich in seinen Mienen. "Was willst du denn? Was solls denn?"

"Geh nach Haus, Wolfgang!"

Er pfiß durch die Zähne. "Wie besorgt du um mich bist! Es ist ja noch gar nicht spät. Hab doch keine Angst!" Plötzlich drückte er sie wie in einem Anfall eng und gewaltsam

an sich. "Lene," flüsterte er, "sei gut! Komm mit! Du hast mich ja doch lieb – " und mit halbem Lachen hinterher: "Hast ja nicht mal ein eignes Bett bei dir zu Hause — "

Sie ließ seinen Arm los und schüttelte den Kopf, diesmal traurig, mit gesenkter Stirn. "Es ist nicht gut von dir, Wolfgang, daß du noch mal davon red'st. Ich hätts dir nicht zugetraut. Du bist also auch nicht besser, als alle. Ein paar Wochen lang, ja, – aber dann das und weiter nichts. Ach, pfui. Und ich hab dich so gern gehabt."

Er antwortete nicht mehr, er pfiß einer Droschke, die über den Platz kam, er riß ihr den Schlag auf. Mechanisch, ohne weiter zu zögern oder zu fragen, stieg sie ein. Sie wartete darauf, daß er ihr folgen werde, aber er bezahlte den Kutscher, rief ihm die Adresse zu und warf den Schlag zu. "Gute Nacht!" Ehe sie seinen Abschiedsgruß noch erwidern konnte, war er fort. Die Droschke rasselte davon.



Es vergingen vier Tage, an denen Wolfgang und Helene sich nicht sahen. Verabredet hatten sie zwar kein Wiedersien bei ihrer letzten, schroffen Trennung, aber Lene hatte es doch für selbstverständlich gehalten, daß er abends kommen und sie erwarten werde. Er kam jedoch nicht und ließ auch nichts von sich hören. Sie suchte ihn vor dem Geschäftsausgang, wo er manchmal auf sie gelauert hat; in der Friedrichstraße, da, wo sie sich zum ersten Male gesehn hatten; vor ihrer eignen Wohnung, wo sie hundertmal hin und herlief, ehe sie totmüde, traurig und unruhig hinaufging; endlich auch in der kleinen Konditorei drüben in der Taubenstraße. Nein! Auch da war er nicht. Und das Mädchen, das sie beide immer bedient hatte, lächelte ganz eigenartig, als Lene sie mit heiß errötetem Gesicht nach Wolfgang fragte. "Nein, nein, der Herr war nich wieder hier. Daran muß man sich gewöhnen, Fräuleinken. Eines schönen Dages bleiben se immer weg, das is nu mal nich anders."

Lene glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen; mit wankenden Knieen verließ sie das Lokal. *Nie wieder da hinein!* dachte sie. Etwas wie Trotz und Stolz stieg in ihr auf. Wenn Wolfgang nicht mehr komemn wollte, sie würde ihm noch lange nicht nachlaufen. Besonders, wenn er aus dem einen Grunde nicht mehr kam –

Aber es war doch recht traurig und recht dumm. Sie waren so schön zusammen im Zuge gewesen. Was hätten sie nicht noch weiter alles für schöne Dinge sehn und erleben können! Besonders Sonntags und jetzt, wo der Sommer kam. Sie hatte sich so an ihn gewöhnt, sie begriff gar nicht mehr, wie es ohne ihn gehen sollte. Sie hatte dann gar nichts mehr, woran sie denken, womit sie sich beschäftigen, worauf sie sich freuen konnte. Alles war so öde und eintönig, vor allem so zwecklos; sie sah dann gar kein Ziel, gar keine Aussicht mehr. Das ganze Leben erschien ihr mit einem Male ohne Sinn

und Inhalt. Und sie hatte Wolfgang ja wirklich lieb. Jetzt, wo er nicht mehr kam, wußte sie erst, wie sehr. Er fehlte ihr weit mehr, als sie sich das hätte träumen lassen. Schade, daß er so thöricht und so eigensinnig war! Und ob er wirklich nicht wiederkommen wollte? Würde er das denn selber aushalten? Wie lange? Er hatte sie ja doch auch lieb, er war doch auch gern mit ihr zusammengewesen, er entbehrte doch auch etwas dadurch, daß er nicht kam.

Und es war schlecht von ihm, jetzt wegzubleiben. Das sah gerade so aus, als ob sie ihm nichts mehr bieten könne, als ob ihm an ihr nichts mehr läge, wenn sie ihm nicht zu willen sein mochte. Das erniedrigte sie in ihren Augen. Und nun konnte sie, wenn sie auch nur auf das geringste auf sich hielt, schon um deswillen den ersten Schritt ihm gegenüber nicht thun. Das hätte ausgesehen, als ob –

Aber nein! Das war ja damals nur eine augenblickliche Wallung gewesen. Er hatte zu viel getrunken gehabt. Die Männer wurden dann so. Er hatte gar nicht mehr gewußt, was er redete, hatte nur seinen Willen haben mögen. Und jetzt thats ihm schon lange wieder leid, jetzt schämte er sich jener Stunde, die den herrlichen Sonntag so häßlich abgeschlossen hatte. Und aus Scham kam er nicht zu ihr. Natürlich: das wars und nur das. Er mochte ihr gar nicht mehr in die Augen sehn, so schämte er sich, und doch hätt er seiner männlichen Würde etwas vergeben, wenn er ihr's eingestanden hätte. Statt nun einfach wiederzukommen und zu thun, als wäre nichts vorgefallen, blieb er lieber weg. Er fürchtete sich vor ihren Vorwürfen. Womöglich dachte er auch: wenn sie mir's nicht nachträgt, wird sie ja selber kommen. Ja, so war er, sie kannte ihn. Ihr einen Schritt entgegenthun wollt er nicht, aber wenn sie es that, vergab er seiner männlichen Würde nichts, ihr die Hand zu reichen und dann war alles gut. Sie mußte ihn also wohl wirklich aus seinem Zustand der Unklarheit erlösen, obgleich eigentlich – Ach, je nun, was that man nicht so einem lieben, verrückten Menschen zu Gefallen?!

Einen Tag wartete Lene noch. Als Wolfgang aber auch am fünften Tage nirgends zu finden war, ging sie geraden Weges in seine Wohnung. Sie mußte Aufklärung haben, sie hatte das Gefühl, sie Beide würden sich immer mehr entfremdet werden, je länger sie sich fern bleiben, und eines schönen Tages würde es dann keine Versöhnung mehr geben können. Sie fürchtete nicht gerade, daß er sich eine andere suchen werde, aber etwas wie Eifersucht war doch rege in ihr geworden. Sie war unruhig, neugierig und sehnsüchtig. Ihr Trotz und ihre Entrüstung waren lange verflogen. Sie hatte damals eine schlimme Nacht gehabt. Aber seither dachte sie an nichts mehr, als wie schön es sein würde, wenn alles genau wieder so wurde, wie es gewesen war. Und mit diesem Gedanken ging sie zu ihm.

Es regnete leise, war aber mild und weich dabei, beinahe schwül. Man spürte einen feuchten Duft von Blättern und Blüten in der Luft. Auf dem Wilhelmsplatz zirpte in einer frischbelaubten Linde ein Vogel, was sich merkwürdig wehmütig anhörte in der dunklen Stille umher. Lene aber dachte daran, was Wolfgang für ein Gesicht machen würde, wenn sie nun bei ihm eintrat. Sie lachte bei dem Gedanken an seine erstaunten

Mienen, und etwas verlegen und ratlos würd er ja doch auch sein. Ängstlich war sie gar nicht und ihr Herz klopfte eigentlich um keinen Schlag rascher, als sie nun das Haus fand, in dem Wolfgang wohnte und in dem sie noch nie gewesen war. Sie fühlte sich überhaupt so merkwürdig viel sicherer in allen Stücken, seit sie *mit Wolfgang ging*. Das graue Kopftuch trug sie schon lange nicht mehr, sondern einen Strohhut, und wenn jetzt ein Mann auf der Straße ihr etws zuflüsterte, machte sie sich nichts mehr daraus, ließ ihn stehn und lachte innerlich. Sie hatte gar keine Furcht mehr. Daß sie etwas sehr Unpassendes that, abends allein zu einem jungen Mann ins Zimmer zu kommen, wurde ihr gar nicht klar. *Ich muß ihn doch zur Raison bringen, den guten, dummen Jungen*, dachte sie und weiter nichts.

Damit stieg sie die mattenbelegten, schmalen und steilen Holztreppe hinauf, vier an der Zahl. Oben klebte eine Visitenkarte an einer der auf den Vorplatz mündenden Thüren. Das an der Wand schwehlende Petroleumlämpchen, dessen bauchiger Cylinder ganz schwarz von Rauch war und das einen blakigen Geruch verbreitet hatte, versandte nicht so viel Licht, um die Aufschrift der Karte lesen zu können. Es war ganz still oben, nirgends regte sich etwas hinter den Thüren.

Nun klopfte Lenes Herz doch plötzlich sehr laut, am liebsten wäre sie die Stufen wieder hinuntergelaufen. Eine unbestimmte Angst wurde in ihr wach; es kam ihr vor, als müßte sie jetzt rasch fort oder sie würde überhaupt nicht mehr wegkommen. Und dann pochte sie ganz lese an der Thür mit der Visitenkarte. Niemand antwortete. Nun lauter, zweimal, dreimal hintereinander. Jetzt wurde drinnen ein Geräusch hörbar.

"Wer ist da?" fragte jemand. Es war Wolfgangs Stimme. Sie klang matt und unwirsch. Lene atmete auf. Das heitere, fast übermütige Lächeln von vorher kehrte auf ihre Lippen zurück. Sie riß die Thür auf, ohne gleich zu merken, daß das Zimmer dunkel war, in das sie trat. Nur der schwache Lichtschein von draußen, der ihr nachdrang, ließ sie dem in der Dunkelheit Weilenden drinnen in deutlichen Umrissen herortreten. Mit einem Aufschrei war Wolfgang in die Höhe gefahren. Aber schon in der gleichen Sekunde sank er wieder auf das unter ihm erkrachende Sofa zurück.

"Du? Lene!" Es klang zweifelnd, überrascht, trübe.

"Ja, ich. Warum hast du denn kein Licht?"

"Wozu soll ich Licht haben?"

"Ist das ne Frage! Zünde mal schnell deine Lampe an, du! Sonst kehr ich wieder um!"

"Was wolltest du auch bei mir?" klang es ebenso matt und apathisch zurück, wie das vorige gesprochen worden war. Dennoch hörte man ein Rascheln und Knistern danach und endlich flammte ein Streichholz auf. Lene stand noch immer in der offenen Tür. Als die Petroleumlampe angezündet war, schloß sie dieselbe erst hinter sich.

Und nun sah sie sich neugierig in dem Zimmer um. Es war groß und zweifenstrig, aber merkwürdig kahl und hatte keine Gardinen. Das fiel ihr sofort auf. Und dann die Unordnung. So etwas hatte sie noch nicht gesehn. Wie hier alles durcheinander lag und stand, Möbel, Bücher, Papiere, Kleider, Wäsche, lange Pfeifen, Spazierstöcke, – das ging schon über die Begriffe. Und alles war verstaubt. Dazu die abscheuliche Luft, die hier herrschte, halb aus altem Tabaksrauch, halb aus fettigen Küchengerüchen bestehend, die durch einen Fensterspalt vom Hof heraufziehen mußten. Lene war halb belustigt, halb empört. War das eine Häuslichkeit für einen gebildeten Menschen, der was auf sich hielt? Dann sahs ja bei Onkel und Tante besser aus, das war gar keine Frage.

Und mitten in dieser wüsten Unwohnlichkeit saß Wolfgang auf einem Roßhaarssofa, das schon an mehreren Stellen durchgescheuert war, Bücher und Papiere zur Rechten, Bücher und Papiere zur Linken, die beiden Arme auf den Knien und den Kopf in den beiden Armen, vor ihm auf dem Tische eine Theemaschine, die seit vierzehn Tagen nicht mehr geputzt zu sein schien, ein paar Bierflaschen, ein Teller mit Brodkrümeln, der von Fliegen bedeckt war, und ein Haufen von Zeitungen, die zum Teil Fettflecke hatten. Lene fiel es erst jetzt auf, wie schlecht Wolfgang aussah. Sie hatte vor ihrem Erstaunen über seine Umgebung noch gar nicht Zeit gehabt, ihn genauer zu betrachten. Sein Gesicht war fahl, die Schläfen eingefallen. Er sah übernächtlich aus oder als ob er geweint hätte. Und er freute sich gar nicht über ihr Kommen, er war wieder in seine frühere Lethargie zurückgefallen und kümmerte sich nicht um sie. Sie hatte sich das alles recht viel anders gedacht.

"Was hast du denn, Wolfgang?"

"Ich? Oh, nichts", sagte er mit einem unsäglich bitterm Ton. "Ich denk nur drüber nach, ob ich Schuster oder Schneider werden soll. Lenz ist damals zu einem Schuster in die Lehre gegangen. Und der war ein Genie. Ich bin ein Stümper."

Sein Ton that ihr weh. Sie empfand plötzlich ein heißes Mitleid mit ihm und mit dem Zustand, in dem sie ihn hier vorfand. Und daß er so gar keine Notiz von ihr nahm, daß er so that, als wäre gar nichts Besondres vorgefallen und gar nichts dabei, sie hier zu sehn, schmerzte sie, brachte sie dem Weinen nahe. Was er da für ungereimtes Zeug schwatzte, verstand sie gar nicht, nur daß er sehr unglücklich war und daß sie ihm in seinem Unglück nichts bedeutete, ihm nichts gewähren konnte, und das betrückte sie. Es hätte alles so anders sein können. Was denn nur geschehen war?

"Du, Wolfgang!" Sie setzte sich neben ihn auf das Sofa. Sie konnte das erst, nachdem sie einen ganzen Sack Skripturen beiseite geschoben hatte. "Sieh mich doch mal an! Du! Wunderst du dich eigentlich gar nicht, daß ich da bin?" Sie legte ihm die eine Hand aufs Knie, neben seinen Ellbogen.

"Ja, ja", sagte er matt. "Du bist gut." Er streichelte ihre Hand. "Du bist der einzige Mensch in der ganzen Welt, der gut zu mir ist. Ich habs gar nicht verdient. Ich weiß ja, ich weiß alles. Ich bin die letzten Tage nicht gekommen, ich konnte nicht."

"Du warst böse, nicht wahr?" Sie legte ihre andre Hand auf seine Schulter und lehnte ihren Kopf daran, um ihn mit listigen, zärtlichen Augen von der Seite anzusehn. "Und du hast dich auch geschämt, nicht? Sags mal ganz ehrlich! Ein bischen, nicht?"

Er schüttelte den Kopf, langsam und trübe. "Darum nicht. Oder doch, ja: geschämt hab ich mich, aber deswegen, weil ich dir nicht mehr unter die Augen treten wollte als so Einer, der nichts kann, dem man's klipp und klar beweist, daß er nichts kann – rein gar nichts. Nach allem dem, was ich dir damals erzählt und vorphantasiert hatte! Für welch einen jämmerlichen Renommisten und hohlen Phrasenhelden mußtest du mich da halten! Das wollt ich nicht, davor schämt ich mich. Vor aller Welt schämt ich mich. Gar nicht mehr herausgegangen bin ich aus meinem Eulennest hier. Die Hunde hätten mich ja auf der Gasse angebellt. Die Augen hätt ich nicht mehr aufschlagen können. Die Leute hätten mir ins Gesicht gelacht. Ah! nein, lieber hier sitzen, wo nicht Sonne oder Mond hereinscheint, und Fliegen fangen." Die hellen Thränen liefen ihm bei seinen in immer verzweifelterem Ton herausgestoßenen Worten in den Schnurrbart. Er wischte sie ärgerlich mit dem Handrücken fort, aber es kamen immer wieder neue. "Na ja, das auch noch," knurrte er, "Weibergeflenne! Das paßt. Der richtige Schmachtlappen! Eine Jammerkomödie das Ganze!"

Lene saß und hielt seine eine Hand, lehnte ihren Kopf an seinen Arm und sagte kein Wort. Sie war aber sehr ernst und traurig geworden. Nun begriff sie. Armer Kerl! Und wie es ihm zu Herzen ging! Wie es den ganzen Menschen durch und durch schüttelte und rüttelte! Sie hatte an diese Möglichkeit gar nicht gedacht. Für sie kam so gar nichts darauf an, ob er ein Dichter war oder nicht, ob man ihn anerkannte, ob man sein Stück annahm, oder nicht. Ihr war er, der er war. Aber sie konnte es ihm doch nachfühlen, was das für ein Sturz aus all seinen Himmeln gewesen war und wie es ihn zu Boden drückte und demütigte. Ganz unsäglich leid that er ihr. Wenn sie ihm nur hätte helfen können! "Armer Kerl!" Und sie streichelte seine Hand. "Armer Kerl!"

Wolfgang war ganz in sich zusammengesunken. Nun riß er ein Blatt aus seiner Brusttasche, ein zusammengeknittertes und dann einigermaßen mit dem Daumen weder glatt gestrichenes Briefblatt, und reichte es ihr. "Da! Da lies es selbst. Es ist alles Schwindel und Einbildung gewesen. Ich bin ein Nichts, ein absolutes Nichts. Schuster oder Schneider, – das ist jetzt die Frage!"

Lene las mit großer Anstrengung, hie und da ein unentzifferbares Wort auslassend, halblaut, stockend vor sich hin:

"Caro!

Dein Stück gelesen. Gehört was dazu, so was einzusenden. Sind freilich noch traurigere Machwerke eingelaufen. Aber Deins ist ein absolutes Nichts. Kommt mir vor, wie ne Schweinsblase. Wenn man drauf schlägt, siehts aus, als wär was drin. Ist aber alles Luft. Deine 'Genialen Menschen' sind aufgeblasene Spießbürger, ungefähr so wie Du selbst. Nicht ne Ahnung von Genialität drin. Das ist saugrob, wirst Du sagen. Kennst mich ja aber. Alle Wahrheit ist grob. Und solch Stück einzusenden, halt i c h für ne viel größere Grobheit gegen die Jury. Begreif doch, daß Du das nicht kannst! Bleib doch bei Deinem netten, bescheidenem, kleinen Leisten. Machst Dich sonst ja lächerlich, Caro. Wozu? Auch solche Käuze, wie Dich, muß es geben. Und wenn sie nicht mehr scheinen wollen, als sie sind, hat man sie sogar herzlich lieb. Wie ich Dich! – Vale! Salve!

Immer Dein Freund O. H."

"Ein abolutes Nichts", stöhnte Wolfgang, als Lene den Brief schweigend auf den Tisch legte.

"Na," meinte sie begütigend, "sieh mal, du, ob der nun gerade die Weisheit mit Löffeln gegessen hat? Andre sagen dir vielleicht was andres." Aber er machte nur eine wegwerfende Bewegung. "Nichts, nichts, – es ist alles aus."

"Na, und dann ists schließlich noch so –", fuhr sie fort und streichelte nun schon sein Haar und seine Stirn. "Deswegen – du, weißt du, Wolfgang, deswegen hab ich dich doch noch ebenso lieb, wie früher. Oder eigentlich noch ein bisschen mehr. Du thust mir so leid, du!"

Ihre Stimme klang so weich und zärtlich, wie er sie noch nie von ihr gehört hatte. Ein heißes, tiefes Mitleid zitterte aus all ihren Worten, aus ihrer Haltung, aus ihren Bewegungen. Wolfgang sprang auf, er ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her, mit düsterer Miene, mit schlaff herabhängenden Armen. Dann blieb er plötzlich stehn und fing zu radotieren¹¹ an. Er sprach in großen Worten von seinen '*Genialen Menschen*' und daß man natürlich nichts leisten könne, wenn man in der Misère ersticke, ohne Licht, ohne Luft, ohne Liebe. Er rührte sich allmählich selbst, er wurde immer ergriffener, sodaß die Stimme ihm brach und abermals die Thränen an seine Wimper traten.

Lene sprach kein Wort, sie rührte sich gar nicht. Endlich warf er sich ächzend aufs Sofa zurück und vergrub das Gesicht in beide Hände. Sein ganzer Körper wurde von krampfartigen Zuckungen erschüttert. "Und dabei soll man das Leben noch schön finden!" stieß er aus; zornig, bitter, verzweifelt klang seine Stimme.

Sie nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände, ganz sanft und zärtlich. Ein unendliches Erbarmen war in ihr. Sie küßte ihn auf die Lippen. Er ließ sich gefallen und nickte ihr

¹¹ schwätzen, faseln

nur mit traurigen Augen zu. "Ja, du bist gut", sagte er wieder. "Du bist der einzige Mensch, der es gut mit mir im Sinne hat. Aber man sollte besser sterben, – sterben."

"Red doch nicht so, du dummer Kerl!"

"Ja, ja, ja. Siehst du, wenn der Höffert ein gemeiner Kerl wäre, der Einem nichts gönnte, der neidisch ist, weil er selbst nichts produzieren kann, der aus purem Vergnügen boshaft wäre und an allem herumnörgelte und jedem seine Freude verderben möchte – Aber nein, keine Rede davon. Der gutmütigste Kerl von der Welt. Spränge vor Freuden deckenhoch, wenn er mir sagen könnte: *Du, Mensch, du kannst ja was, aus dir wird mal was!* Die Ehrlichkeit selber, der Junge, und mir zugethan, wie kaum ein anderer. Drückt ihm ja selber das Herz ab, daß er mir so was Niederschmetterndes sagen muß, aber er muß eben, – muß – muß. Siehst du und deshalb – weil ich das alles weiß – " Er versank wieder in sein trauriges Brüten. "Deshalb kann ich auch keine Hoffnung mehr haben. Denn das da war das Höchste, was ich leisten kann, – das da war mein Lebenswerk. Bloß das Eine will er nicht verstehn und nicht Wort haben, der Höffert, daß man in so einer Bude nichts Gescheidtes leisten kann und daß das schließlich doch noch nichts beweist, – bei Küchengeruch und in dem ganzen Jammer hier, – ah, nein, nein; – da fühlt man sich ja nicht heimisch, und wenn man immer am einen Tage nicht weiß, wovon man am andren sich satt essen soll – "

Er sprach noch eine geraume Zeit so weiter, immer in Pausen, ohne Zusammenhang, widerspruchsvoll, bald apathisch, bald in verzweifeltm Ingrim. Allmählich wurde er stiller. Er hatte sich im Sofa zurückgelehnt und sah erst jetzt, daß Lene sich von seiner Seite erhoben hatte und geschäftig im Zimmer herumhantierte, Bücherpacken zusammenräumte, Stöße von Skripturen ordnete und den Tisch säuberte, – alles geräuschlos, umsichtig und mit flinker Geschäftigkeit. Es war hübsch zu sehn, wie ihre schlanke Gestalt – Hut und Jacke hatte sie abgelegt – sich zierlich und emsig zwischen all dem Trödel des Gemaches hin und her bewegte und ihre Finger überall herzhaft zugriffen, als wären sie's niemals anders gewohnt gewesen, trotz Staub und Plunder, die hier aufgespeichert waren. Im Umsehn schien das ganze Zimmer ein andres Aussehn zu gewinnen.

"Was machst du denn eigentlich?" fragte Wolfgang endlich.

Zum ersten Mal heute Abend erscholl ihr gurrendes Lachen. "Du, es sieht schrecklich hier aus. Es ist gar nicht zum Ansehn. Und da sollst du, armer Kerl, nu drin leben und was Schönes drin fertig bringen. Das ist ja rein zumöglich.- Das muß anders werden."

"Wird nicht lange vorhalten", sagt er seufzend. "Aber recht hast du. Und ich dank dir. Wenn man so mit seinem Elend allein hier sitzt in der ungemütlichen Bude, – es könnten Einem Selbstmordgedanken kommen. Drei Tage hab ich nun keinen Fuß mehr über die Schwelle gesetzt, weiß auch gar nicht, wo ich den Mut dazu herbekommen soll. Ich weiß überhaupt gar nichts mehr. Mein ganzes Leben ist verpfuscht und verdorben."

Was er noch weiter räsonnierte, hörte sie nicht mehr, denn sie hatte die Thür zu seiner Schlafkammer nebenan geöffnet und machte sich nun drinnen zu thun. Aufgeräumt war auch da allem Anschein nach in Wochen nicht. *Die Wirtin macht sichs bequem*, dachte Lene, *und so Einer, wie Wolfgang, versteht nicht besser und merkt auch gar nicht, wie abscheulich diese Unordnung ist.* Während sie hier aufräumte, kamen und gingen ihr die Gedanken und es schoß ihr heiß in Wangen und Schläfen. Als sie aufsaß, bemerkte sie, daß Wolfgang in der Thür stand und ihr mit trübem Kopfnicken zuschaute. Dann ging er wieder zurück. Als sie ins Zimmer kam, saß er wieder in seiner Sofaecke, die Stirn in der Hand. Eine kleine Weile stand sie vor ihm, wie unschlüssig, schweigend.

Er fuhr auf, strich sich über die Augen hin und atmete tief. "Du willst gehen, nicht wahr?" fragte er leise und traurig. "Es muß auch spät sein. Das Haus wird schon zu sein. Ich will mit dir hinunter, um dir's aufzuschließen. Es war so gut von dir, daß du gekommen bist. Ich habe dir das noch gar nicht genug gesagt, dir noch gar nicht so recht von Herzen gedankt. Du mußt nachsichtig mit mir sein. Ich bin ein unglücklicher Mensch."

"Ich will nicht gehen, Wolfgang", sagte sie und sah ihn an.

Eine Zeitlang hafteten ihrer beider Augenpaare ineinander und redeten in einer stummen Sprache. Ein heißes, jähes Erschrecken war in dem Wolfgang zu lesen, während aus dem ihren Mitleid, Scham, Zärtlichkeit, Selbstvergessenheit wetterleuchtete. Es war etwas Weich-Hingebungsvolles in ihrer Haltung, in all ihren Bewegungen, nun auch in ihren Blicken, in dem verlorenen Lächeln um ihre Mundwinkel, das etwas seltsam weltfremdes hatte. Sie dachte, wußte und wollte nichts mehr, es war bei ihr alles, was ihr Inneres erfüllte, in einen einzigen heißen Wunsch, in ein treuherziges, erbarmendes Verlangen zusammengesmolzen: ihm zu helfen, ihn aufzurichten, ihn glücklich zu machen. Langsam wie unter seinen Blicken erschauernd, schloß sie die Augen. Ganz hilflos, ganz demütig stand sie vor ihm da.

Sekundenlang zuckte ein Kampf in seinen Mienen. Es war als ob er etwas abwehren, etwas in sich erdrücken wollte, eine Scham, die Vorahnung einer Reue, das Gefühl einer Erniedrigung. Und er fuhr mit der Hand durch die Luft. "Nein! Nein! Geh!"

Aber in seine Augen stieg ein loderndes Feuer auf, er sah gar nicht mehr, die Funken tanzten ihm vor den Blicken. Und sie stand immer noch vor ihm in der gleichen, hingebungsvollen, erwartenden Haltung und schüttelte leise den Kopf. Sie schien zu sagen: *Ich kann nicht anders*, oder: *Einmal würd es ja doch sein.*

Er verstand es sich nicht recht zu deuten. Aber es rührte ihn. Er war plötzlich so weich gestimmt, daß lauter gute Gedanken, lauter brave Vorsätze durch seine Seele irrten. Und dann brach ein dumpfer Schrei von seinen Lippen. Seine Arme griffen nach ihr, hielten sie, hoben sie auf. Er trug sie in die Kammer hinüber, die willenlos hingegossen sich an

seine Brust schmiegte, die Augen geschlossen, den Kopf in seinen Kleidern versteckend, als wenn sie sich vor sich selbst verbergen wollte.

"Wolf – "

Er spürt ihren heißen Atem an seinem Herzen, ihre Stimme klang erstickt.

"Was willst du, Liebling – ?" Er bebte jetzt am ganzen Körper.

Ohne die Augen zu öffnen, ohne den Kopf aufzuheben, wie in ihn hineinsprechend, murmelte sie: "Du mußt mir noch eins sagen – "

"Alles, was du willst." Er küßte ihr flimmerndes, blondes Haar an seiner Brust. Er fühlte sich in diesen Sekunden stolz, selig, groß. Er hatte nie so empfunden, ihm war, als trüg er da etwas von unermesslichem Wert in den Armen, sein Antlitz glühte und leuchtete.

"Damals – ", ihre Stimme verklang, wie ein Hauch, ihr Kopf bohrte sich nur immer mehr in ihn hinein – "neulich abend, – als du von mir gingst, – bist du da – bist du da nach Hause gegangen – ? Oder wohin bist du – ?"

Er verstand sie sofort, er begriff auch, weshalb sie so fragte und daß sie jetzt, im letzten Augenblick noch, sich ihm schauernd, von Ekel gepackt, entringen würde, wenn er nicht antworten konnte, was sie erwartete. Aber er konnte so antworten. Ein Lachen flog ihm vom Munde, ein übermütiges, sieghaftes Lachen. "Du!" flüsterte er, über sie gebeugt, heiß und zitternd, "du bist aber eine Kluge. Nein, ich war nirgends. Ich hatt's erst vor, aber ich konnt nicht. Bin nach Hause gelaufen, damit ich Ruh hätt. Du! Ich hatt' dich eben doch wohl zu lieb."

Nun lächelte sie. Aber die Lider schlug sie nicht auf. Matt, wie gebrochen lag sie in seinen Armen, eine willenlose Beute. Und seine Lippen versengten die ihren, die sich, wie schlüpfend, halb geöffnet hatten. Es wurde ihr, als versänke sie, – tiefer, immer tiefer, – sie wußte nichts mehr von sich selber.



Lene ging nicht mehr fort. "Das hat ja nun keinen Sinn mehr", hatte sie an jenem Morgen gesagt, halb übermütig, halb traurig. "Wenn du mich willst, können wir ja zusammenbleiben. Aber sags offen! Zur Last will ich dir natürlich nicht sein. Ich denk mir bloß, es wird bei dir dann immer ein bisschen ordentlicher und wohnlicher aussehn und dann wirst du gern zu Hause sein und dich nicht mehr unglücklich fühlen und deine Zeit und dein Geld nicht so verbummeln. Das ist doch auch was wert. Und ich möchte dein guter Kamerad sein durch dick und dünn."

Zur Antwort hatte er sie bloß geküßt und war lachend mit ihr durch die Stube gewalzt. "Famos! Das ist eine famose Idee!" hatte er endlich gerufen, als sie nicht mehr konnte: "Wir bleiben zusammen!"

Nun hatte er es also, *sein kleines Mädchen*, nun hatte er's gerade so gut, wie die andren, und kein Mensch fand etwas dabei. Es war viel moralischer, als das übliche Junggesellenleben sonst, und viel gesunder. Man lebte ganz häuslich und solide dabei. Wolfgang behauptete, zum reinen Spießbürger zu werden, seit Lene bei ihm war, und die andern lachten ihn aus.

Die ersten Tage vergingen ihnen, wie in einem Rausch. Sie waren wie die Kinder, haschten sich, lachten zusammen, ohne eigentlich zu wissen, warum? küßten sich und trieben tausend Narrheiten. Sie hatten geglaubt, sich zu kennen, aber sie lernten sich eigentlich erst jetzt kennen; fortwährend machten sie neue Entdeckungen aneinander und amüsierten sich dann köstlich darüber. Lene war von einer anmutigen Frische und natürlichen Heiterkeit, welche ihn immer neu entzückten. Dabei hatte sie aber gar nichts Grisettenhaftes, sie war weder oberflächlich noch leichtsinnig, vielmehr treuherzig, gutmütig und voll echter Wärme. Wie eine sorgsame Hausfrau schaltete sie bei ihm. Was sie aus Stube und Kammer gemacht hatte, war kaum zu glauben. Alles strahlte nur so von Sauberkeit und Ordnung; es war förmlich behaglich bei ihnen geworden, und die Zimmerwirtin schlug vor Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie auch anfänglich etwas griesgrämig dieser ganzen *neuen Wirtschaft* zugesehn hatte und hin und wieder etwas von ihrem *ehrbaren Hause* und *Anstand bei der Polizei* munkelte, bis Wolfgang ihr rund heraus erklärte, wenn sie wollte, daß er auszöge, solle sie's nur sagen, ihm wärs recht und lieber heute, als morgen. Das hatte geholfen; gar so leicht war die *lumpige Bude*, wie Wolfgang sie der Alten gegenüber nannte, eben nicht zu vermieten, und Wolfgang war die Miete noch niemals schuldig geblieben. Mit der Zeit that es auch Lene der Alten an. Ihrer gutherzigen Lustigkeit konnte kein Mensch widerstehn. Wenn Wolfgang nicht zu Hause war, erzählte die Alte Lene manchmal von ihren Lebensschicksalen; mit der rundglasigen Brille auf der Knorpelnase, den Strickstrumpf zwischen den Fingern, berichtete sie, neben ihr in einem Strohsessel hockend, dann allerlei Langatmiges von ihrem Seligen, was niemals irgend eine Pointe hatte. Lene hörte aber immer sehr geduldig zu. Zum Schluß kam dann jedesmal die seufzende Versicherung, daß sie, die Sprecherin, es besser verdient hätte, als es ihr im Leben geworden sei, und daß Lene unrecht thue, sich an Einen zu hängen, der selber nichts zu beißen habe. Übrigens vertrugen sie sich aber allmählich vortrefflich und Lene zog aus der Freundschaft allerlei kleine Vorteile zum Schmuck und zur Einrichtung der Wohnung.

Anfangs hatte Wolfgang gewünscht, daß Lene überhaupt nicht mehr ins Geschäft gehen sollte. Es war ihm so etwas wie eine Ehrensache, für sie zu sorgen, und er bildete sich bei dem Gedanken auch ein, seine Pflicht zu thun und sich dann keinerlei Vorwürfe mehr darüber machen zu brauchen, daß er sie bei sich hatte. Da kam er aber schlecht an.

So wars nicht gemeint gewesen. Wenn er dachte, sie würde ihm je zur Last fallen wollen, kannte er sie sehr schlecht. Sie hätte das nicht einmal gethan, wenn er reich gewesen wäre, sie brauchte keine Versorgung; sie ließ sich nicht bezahlen dafür, daß sie ihn lieb hatte, und war keine *Solche*, die sich *aushalten* ließ. Sie konnte sich ihr Brod selber verdienen und wollte frei sein, ganz frei, gerade so, wie er selbst. In aller Freiheit wollten sie zusammen hausen und leben, wie zwei gute Kameraden. Und nun gar, da er selber nur immer mit Mühe und Not so viel zusammenscharfte, um sich durchhelfen zu können! Was für Eine hätte sie da sein müssen, wenn sie sich von ihm hätte füttern lassen wollen!

Nur ein paar Tage lang ließ sie sich im Geschäft Urlaub geben, um sich *häuslich einzurichten*. Das waren die glücklichsten Tage ihres Lebens. Es kam ihr jeden Morgen vor, als ob Sonntag sei, und sie sang schon vom Bett aus jubelnd in den Tag hinein. Sie kamen vor lauter Kurzweil kaum dazu, alles das zu besorgen, was Lene für das Nötige hielt: Möbel umzustellen und aufzupolieren, Bücherbretter an der Wand zu befestigen, den Wust von Zeitschriften und Papieren zu ordnen, der überall umherlag, und Ähnliches mehr. Stundenlang arbeiteten sie dann aber doch, *wie die Pferde*, um sich zur Erholung in irgend einen Winkel zu kauern, sie auf seinem Schoß, und sich wieder von frischem zu küssen.

Jeder Tag war ihnen ein neues Fest und er wich keinen Augenblick von ihrer Seite. Sie begriffen jetzt gar nicht, daß sie sich schon so lange kennen sollten, so neu waren sie sich gegenseitig, und jeden Tag machten sie wieder eine überraschende Entdeckung aneinander. Ebenso wenig verstanden sie mehr, wie sie es ohne einander je ausgehalten hatten; es war doch eigentlich gar kein Leben gewesen.

Als die Wohnung in ihrem neuen Glanz erstrahlte, trug Wolfgang Lene auf seinen Armen im Triumph darin umher. Der Küchengeruch hatte sich freilich nicht verbannen lassen, er drang von dem trichterförmigen Hofe, auf den alle Küchen des Hauses mündeten, von früh bis spät durch die Ritzen und Spalten der Fenster herein. Und die Sonne konnte auch nicht zu ihnen. Aber ein Stück blauen Himmels sahen sie doch, wenn sie sich zum Kammerfenster herausbeugten, und manchmal schossen darin die Schwalben hin und her und ihre Schwingen waren von der unsichtbaren Sonne silberig durchflimmert.

Jedenfalls kam den beiden die Wohnung wie ein kleines Eden vor. Das Glück leuchtete ihnen nur so aus Blick und Mienen. Sie gingen diese ersten Tage gar nicht aus, die Alte mußte ihnen das Essen holen; sie geizten mit jeder Minute, wo sie sich ganz allein haben konnten und keinen Menschen zu sehn brauchten. Von Morgen bis Abend klang Lenes gurrendes Lachen von den Wänden wider und Wolfgang wurde nicht müde, ihr das herrliche, blonde Haar zu zerwühlen, wofür sie ihn auf die Finger schlug und worauf er die ihren dann küßte. Diese Finger wurden jetzt, wo sie nicht von Draht und Nadeln zerstoichen wurden, so weiß und zierlich, daß jede *Dame* damit hätte Staat machen können.

Seit sie wieder ins Geschäft ging, – es hatte einen wahren Kampf mit ihm gekostet, ehe er's zuließ, – arbeitete Wolfgang sehr fleißig. Er machte jeden Tag sein *Packet* fertig, wie er das nannte, d.h. er schrieb Feuilletons für eine ganze Reihe von Zeitungen und Korrespondenzen. Sie waren nicht besser und nicht schlechter, als hundert andre, und man nahm sie meist gern, weil der ungeheure Tagesverbrauch das erforderte. Nur er selbst hatte keine rechte Freude daran. Nebenbei arbeitete er an einem Roman, schrieb Kritiken und suchte mit wahren Feuereifer sich aus seiner Misère herauszuhelfen, bereit, dem Publikum und den Redaktionen jede nur erdenkliche Konzession zu machen. Der Bühne hatte er ganz abgeschworen und alle seine hochfliegenden Pläne in den Hintergrund gedrängt. Jetzt erschien ihm das kaum mehr als ein Opfer, das er brachte. Wenn er abends Lene umarmen durfte, war er bereit, den ganzen Tag über *für die Küche zu arbeiten, dem Familienblattgeschmack zu fröhnen, sich selbst zu verleugnen*, und mit welchem Namen sonst er seine litterarische Handwerkerarbeit noch bezeichnete; das entschädigte ihn für alles. Er lebte nur in dem Gedanken dran und wie in einem Taumel.

Eine wichtige und peinliche Angelegenheit für Lene war die Ordnung der Dinge bei *Onkel Nachtdroschke* gewesen, wie Wolfgang ihn nannte. Gleich am ersten Morgen hatte Lene Wolfgang gesagt, die Tante würde sie nun nicht mehr aufnehmen; das hätte sie ihr seinerzeit gleich erklärt: *Bleibst du mir einmal eine Nacht aus, darfst du mir nicht wieder ins Haus, danach richte dich!* Im übrigen hatte sie so ziemlich ihre Freiheit gehabt. Ins Haus wollte sie nun ja auch nicht wieder, aber so ganz ohne Abschied und Schön Dank fortzubleiben ging doch auch nicht, denn man war schließlich immer gut zu ihr gewesen, besonders Onkel, der überhaupt ein prächtiger Mensch war und bloß zu viel Branntwein trank. Und dann mußte sie doch ihre Sachen abholen. Wenn sie das aber that und frank heraus eingestand, wo und bei wem sie jetzt wohnte, gabs natürlich ein schreckliches Hallo und sicher konnte sie gar nicht sein, daß Tante, die manchmal jähzornig wurde, sich nicht zu Handgreiflichkeiten dabei hinreißen ließ, und Onkel, wenn er etwa gerade zufällig zu viel getrunken hatte, ihr dabei assistierte. Und ihre Sachen bekam sie dann aller Voraussicht nach auch noch nicht einmal. Man mußte also etwas diplomatisch zu Werke gehn.

Lene schrieb demzufolge einen langen Brief an ihren Onkel, – von der Tante hoffte sie wenig, – teils nach Wolfgangs Diktat, teils nach eigenem Ermessen. Das Schreiben ging ihr etwas mühselig von der Hand und mit der Orthographie haperte es manchmal; manchmal ließ sie sich auch von Wolfgang ein schwierigeres Wort vorbuchstabieren. Wolfgang amüsierte sich köstlich über diese Schreibstunde. – Die Alte mußte den Brief sofort besorgen.

Es vergingen aber merkwürdigerweise mehrere Tage, ohne daß sich irgend eine Folge des Briefes gezeigt hätte, und Wolfgang war schon entschlossen, selbst *in die Höhle des grollenden Löwen vorzudringen*, als der Droschkenkutscher plötzlich eines Abends bei ihnen mit dröhnender Faust an die Thür klopfte und, ohne ein Herein abzuwarten, *in*

vollem Ornat, den Lackhut in der Hand, über die Schwelle stapfte. Wolfgang saß in der Sofaecke, Lene auf seinem Schoß, und ihre langen, blonden Haarsträhnen waren um seine Hände gewickelt.

"Oha!" machte der Alte und räusperte sich, während Lene mit einem Schreckensruf aufsprang.

Wolfgang behielt seine Fassung, er versteckte wenigstens ein gewisses Unbehagen hinter äußerlicher Kaltblütigkeit. "Ah, guten Abend," sagte er, "gewiß Herr Leistner."

"Ja woll," klang es mit heiserer Stimme zurück, "so heeßt er. Und nu wollen wir mal 'n Ton zusammen reden, Herr – Herr –"

"Vogler. Wolfgang Vogler. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Leistner? Lene, komm doch her und sag deinem Onkel guten Tag. Trinken Sie eine Flasche Bier mit uns, Herr Leistner? Es ist schwüles, staubiges Wetter draußen, das macht Durst. Genieren Sie sich nur nicht, wir sind ja hier ganz unter uns. Lene, zieh mal 'n paar Flaschen auf, ja? Die Alte soll Gläser bringen. Dunkles Patzenhofer,¹² Herr Leistner, – *Echtes* kann sich Untereiner natürlich nicht leisten. Aber es schmeckt auch. Und ne Cigarre gefällig? Billiges, solides Kraut, wie sichs für uns kleine Leute schickt. Greifen Sie man dreist zu! Sind mehr da. Warum wollen wirs uns nicht gemütlich machen bei dem, was wir miteinander zu besprechen haben? Was?"

Der Droschkenkutscher hatte sich ein paarmal mit der schwieligen, schwarz behaarten Hand über den grauen Stoppelbart und die rötlich dazwischen engebettete, nach vorn zu sich verbreiternde Nase hingefahren, während seine kleinen, etwas verschwellenen Augen halb listig, halb begehrllich blitzten. Er stieß einige Knurr- und Brummtöne aus, die in einem heiseren Räuspern endigten, und sagte zuletzt: "Na ja, bin so frei. Schließlich: warum denn ooch nich? Ick habe meine Inschtruktionen und die werd ick erledigen. Iebrijens: Sie scheinen ja een janz jemietliches Haus zu sein, ick hatte Sie mir anders jedacht. Nehmen Sie's nich iebel: haben Se nich vielleicht ooch 'n Schnabus? Den vorausjeschmettert, schmeckt alles Bier noch mal so jut. Lene, sorje für deinen Onkel!"

Er hatte sich breitbeinig auf einem Rohrstuhl niedergelassen, den Lackhut mit der Kokarde zwischen den Beinen auf den Boden gestellt und die Hände über dem Bauch gefaltet. Man kam in eine ganz behagliche Stimmung miteinander. Lene, die sich anfangs fluchtbereit in der Kammerthür gehalten hatte, ging ab und zu, brachte einen Kornbranntwein, den der Alte schmunzelnd für waschecht erklärte, schenkte Bier ein, ließ sich von ihrem Onkel unters Kinn greifen und wurde allmählich zutraulicher.

¹² Die traditionsreiche berliner brauerei von georg patzenhofer existierte seit 1856. Zwischen 1877 und 1886 entstanden neue fabrikationsgebäude auf der friedrichshöhe. Als erste brauerei in berlin stellte patzenhofer dunkles bier her. (Worauf sich die abgrenzung zu "echtem" bezieht, ist mir unklar.) Die brauerei hieß dann 'Aktienbrauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe, vorm. Patzenhofer'. Teile der betriebsgebäude existieren noch in der landsberger straße, ecke richard sorge-straße.

Wolfgang stieß mit dem Alten an, trank, schwatzte und that harmlos und freundschaftlich.

Mit der Zeit kams denn heraus, daß Herr Wilhelm Leistner nur im Auftrage seiner Frau hier war und seine *Inschtruktionen* von ihr hatte. Die konnte er aber immer noch an den Mann bringen, das hatte Zeit. Denn er, als Mann von Welt, sah die ganze Sache überhaupt anders an, als seine Hanne, und wenss nach ihm gegangen wäre, wäre er gar nicht gekommen, denn schließlich muß jeder sehn, wie er in der Welt zurechtkam, und es ging auf Erden nun mal nicht zu, wie im Himmel, am allerwenigsten in Berlin. Aber Hanne war ja nun ganz toll und wild geworden über die Geschichte. Was redliches hatte sie zusammengeflucht und geschimpft. Zur Polizei hatte sie laufen wollen, um die *entfamigte*¹³ *Lotterdirne* mit Gewalt wieder zurückzuholen, bloß daß ihr Schneider Krüger in der Hofwohnung parterre, der die Gesetze kannte, wie seine Westentasche, erklärt hatte, die Polizei dürfte sich in sowas gar nicht einmischen. Mit allen alten Klatschbasen hatte sie zusammengesteckt und das ganze Haus hatte die schreckliche Geschichte erfahren müssen. Hatte bloß gefehlt, daß sie sie noch in den *Lokal-Anzeiger* rücken ließ. Und Volksanwalt¹⁴ Hehlen hatte ihr gesagt: sie sollte nur alles gehen lassen, das wär gar nichts Besondres. Da war sie sich klar darüber geworden, daß wir in einem unmoralischen Staat lebten und daß die Sozialdemokraten ganz recht hatten, wenn sie wollten, daß alles anders werden müsse. Aber soviel stand fest: nicht wieder ins Haus sollte ihr die verworfene Person, und wenn sie eines schönen Tages kam und bettelte, würde man sie mit der Feuerzange wegjagen – mit der Feuerzange, darauf hatte Frau Hanne bestanden und das sollte Wilhelm Leistner wortwörtlich ausrichten. Und von Herausgeben der Sachen keine Rede. Das bischen Plunder behielt sie zurück; – zur Entschädigung für alles, was sie an dem gottvergessenen Frauenzimmer gethan hatte und was ihr jetzt leid that, wie keine Sünde, die ihr auf der Seele brannte, sonst. Aus und vorbei wars. Sich so wegzuerwerfen! Sünde und Schande fürn Mädchen aus anständigem Hause.

Das waren so ungefähr die *Inschtruktionen*, die Wilhelm Leistner von seiner Frau für diesen Gang mitbekommen hatte und derer er sich so ganz allmählich beim zweiten Korn und bei der dritten Flasche Bier, immer zwischen zwei Rauchwolken seiner Cigarre, entledigte. Ganz ehrlich und getreu wiederholte er, was er nur irgend von den Auslassungen seiner Frau behalten hatte, und daß es im Großen und ganzen stimmte, erfüllte ihn mit sichtlicher Genugthuung. Wichtiges hatte er jedenfalls nicht vergessen. "Und dadrauf hin trinken wir noch eens", meinte er dann in wachselnder Zuthulichkeit.

Lene war in der Kammer verschwunden. Sie saß dort auf dem Bettrand und weinte leise vor sich hin. Zum ersten Male war ihr eine klare Vorstellung von dem gekommen, was sie gethan hatte, zum ersten Male empfand sie etwas andres, als die übermütige Lustigkeit, welche sie all diese Tage erfüllt hatte. Auch der Trotz, mit dem sie sich

¹³ *entfamigt/entfamit* ist ein alter plattdeutscher Ausdruck für schamlos; diese Erläuterung konnte ich im Netz ausschließlich in einem spanisch-plattdeutschen Wörterbuch der mexikanischen *Universidad Autónoma Chihuahua* (Autor: Hans Peter Bertelsen) finden!

gewappnet hatte, wollte da nicht vorhalten. Es war so bitter, was die Tante ihr sagen ließ, es that ihr weh, es brannte ihr in der Seele. Im Grunde hatte die es ja doch wirklich gut mit ihr gemeint und sie mitleidig an ihrem bischen armseligen Leben teilhaben lassen. Und nun – Wenn sie sich nur hätte Wolfgang an den Hals hängen und an seiner Brust ausweinen dürfen! Aber der saß mit dem Onkel und trank und rauchte und amüsierte sich im Grunde köstlich über diesen ganzen Auftritt, ohne zu begreifen –

Die Thür war offen geblieben und durch die offene Thür hörte Lene, wie der Onkel sagte – seine Stimme hatte schon ein bischen was brüchiges bekommen, was Lene ganz gut kannte, weil sie immer so geklungen hatte, wenn er nach einer kalten Nacht von seinem Stand zurückkam und seine mitgenommene Flasche Nordhäuser zu Tantes Entsetzen bis auf die Nagelprobe leer war –: "Sehn Se, mein Bester: Unseereener, der die Welt kennt – na, dat hab ick Ihnen ja nu schon jesagt: ändern können wir se nu mal nich, also wir nehmen se, wie se is. So'n armet Mächen hat ja am Ende nich viel Verjnügen. Wat soll man also dazu sagen? Die Sache is bloß die, daß dat nachher mit's Heiraten hapert. Sonst – lieber Jott, man weeb ja, wie dat is, un ieber det bloße Jethue sind wir ja am Ende ooch längst raus, schon seit dat mit die Predijers abjeschafft is und ieberhaupt der janze Mumpitz nich mehr so streng jenommen wird. Ufklärung muß sein, dat steht nu mal fest, und stehnbleiben können wir nich. Also meinswegen ooch freie Liebe. Dat bringt der Zeitjeist mal so mit sich und davon versteht meine Hanne nu janz und jar nischt, – ieberhaupt die Weiber nich. Wat Zeitgeist is, da wollen se nich mit. Aber mit's Heiraten, sehn Se mal – jeben Se mir noch 'n Ziehjarn, Herr Vogler! – danke! – wat soll da nu mit werden? Man nennt dat ne *wilde Ehe*, wie Sie dat nu vorhaben, oder jebildeter, wie's bei Jericht Mode is: *in Konkumbenate leben* – Ja, Unseereener weeb ooch Bescheid, mein juter Herr. Janz umsonst treibt man sich schließlich nich fünfunddreißig Jahr uf'n Kutschbock rum. Wenn nu in solche Wildheit aber 'n Kind kommt, wat denn? Ja, nu fahren Se uf! Denn is dat Kind von uneheliche Jeburt, verstehn Sie, un kriegt 'n Namen von Muttersseite, un 's Unjluck is da. Denn so wat klebt so'n Kinde ja zeitlebens an. Wissen Sie, janz frank von Herzen jesprochen: Sie mißfallen mir jar nich. Aber Sie sind nich von unsern Stand, Sie sind wat Feiners und jade darum is mir die Sache nich recht. Wenn so'n kleener Mann aus'n Volk mit unsre Lene zusammenleben wollt und wollt se nich jleich in allen Ehren heiraten und se hätten sich lieb, – na, mein Jott, denn man zu! Ick würde jar nischt sagen. Dat is nu mal, wie't is, in der Welt, und man muß da 'n Ooge zudrücken. Mehrstendeels heirat't sich so wat zu juterletzt nämlich doch noch, wenn man erst wat Kleenes da is und die Stellung sich verbessert oder so – Dat is ne alte Sache und is ja ooch jut so. Und wenn nich, denn nich, denn leben se zusammen un sind uf ihre Manier selig jeworden, wie der olle Fritze. Aber bei so Eenen, wie Sie, da kiek die Sache aus andre Oogen raus. Da is dat immer jleich: ne Mätresse haben, verstehn Sie? Und von Heiraten keen Dunst, jetzt nich und nachher erst recht nich. Und denn is 's damit ieberhaupt verspielt, denn heirat't se 'n andrer ooch nich und ihren Knax hat se weg. Wenn Sie se denn nachher sitzen

¹⁴ gewerblicher rechtsberater

lassen, mit ner Jöhre oder zwee an der Hand, denn hilft keen Maulspitzen mehr. Sie sind denn fein raus und keen Meensch hat was jejen Sie, aber dat arme Ding von unverheiratete Ehefrau und Mutter kann sehn, wie se fertig wird. Na, mein bester Herr, dat is nu dasjenige, wat ich für meine Person jejen die Sache habe, jrade, weil Sie 'n jebild'ter Mann sind, – denn sonst – lieber Jott, wie jesagt – ich fasse dat Leben immer praktisch uf un nich moralisch, un ick habe dat Mächen lieb, – is ja ne Schwesterdochter von mir, – und bin sozusagen ja derjenigte jewesen. der se nach Berlin jerufen hat, weshalb se mir denn ooch zu schade is, vor de Hunde zu jehn, nett und mollig und pusselig, wie se is. So! Nu hab ick mir die Jeschichte von'n Herzen jered't. Nu können Se mir noch mal 'n Buddel injießen."

Wolfgang hatte während dieser langen Herzenseergießung, zwischen deren einzelnen Sätzen der Sprecher sein Glas mehrfach geleert hatte, bald beistimmend genickt, bald gelacht, bald ernst und nachdenklich dreingeblickt. *Ein Prachtskerl!* dachte er, *ist ja gar nicht besser zu erfinden; den muß man mal genau so, wie er ist, in eine Geschichte bringen; solch Modell findet man nicht alle Tage.* Als der Alte dann endlich fertig war und sich mit dem haarigen Handrücken den Schaum vom Bier aus seinem Stoppelbart wischte, war Wolfgang gerührt. Er wunderte sich selbst darüber, aber es waren beinahe andächtige Empfindungen, die ihn plötzlich durchwogten.

"Mein lieber Herr Leistner," sagte er und legte dem Alten die linke Hand auf die Schulter, während er ihm eine neue Flasche ins Glas schänkte, "das war ganz famos, was Sie da alles gesagt haben, – das nenn ich naturwüchsig und echt und unverdorben. Und ich bin Ihr Freund von Stund an. Im übrigen machen Sie sich keine unnötigen Sorgen, hören Sie? Ich bin nicht so Einer, wie Sie denken. Ich hab Ihre Nichte lieb und ich verlass sie nicht. Und wenss Glück gut ist, heirat ich sie auch noch. Das soll ne fidele Hochzeit werden, Onkel Leistner, – Sie als Brautführer, was? Na, trinken wir darauf mal zusammen, stoßen Sie mit mir an! Lene ist in guten Händen bei mir. So! Auf gute Freundschaft!"

Sie stießen an und tranken. Und dann kamen sie weiter ins Schwatzen. Sie gefielen sich gegenseitig immer besser. Dem Alten schmeichelte es, daß der *gebildete Kerl*, den er sich ganz anders, vor allem weit geschniegelter vorgestellt hatte, soviel Geschmack an ihm fand. Dabei konnten sie beide nicht viel vertragen und wurden beide, wenn sie tranken, sentimental. Es dauerte gar nicht lange, bis sie anfangen, sich gegenseitig zu rühren, so daß ihre Stimmen allmählich in eine Art von Schluchzen überschlugen und ihnen beiden die Thränen in die Augen traten.

"Lene! Wo is Lene?" rief der Alte endlich, "warum kommt se nich? Hier soll se bei uns sitzen, – hier, – un wir wollen uns lieb haben, – lieb wollen wir uns haben, alle drei, – und wat meine Olle dazu meent, is janz ejal – Wo is dat Mächen? frag ick. Liebe muß sind, sonst is das Leben ieberhaupt nich zu ertragen. Und wenn man jung is – ick bin ooch mal jung jewesen, ick weeiß, wie dat is – ick habe et meine Olle immer jesagt: *Hanne*, hab ick jesagt, *wo du das Mächen nich mal 'n or'ntliches Bett jeben willst und se*

soll aus puren Jeiz immer in meins kriechen, wenn ick uf'n Stand muß, dat jiebt 'n Unjück. Denn wenn der Mensch keen Bett nich hat, denn is keen Halt mehr in ihm, dat kennen wir. Nu dreibt se sich die halbe Nacht rum von wejen mangelnden Unterkommens und du wirst sehn: da passiert wat. – Na, jehört hat meine Olle ja natierlich nich auf mich, so wat is ja nich; aber nu, als der Schreibebrief kam, habe ick jesagt: Hanne, habe ick jesagt, siehste woll? Nu drägst du die Mitschuld von wejen deinen Jeiz, wenn dat Mächen ins Malhör kommt. Denn jeizig is se, – allens, wat recht is, – sonst ne brave, jute Frau trotz ihren Reißmatismus in de Fieße, was 'n Menschen jewöhnlich immer rabbiat macht — Aber wo is denn nu bloß das Mächen, die Lene? Will se nischt mehr von mir wissen? Lene! Herkommen, sag ick, herkommen!"

Wolfgang wunderte sich schon lange, daß Lene nicht mehr zum Vorschein kam. Endlich ging er, um sie zu holen. Aber die Schlafkammer war leer. Sie mußte sie durch die Thür verlassen haben, die zum Korridor hinausführte. Ganz verdutzt kam er zurück, ohne zu sehn, daß Hut und Jacke von ihr noch am Riegel neben dem Bett hingen und daß sie also das Haus wohl schwerlich verlassen hatte. "Ausgeflogen", sagte er schwermütig. "Was das nu bloß heißen soll? Sie nimmt doch sonst nichts schwer, sondern im Gegenteil alles so leicht. Daß die Tante ihre paar Habseligkeiten nicht rausgeben will, kann sie doch nicht so aus'm Häuschen gebracht haben. Da werde ein anderer draus schlau! Am Ende ist sie hingelaufen, um mit ihr zu sprechen."

Der Droschkenkutscher erhob sich schwerfällig. Seine Nase glühte jetzt feuerfarbig. "Denn müssen wir doch mal jleich nachn Rechten sehn", sagte er mit viel Würde. "Denn wenn zwei Weibsleute sich erst mal dat Zanken kriegen - na, ick will weiter nischt jesagt haben. Also: Herr Vogler, wir sind ja nu soweit inverstanden und es hat mir jefreut. Moral is soweit janz jut, aber die Hauptsache is dat Praktische. Da dran denken Se man immer. Und ick werre mal wieder vorsprechen – Ne, ne, mitkommen brauchen Se nich. Janz in's konträre Jejenteil: wenn meine Olle Sie zu sehn kricht, denn wird se fuchtig; besser nich. Wollen wir schonst allens alleene machen. Also adje. Und der Korn is jut, dat muß wahr sind."

Damit setzte er seinen Lackhut auf und stapfte mit breitspuriger Würde, wenn auch etwas schlingernden Ganges, nickend und mit der Hand winkend über die Schwelle. Kaum war er hinaus und man hörte seine polternden Schritte, verbunden mit einem ächzenden Atemholen, noch auf der Treppe, so wurde die Thür aufgerissen und Lene flog herein, Wolfgang gerade an den Hals. Schluchzend verbarg sie ihren Kopf an seiner Brust. Sie war drüben in der Küche der Wirtin gewesen und hatte sich dort, in einer dunklen Ecke kauern, ausgeweint. Um keinen Preis wäre sie hereingekommen, so lange der Alte noch da war. Es war ihr plötzlich alles schrecklich gewesen, was er sagte und wie er es sagte. Das ganze Leben, die ganze Welt war ihr mit einem Male in andrem Licht erschienen. Warum sie eigentlich weinte, hätte sie freilich nicht sagen können. Aber sie weinte herzbrechend, sie mußte weinen. Ihr ganzer Körper wurde

noch immer von einem krampfartigen Schluchzen durchschüttert, ihr Busen wogte wild und hastig gegen seine Brust an.

Wolfgang war sehr erschüttert. Eine Ahnung durchfuhr ihn, weshalb dieses Aufruhr in ihrer Seele entstanden sein mochte; er kam sich plötzlich schlecht und ehrlos vor trotz alles Sicherhabendünkens über die Vorurteile und konventionellen Gepflogenheiten der Menschen. Eine Wallung, die aus Rührung und Reue gemischt war und beinahe etwas Heiliges und zur Andacht stimmendes für ihn hatte, bemächtigte sich seines Inneren. Er schlang seinen Arm fest um Lenes Nacken und sagte mit einer von Erregung vibrierenden Stimme: "Sei nur ruhig, Lene! Du sollst gar keine Ursache haben, zu weinen. Ich werde dich heiraten."

Er kam sich in diesem Augenblick sehr gehoben vor, er hatte das Bewußtsein eines edelmütigen und großherzigen Entschlusses, zugleich eines Sieges, den er über seine eignen Überzeugungen errungen. Und es that ihm wohl, mit sich so zufrieden sein zu können, es stimmte ihn weich. Seine Unterlippe zitterte.

Aber Lene hatte ihn jäh losgelassen. Sie strich sich mit der Hand energisch über die Augen hin, während sie den Kopf trotzig aufwarf. "Was?" brachte sie stammelnd heraus, "du denkst von mir, daß ich deshalb – Ach, pfui, nein – so was! Das mußt du aber nicht von mir glauben, Wolfgang, sonst lauf ich dir lieber heute, als morgen weg. Pfui, ich bin böse."

"Na, na, na!" sagte er begütigend und streichelte ihr weiches, wirres Hhaar. "Glaub ich denn, daß du es darauf abgesehn hast? Davon ist ja doch gar keine Rede. Ganz aus freiem Entschluß heraus sag ich dir: ich werde dich heiraten. Punktum."

Sie schüttelte sehr ernst den Kopf. "Nein, Wolf, diesen dummen Streich werden wir nicht machen, verstehst du?"

"Dummen Streich?" Er sah sie ganz verdutzt an. "Ja, aber erlaube mal – " Seine ganze Rührung war verflogen.

"Natürlich," sagt sie, "das wärs und nichts andres. So aus Muß ein Mädchen heiraten, weil sie bei Einem wohnt, – das wär so recht was! Nein, wenn ich daran je gedacht hätt, denn wär ich doch natürlich lieber gar nicht zu dir gekommen. Aber das ist ja alles Unsinn. Wir haben uns lieb, und dabei bleibts und weiter wird gar nichts aus der Sache. Und zum Heiraten für dich bin ich zehntausendmal zu ungebildet. So was führt zu nichts. Und wenn du mal ne andre heiraten möchtest, – später, mein ich, viel später, wenn du erst 'n berühmter Mann bist – "

"Na?" fragt er plötzlich gespannt, "was dann?"

"Denn – na, denn würd ich erst mir die Augen beinah aus 'm Kopf weinen und denn würd ich sagen: *Hast recht, Wolf*, und würd dir 'n letzten Kuß geben. Und es würd

weiter gar nichts los sein, verstehst du? So 'ne *schrecklichen* Geschichten, – ne, davon bin ich kein Freund. Alles würd ganz in Ruhe und Frieden aus'nander gehen und schön wärs deshalb doch gewesen und bereuen würd ichs doch nicht."

"So!" machte er und ein gewisses Gefühl der Befreiung kämpfte in ihm mit unklarer Enttäuschung und verletzter Eitelkeit. "Du nimmst die Sache ja merkwürdig leicht. Ich hätte gar nicht gedacht, daß du so ein vernünftiges Mädchen wärst."

"Nicht? Ja, warum denn nicht? Was soll man denn dabei schließlich noch thun? Das ist doch nu mal so im Leben. Unsereins kann das auch nicht ändern. Man kann sich sehr lieb gehabt haben und 's Herz bricht Einem doch noch nicht gleich darüber. Warum soll man sich das von vorn herein klar machen? Sieh mal: als ich meinen Georg damals verloren hab, hätt ich auch nicht gedacht, daß ich in meinem ganzen Leben noch mal Einen würd lieb haben können. Und nu gar so was thun – ! Ne, das kommt so. Aber wozu soll man daran denken, eh es Zeit ist? Das wär doch 'n Unsinn. Kommt immer noch früh genug. Und nu gieb mir 'n regelrechten Kuß, Wolf, nu haben wir genug davon gered't, nu wollen wir wieder fidel sein."

Er war immer noch nicht ganz klar darüber, ob es sich mit seiner männlichen Würde vertrug, sich seinen ehrenvollen Entschluß von ihr so vor'm Munde wegschwatzen zu lassen. Es war ihm gewissermaßen peinlich, daß ihre Worte ihn nicht unangenehm berührten, daß ihre Vernünftigkeit ihm sogar wohlthat. Das war denn doch merkwürdig, daß sie nicht gleich mit beiden Händen zugriff, wenn er ihr – ganz gegen sein ursprüngliches Vorhaben – die Ehe versprach. "Du würdest dann also auch wohl eventuell einen andren heiraten?" fragte er, nachdem er sie geküßt hatte.

Sie lachte. "Was dem Einen recht ist, muß natürlich wohl dem Andren billig sein. Na, davor wollen wir uns nu man lieber noch nicht ängstigen, Wolf. Müßten wir schöne dumm sein! Alles nehmen, wie's kommt, und inzwischen vergnügt sein und sein bischen Leben genießen, nicht? Das ist doch das einzig Gescheidte. – Du! Und jetzt hab ich Hunger. Ich will mal mit der Alten wegen des Abendbrods reden."

Sie wollte fort. Aber er hielt sie am Arm fest. "Du, Lene, weshalb hast du denn eigentlich geweint?"

"Ach! Ich weiß selbst nicht. Das kam so. Nu ist alles längst vorbei. Das waren so die letzten Thränen, weißt du, mit denen hab ich mein ganzes früheres Leben abgeschlossen. Onkel Nachtdroschke war komisch, nicht? Ein guter, alter Kerl! Aber die Tante – daß die mir meine paar Sachen nicht rausgeben will, – das ist doch gemein. Na, ich pfeif drauf. Deswegen lockt sie mich noch lange nicht zurück. Was die sich bloß denkt? Morgen mach ich meine Einkäufe, und denn wird von neuem gespart. – Punktum." Und sie lief lachend hinaus.



Sie lebten sehr glücklich zusammen. Ein paar Wochen gingen hin, ohne daß sie es merkten. Der Sommer stand längst auf seiner Höhe, die Linden hatten abgeblüht, die schwüle, rauchige Dunstatmosphäre, die über den langen Straße lag und hie und da den Asphalt neben den Häusern zum Glühen brachte, hatte alles, was reisen konnte, vertrieben. Es war die Zeit, wo die Feuilletonisten ihre witzigen und boshaften Artikel gegen die Badereisen und Sommerfrischen schrieben, weil sie selber nicht fort konnten. Wolfgang war öfters verstimmt, wenn Lene jetzt vom Geschäft heimkam, und sie hatte Mühe, ihn wieder aufzuheitern.

Sie selbst schien gar nicht unter der oft erstickenden Hitze zu leiden, sie war immer frisch und heiter. Auf ihrem Antlitz lag blühendes Glück. Sie wurde sogar etwas stärker, sie strahlte förmlich von gesundem Lebensmut. Wenn es zu Hause gar zu dumpf und luftlos in den zwei Räumen war, die beide nach dem Hof hinausgingen und statt eines frischen Windhauchs nur die faden Küchengerüche und die sich zwischen den Hauswänden verfangende, dunstige Hitze einströmen ließen, sodaß man oft lieber die Fenster ganz schloß, warf sie ihre Taille ab und hantierte im grauen Korsett mit ihren nackten, vollen Armen umher. Mattigkeit oder Verzagen, wie Wolfgang, kannte sie gar nicht. Hin und wieder sprachen sie vom Ausziehn, aber es blieb immer dabei. Etwas wesentlich Besseres hätten sie für den Mietspreis, den sie zahlten, doch schwerlich gefunden. "Wir warten schon besser, bis wir uns eine Villa in Friedenau oder Steglitz mieten können", meinte Wolfgang. Das war sein Ideal. Er war fest überzeugt, wenn er es erreichte, würde er erst etwas Rechtes leisten können. Auf diese alte Lieblingsidee kam er überhaupt immer wieder zurück: sorgenfreie Behaglichkeit, – dann würde sichs ausweisen, daß er ein ganz anderer war, als die Welt in ihm sehn wollte.

Diese tägliche Frohnarbeit, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, verdroß ihn nun doch allmählich. Es war unwürdig, wie ein Plantageneger sein Pensum abarbeiten zu müssen, zumal wenn man sich Höheres zutraute, wie er. All die glückliche Heiterkeit, welche das Zusammenleben mit Lene ausströmte, half ihm darüber nicht fort. In dem Punkt verstanden sie sich überhaupt nicht; Lene hatte nie einen rechten Begriff von dem, was er litt und entbehrte, sie glaubte offenbar auch gar nicht daran, daß er viel Besseres konnte und daß er sich durch diese Handwerkerarbeit nur zwecklos aufrieb. Sie fand alles sehr hübsch und interessant, was er schrieb, auch wenn es ganz banales Zeug war. Das verstimmte ihn. So wie sie Blumen fabrizierte, fabrizierte er eben Zeitungsartikel und Novellen, dazwischen sah sie keinen Unterschied. Manchmal zog er sich darüber grollend in sich selber zurück. Aber ihrer harmlosen Lustigkeit gegenüber gab es keinen langen Widerstand, man mußte sich immer rasch wieder mit ihr versöhnen, ob man wollte oder nicht, es war etwas Bezwingendes darin.

Und doch hatte es Lene manchmal nicht leicht, es kamen sogar recht schwere Stunden für sie, aber danach fragte er nicht, das kam ihm nie in den Sinn. Sie war zu lange ehrbar gewesen, die ehrbarste unter all den Mädchen im Blumengeschäft, als daß man nun nicht hätte mit der ganzen Schadenfreude derer, auf die sie früher herabgesehn, über sie herfallen sollen. Mit wahrer Wollust hatte man erfahren, daß die fromme Helene, die mit ihrem Tugendstolz und ihrem Nichthörenwollen allmählich geradezu unbequem gewesen, jetzt nicht besser war, als sie alle, sogar ein noch unmoralischeres Leben führte, als die meisten, die sich hoch und teuer dagegen verschworen, daß sie je mit Einem zusammenleben würden. Nein, das hätte ihnen fehlen sollen, das that keine, die was auf sich hielt. Mit Einem gehn, ja, natürlich, warum nicht? Deshalb war man doch noch lange ein anständiges Mädchen und konnte mal ne solide Partie machen. Aber so was, – nein; bis man sich zu so was verstand, mußte man doch schon recht weit gekommen sein, darauf hätte sich keine von ihnen eingelassen. Wenigstens nicht mit so Einem, der sie nachher nicht heiratete, der gar nicht daran dachte, sie zu heiraten. Denn das glaubte die *fromme Helene* doch wohl selber nicht? So dumm war sie wohl nicht? Die sogenannten Gebildeten, die kein Geld hatten, waren in der Beziehung die Allerschlimmsten, das kannte man. Sie, die auf alle andren nur so von oben herab geblickt hatte, war also jetzt nicht mehr und nicht weniger, als eine *Mätresse*. Hochmut war wieder mal vor dem Fall gekommen. Jetzt aber war die Reihe an den andren, hochmütig zu sein. Wenn der betreffende *Er* noch Geld gehabt hätte – aber so?! Bloß aus Sinnlichkeit also – pfui, nein, das hätte man ihr nicht zugetraut. Dann war die Sache mit der Marie im Grunde genommen noch anständiger. Die Mädchen im Blumengeschäft fanden Wolfgang Vogler nicht einmal hübsch. Sie begriffen absolut nicht, wie die *fromme Helene* zu dieser dummen Geschichte gekommen war. Wenn sie das schon mal gewollt hatte, hätte sie doch wahrhaftig ganz was andres haben können. Sich so wegzwerfen!

Wochenlang ging so das Gerede jeden Tag im Geschäft hin und her. Es wurde Lene zum Ekel. Aber man rächte sich jetzt an ihr, dieser *Tugendrose* wollte man es heimzahlen.

Zu Wolfgang sprach sie kein Wort von dem allen und er selbst ahnte nicht, was sie darunter litt. Sie nahm es ihrer Natur nach zwar leicht, sie machte sich ja auch selber keine Vorwürfe, aber diese ewige Litanei war trotzdem abscheulich. Sie verleidete ihr alle diese Mädchen ganz und sie büßte ihre eigne Harmlosigkeit dabei ein. Warum ließ man sie nicht ihrer Wege gehn? Sie wollte ja von niemand etwas. Sie hatte auch niemals Einer Vorwürfe über ihren Lebenswandel gemacht, sie hatte nur ihre Meinung gesagt, wenn man sie fragte, und das ewige Schwatzen von diesen Dingen war ihr überhaupt immer zuwider gewesen. Als ob es gar nichts andres in der Welt zu reden gegeben hätte! Und sie hatte ihre Ansichten auch gar nicht geändert oder ihnen zuwider gehandelt. Sie dachte eben anders, als die alle, hierin.

Wenn sie Wolfgang etwas von dem erzählt hätte, was sie täglich über sich ergehen lassen mußte, würde er nur wieder, wie damals nach dem Besuche ihres Onkels, gesagt haben, er wolle sie heiraten. Und das wollte sie nicht hören. Aus Pflichtgefühl! Aus Aufopferung! Das hätte noch gerade gefehlt. Oder etwa gar bloß, um diesem ewigen Gerede ein Ende zu machen. Nein, lieber schwieg sie. Darin war er nun ganz anders, als sie: Auch nicht die kleinste Mißhelligkeit, die ihm begegnete, enthielt er ihr vor, immer sprach er ihr von all seinen Verstimmungen und Enttäuschungen, seine ganze üble Laune hatte sie mit durchzuleben. Das kann ihr auch alles ganz selbstverständlich vor und sie mühte sich, ihm seine Kümmernisse wegzulachen.

Am besten meinte es noch die lange Flora mit ihr, die sie damals im Korridor des *Deutschen Theaters* mit ihrem Sergeanten von den *Franzern* getroffen hatte, als sie mit Wolfgang den *Faust* gesehn. Vielleicht fühlte sich die zu ihr hingezogen, weil sie selber gleichfalls zur Zielscheibe anzüglicher Sticheleien dienen mußte. Die Mädchen kamen aus dem Kichern gar nicht mehr heraus, wenn die lange Flora im Geschäft erschien. Anfangs verstand Lene nicht, was sie eigentlich von ihr wollten und ihr nachsagten. Dann aber ließ man sie's ganz deutlich erfahren: "Einen kleinen Franzer – verstehn Sie? Na, dies Malheur! Ob er gleich mit den goldenen Tressen geboren wird?" Lene war zum größten Gaudium der andren so rot geworden, wie eine Päonie. Nun hielt sie's aber erst recht mit der langen Flora. Sie hatte das innigste Mitleid mit ihr. So ein armes Gschöpf! Was für eine Roheit dazu gehörte, die auch noch zu verspotten! Als ob es nicht jeder so hätte gehen können! Lene mußte viel an den *Faust* denken, besonders an die Szene zwischen Lieschen und Gretchen am Brunnen, die ihr beinahe den größten Eindruck von allen gemacht hatte. Sie selbst hatte am ersten Morgen, als sie an Wolfgangs Seite erwacht war, wie aus einem nachdenklichen Erstaunen herausgesagt: "Du, Wolfgang, daß man sowas thun kann, wenn man den *Faust* kennt, nicht? Aber ich glaube, deshalb thut man's erst recht. Weil das alles so wunder-wunderschön da gesagt ist."

Die lange Flora zuckte übrigens zu all den derben Hänseleien ziemlich kaltblütig die Achseln. "Er wird mir ja nu jrade heiraten," sagte sie zu Lene, "und das hätt er sonst noch lange nich jethan. Wenn er man erst die Civilversorgung hat, jehts los. Ich kann also man höchstens froh über die Jeschichte sein. Und für das Wurm is es ja ejal, obs vor oder nach der Hochzeit jeboren wird. Das sieht ihm nachher keen Mensch mehr an. Na, lassen Se die dummen Dinger man schwatzen. Ich kann Ihnen man bloß raten: machen Se's ebenso! Dadurch kriegt man die anständigen Männer feste, das jeht ihnen ins Jemüt. Und nachher sind se janz zufrieden."

Davon wollte Lene nun freilich nichts wissen. Der Gedanke, daß Wolfgang sie aus Pflichtgefühl heiraten sollte, war und blieb schrecklich für sie. Und selbst wenn ihr das Gleiche geschehn sollte, wie der langen Flora, – um keinen Preis! Übrigens konnte sie sich das auch gar nicht vorstellen. Sie wollte wenigstens nicht daran denken. Ihrem ganzen Naturell nach lebte sie vergnügt in den Tag hinein und fragte nicht viel nach

dem nächsten. Nichts war leichter, als ihre Thränen trocken zu machen, wenn sie einmal weinte.

Vergnügungen konnten sie sich aber jetzt nicht viel gönnen. Lene war eine viel zu gute Hausfrau, als daß sie Geld dafür hergegeben hätte. Sie kamen über den Thiergarten und die Hasenhaide nicht mehr hinaus.¹⁵ An den schwülen, trockenen Hochsommerabenden saßen sie auf einer Bank auf dem Wilhelmsplatz unter den verstaubten, früh welkenden Linden. Für ihr Leben gern wäre Lene einmal wieder nach Wannsee hinausgefahren, aber Wolfgang wollte nicht; er hatte eine unbesiegbare Abneigung dagegen, die sie nicht verstand. Dafür weigerte sie sich wieder, ins Theater zu gehen. Etwas Schöneres, als den *Faust*, konnte sie ihrer Meinung nach ja doch nie mehr sehn; den freilich hätte sie gern noch einmal gesehn, aber Wolfgang wollte davon nichts hören.

Manchmal kam Besuch; zumeist, wenn Lene nicht zu Hause war, denn außer zur Mittagspause kam sie immer erst spät abends zurück. Wolfgang erzählte ihr dann davon, was seine litterarischen Freunde ihm berichtet hatten: wie es in der Welt aussah; was dieser und jener geleistet hatte, ein neues Buch, ein Stück; was die Kritik dazu sagte; daß der Eine eine Anstellung als Redakteur gefunden hatte, der Andere Dramaturg geworden war, und vieles derartige mehr, allerlei litterarischen Klatsch, wie er am Stammtisch im Kaiserhof-Café zirkulierte, Ernstes und Heiteres, Bedauerliches und Boshaftes. Ihn interessirte das alles, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß es Lene, so aufmerksam sie auch zuhörte, ziemlich kalt ließ. Manchmal machten ihm ihre Zwischenfragen auch in unbeabsichtigt brüsker Weise klar, daß sie in der Welt nicht heimisch war, welche er als die seinige betrachtete. Das verstimmte ihn dann. Er schalt über ihre dummen Fragen, er wurde ungeduldig, er hatte keine Lust, ihr weitläufige Erklärungen zu geben, die wahrscheinlich doch nicht einmal zum Ziel geführt hätten, er hatte melancholische Anwandlungen über ihre Verständnißlosigkeit und über seine Vereinsamung. Wie ein greller Blitz beleuchtete zu Zeiten eine ihrer Äußerungen die schroffe Scheidewand, die sich zwischen ihnen, ihrer Anschauungs- und Empfindungswelt auftürmte. Dann ging er wohl einmal selbst ins Café Kaiserhof, um wieder mehr Fühlung mit seinen Genossen zu suchen, um neue Anregungen zu finden. In solchen Stunden hatte er das klare Bewußtsein davon, daß Lene wirklich nicht mehr war, als seine Geliebte.

Im übrigen renommierte er häufig vor den Kameraden mit ihr. Alle waren neugierig, Lene zu sehn; die sie gesehn hatten, stimmten ihm darin zu, daß sie ein eigenartiges, liebreizendes Geschöpf sei, und daß man ihn beneiden könne. Dazu zuckte er dann wieder die Achseln. Er brachte immer einen ganzen Vorrat von Bitterkeit aus solchen

¹⁵ Die *Hasenheide* in Rixdorf (heute: Neukölln) war seit dem 18. Jahrhundert ein beliebtes Ausflugsziel für Berliner. Bald folgten fliegende Händler, die Getränke und Essen feilboten, Gaukler, Artisten und Musiker. Im 19. Jahrhundert entstand so ein regelrechter Rummelplatz in der *Hasenheide*, mit Tanzplätzen unter Bäumen, Musik aus dem Leierkasten oder zur Quetschkommode, mit Schießbuden und Pferdekarusells. Das hauptsächlich kleinbürgerliche oder der Arbeiterklasse entstammende Publikum zog immer mehr Geschäftemacher an. Es eröffneten Kaffeehäuser und Biergärten. 1880 eröffnete die *Neue Welt, Bergschloßbrauerei Hasenheide*, eine 20000 Gäste fassende Gartenanlage mit Kulissenbühne und ab 1902 mit Saalbau. Sie war das größte und bekannteste Rixdorfer Vergnügungsetablissemment. Hier fanden Volkstheateraufführungen, Konzerte, Zirkus oder Boxkämpfe statt. Die *Neue Welt* war auch Treffpunkt der organisierten Arbeiterbewegung; nach der Revolution diente sie als Sitzungsort des Arbeiter- und Soldatenrats der Neuköllner Räterepublik. (nach: http://www.scheinschlagonline.de/archiv/2001/11_2001/texte/21.html)

Kaffeehausstunden mit heim. Da hatte der Eine dies erreicht und der Andre jenes, man sprach von ihm in den Zeitungen, gut oder schlecht, – darauf kams ja nicht an, – der Eine hatte in einem Preisausschreiben gesiegt, der Andre eine zweite oder dritte Auflage erlebt, ein Stück im *Lessing-Theater* angebracht und ähnliches mehr. Alle erreichten sie etwas, von Allen wurde gesprochen, sie kamen vorwärts, man ließ sie gelten. Von ihm redete kein Mensch, er brachte es zu nichts, er war für die litterarische Welt gar nicht da, – ein Pfennigschreiber, ein Handwerker. Man sah über ihn fort, er stellte nichts vor. Und wenn die andren, die ihren Weg machten, so oder so wirklich etwas bedeuteten hätten, wenn sie mehr gekonnt hätten, als er selber! Aber das wars ja eben: so viel, wie die meisten von denen, konnte er denn doch auch noch. Zum Teil waren es sogar herzlich unbedeutende Tröpfe. Wenn er noch dachte, wie er sie früher über die Achsel angesehen, zu ihren hochfliegenden Plänen mitleidig gelächelt hatte! Und jetzt – Einer nach dem andren ließ ihn weit, weit hinter sich zurück. Sie hatten eben alle ihre Konnexionen, ihre Mittel und Wege, ihre günstigeren Lebens- und Arbeitsbedingungen. Das wars. Woran hätt es sonst liegen sollen?

Wenn er zu Lene zurückkam, fing er zu klagen und zu schimpfen an. Er ließ dann kaum einen einzigen gelten. Alles war Clique, gegenseitige Ruhmesassekuranz, elendes Reklametum, aufgeblasene Hohlheit. Wenn er gekonnt hätte, wie er wollte, wenn man ihm Licht und Luft gegönnt hätte – ! Aber das wars ja: er verkam in der Enge, er rieb sich auf in der Werkeltagsarbeit. Immer die alte Leier. Am besten eine Kugel vor den Kopf oder einen Mühlstein um den Hals und dann in den Wannsee, wo er am tiefsten ist. Warum hatte sie damals nicht gewollt? Es wäre ein so schönes Ende gewesen. Nun saßen sie beide da in ihrem Elend; was hatte sie denn nun vom Leben?

Lene hatte es längst aufgegeben, es diesen Ausbrüchen der Verzweiflung und des Ingrimms gegenüber mit ihren früheren Trostgründen zu versuchen, weil sie wußte, daß sie ihn nur noch mehr verbitterten und daß sie es dadurch völlig nit ihm verdarb. Sie verstand eigentlich gar nicht, was er wollte, warum er nicht zufrieden war, so lange er sein leidliches Auskommen hatte, und weshalb er das bessere Loos, das die Andren sich bereiteten, für erschlichen und unverdient hielt. Sie fand das nicht einmal einen schönen Zug an ihm, und daß es nicht alle gleich gut in der Welt haben konnten, war doch so eine alte Geschichte. Für sie wurde er nicht besser und nicht schlechter dadurch, ob er etwas erreichte oder nicht in der Welt. Und hungern brauchten sie ja gottlob noch nicht; wozu sich nun bloß so quälen?

Wolfgang seinerseits begriff ganz gut, daß sie für ihn und seine Leiden kein Verständnis besaß, daß sie ihm aller Wahrscheinlichkeit nach sogar nicht einmal zutraute, er könne unter günstigeren Umständen Besseres leisten. Sie hatte es ihm ja früher auch ganz unverblümt, mit ihrer gutmütigen, hergebrachten Alltagsweisheit eingestanden. Nicht einmal sich ausklagen, sich Erleichterung schaffen konnt er also. Nein, das war kein eheliches Verhältnis zwischen ihnen, das war nichts, als das Zusammenleben mit einem *kleinen Mädchen*, es war gar keine Gemeinschaft da, keine innere

Zusammengehörigkeit. Nach Tagen, an denen er sich das verbittert klarmachte und mit einer Leidensmiene umherschlich oder wieder in der Kneipe bei andren, denen es auch nicht viel besser ging, Trost suchte, kamen dann immer wieder freilich solche, an denen er ausgelassen heiter mit Lene scherzte und lachte, an denen ihr Naturell, ihre anmutige Natürlichkeit ihn forttrissen und sie beide wie die Kinder tollten und küßten und alles junge Glück der Flitterwochen, die nicht enden zu wollen schienen, genossen, wie zwei selige, von jeher für einander bestimmte Menschenkinder.

Einmal kam Ottomar Höffert, als sie so mitten im kindischen Schäkern und Necken waren. Sie hatten sein Klopfen ganz überhört. Nun stand er an der Thür, putzte seine Brillengläser und brummte: "Ganz nett. Nicht stören lassen." Natürlich flogen die beiden auseinander und Lene mit einem Aufschrei in die Kammer hinüber.

"Schade!" knurrte Höffert.

Er war ein kleiner, halsloser, etwas verwachsener Mann, von dessen Gesicht man eigentlich nichts sah, weil alles von einem unglaublich dichten, braunen Bart umwuchert war. Nur die kleinen, klugen Augen zwinkerten mit hellem Funkeln hinter den goldenen Brillengläsern. Er hatte sehr lange Arme, die beständig durch die Luft fuchtelten. Alles, was er sagte, war knapp, scharf, meistens grob. Er galt als der berufenste Kritiker der jüngeren Schriftstellergeneration, war unbestechlich und unerbittlich in seinem Urteil, dabei sehr gutmütig im Grunde und ohne allen Neid. Freunde und Feinde hielten gleich viel von ihm. Als Mensch war er ein Sonderling, der kein andres Vergnügen kannte, als die Arbeit, und belesener war, als die sämtlichen Professoren der Litteraturgeschichte zusammengenommen.

Er kam zu Wolfgang, um ihm vorzuschlagen, die Stelle als zweiter Redakteur an einer belletristischen Zeitschrift anzunehmen, deren Gründung von einem großen Verlagshause vorbereitet wurde. Man hatte ihn damit betraut, tüchtige Kräfte für die Redaktion zu gewinnen, und er hatte an Wolfgang gedacht, der ja nun wohl *für zwei oder auch bald für mehr zu sorgen habe*. Er solle sich nur nicht lange besinnen, es sei natürlich ein gewaltiges Wettlaufen nach der Stelle und etwas Gescheidteres, als sich ein festes Einkommen und eine geregelte Büreauthätigkeit zu schaffen, könne Wolfgang gar nicht thun. Daß bei seiner Schriftstellerei nichts herauskomme, habe er ja nun wohl endlich zur Genüge erfahren. Viel zu thun werde es übrigens geben, besonders im Anfang. Aber das hatte noch niemandem geschadet, war im Gegenteil gut, um zwecklose Grillen auszutreiben.

Wolfgang schwankte. Das Gehalt war derart, daß man gut davon leben konnte. Aber es kam ihm vor, als ob er sich damit entwürdigte, wenn er die Stelle annahm. *Büreauthätigkeit!* Das ihm! Darin lag für ihn schon ein zwingender Grund zur Ablehnung. Wenn Höffert dies Wort wenigstens nicht gebraucht hätte! Aber der schien zu denken, daß Wolfgang zum Subalternen gerade gut genug sei. Seine eigne Produktion ging über der redaktionellen Treitmühlen-Thätigkeit dann natürlich zum

Teufel, aber Höffert hielt ja auch nichts von der. Tag aus, Tag ein die dichterischen Erzeugnisse anderer prüfen, – bei den schlechten sich ärgern, daß man mit so etwas seine Zeit verlor, bei den guten sich ärgern, daß man es nicht selber geschrieben hatte, – andren den Weg zum Ruhm bahnen, statt ihn selber rüstigen Fußes zu beschreiten, – nein, unmöglich, es wäre ein Höllenleben gewesen, es hätte geheißen, sich selber aufgeben. Und dann alle die Konflikte mit dem Verleger, dies ewige Dilemma zwischen dem künstlerisch Wertvollen, das man nicht bringen konnte, weil Herr Hinz und Frau Kunz an diesem und jenem hätten Anstoß nehmen können, und dem trivialen Durchschnittsbrei, vor dem Einem ekelte, der aber das willkommene Spaltenfutter war, weil es bei niemandem in der großen, bunten, tausendsinnigen Abonnentenmasse Anstoß erregen konnte, – nein, er dankte dafür. Er hörte genug von allen diesen Dingen am Stammtisch im Café. Man erniedrigte sich, wenn man da mitmachte. Es gab ja genug andre, die zu sonst nichts gut waren und sich da bereitwillig prostituierten, wohl noch gar mit ihrer hohen Machtstellung renommierten und den armen Teufeln von Dichtern gegenüber als unfehlbare Richter über Leben und Tod sich aufspielten, sich schmeicheln ließen und ihre Gunst herablassend verteilten, wie die gnädigen Päpste, – wenn sie nämlich selber einen Vorteil davon hatten. Und damit ein Leben hinbringen, während man im Inneren glaubte und hoffte – Nein! Dann doch lieber noch Schuster werden. Dabei konnte man wenigstens dichten. Aber als Redakteur, als Sklave eines Verlegertyrannen und des noch größeren Tyrannen Publikum, gegen seine eigne Überzeugung – nein! Nein! Nein! Keine Rede davon. Er war ganz entschlossen. Er wunderte sich, daß er auch nur geschwankt hatte. Lieber verhungern! Lieber nur gleich einen Strick um den Hals!

"Exaltierter Schafskopf!" sagte Ottomar Höffert, als Wolfgang mit seinen Ergüssen fertig war, die zuletzt einen sehr leidenschaftlichen Charakter angenommen hatten.

"Danke!" erwiderte Wolfgang trocken. "Es bleibt aber dabei. Ich werfe mich nicht weg – Willst du übrigens ne Cigarre? Zur Not ist sie rauchbar. Redakteure haben freilich bessere. Weißt du, wenn man sichs recht überlegt: Redakteure sind eigentlich die Todfeinde der Dichter. Ich meinsteils betrachte jeden als meinen Todfeind. Statt das Publikum zu uns heranzubilden, knechten sie uns zu Eunuchen des Publikums, ihres zahlenden Publikums, ihrer blöden, zu melkenden Kuh. Sie tragen die Schuld daran, wenn unsre jungen, eigenartigen Talente verkrüppeln, sich selbst entmannen, – statt Feuerwein zu keltern, laue, breite Bettelmannssuppen einrühren. Sie sind die Verderber des Geschmacks, die Zerstörer aller hoffungsvollen Keime einer neuen Literatur. Und zu so Einem willst du mich machen! Nein, danke. Hab zuviel Respekt vor der Poesie!"

Höffert hatte sich eine Cigarre angesteckt und rauchte gemütsruhig vor sich hin, obgleich sie ihm nicht schmeckte. "Vor allen Dingen", sagte er mit der ihm eignen Kaltblütigkeit, "bist du ja gar kein Dichter."

"Danke!" Wolfgang's Lachen klang ein bischen nervös.

"Ist keine Beleidigung", sagte Höffert. "Bin ja auch keiner."

"Du!"

"Ja. – Kommt dir komisch vor. Habs mir aber mal eingebildet. Fest sogar. War todunglücklich, als ich mir drüber klar wurde, daß ich nichts konnte. Wär beinah zum kompletten Narren drüber geworden. Na, habs dann doch ertragen und verwunden. Nicht ganz. Manchmal schmerzts noch, wie ne verharschte Wunde beim Wetterumschlag. Zähne zusammenbeißen! Weiter bleibt nichts. Jeder kann irgend was und da muß er dran festhalten, kein Amt schändet. Kritiker sein ist auch nicht dankbar oder lohnend. Lieber Himmel! Nörgeln und nörgeln. Thut Einem oft so bitter leid. Und muß doch sein, obgleich mans selbst nicht besser könnte. Redakteur ist viel weniger schmerzlich. Greif zu!"

Wolfgang pfiß durch die Zähne. Es war etwas in den Worten dieses gefürchtetsten aller Kritiker, was ihn bewegte. Aber umstimmen ließ er sich doch nicht. Was gesagt war, war mit Recht gesagt worden.

"Bist bloß zu faul", sagt Höffert nach einer Weile. "Ist so viel bequemer, den verkannten Dichter zu spielen und sich durchs Leben zu seufzen. Ihr könntets alle besser haben, wenn ihr wirkliche Kerle mit Mark in den Knochen wärt und nicht solche selbstgefälligen Jammerlappen. Braucht heute so leicht keiner mit der Feder in der Hand zu verhungern. Bloß ein bischen Selbstbescheidung, bloß ein bischen Fleiß, dann geht's. Denk mal an die großen Maler des Quattrocento! Glaubst du, die Prachtskerle hätten aus purem Vergnügen immer wieder diese selben *Madonnen mit dem Bambino*, diese *Verkündigungen* und *Himmelfahrten* gemalt? Mußt die nicht für so einseitig halten, mein Junge! Wär ihnen viel zu langweilig geworden. Schau dir aber mal die Donatoren jedesmal rechts unten in der Ecke an! Da liegt's. Die Bilder wurden bestellt und die Maler hatten eine Familie zu ernähren. Also malten sie. Und sie gaben ihr Bestes, – ohne Ermüdung, ohne sich für zu schade zu halten. Du hältst dich für zu schade für einen Redakteurposten. Lieber Mensch! Laß dich nicht auslachen! Du bist kein Dichter, sag ich dir. Du möchtest es sein. Du verwechselst Liebe und Verständnis für die Kunst mit Schöpferkraft. Sind aber zwei himmelweit verschiedene Dinge, mein Guter. Hast ein kleines, ganz kleines Duchschnittstalent, ohne Farbe, ohne Eigenart, hübsch, nett, erfreulich. Bilds aus, pflegs, begnüg dich damit, bläh dich nicht auf, mach dir und andren keine Flausen vor. Dann bist du 'n ganzer Kerl. Und daneben kannst du ohne Schaden an Leib und Seele Redakteur werden. Wenn du aber vom Größenwahn nicht lassen willst, wirst eines Tages zu bedauern sein oder auszulachen. So! Das merk dir! Weiter giebt's nichts. Und 's wär schad um dich und dein Talent. Thät mir leid. Bist überhaupt 'n guter Kerl mit 'm tüchtigen Kern. Wenn du bloß nicht partout dich für'n Genie halten wollt'st! Gott sei Dank, daß es außer dir kein anderer mehr thut. Könnt sonst ne miserable Sache werden. – Na? Also?"

"Das da hast du mir alles schon öfters mal vorerzählt."

"Immer ohne Nutzen. Schade! sehr schade! Glaubst wohl immer noch an dein Stück? Was? Ehrliches Arbeitspensum. Allen Respekt! Redliche, biedre Hausmannsleistung. Bloß kein Fünkchen von Genie drin. Daß du dich immer so aufsteifen mußt, immer so über dich hinausgehn willst! Als ob man aus seiner Haut rauskönnte! Und Bühnentechnik hast du ja auch nicht. Woher auch? Die wird nicht angeboren. Muß man lernen, lernen, lernen. Weißt du, was du thun solltest?"

"Redakteur werden, ja." Wolfgang zischte die Worte vor Ingrimms nur so heraus.

"Und die Blonde heiraten, die da vorher weglief. Ja. Was Gescheidteres giebst nicht für dich. Ein festes Einkommen, ein behagliches Familienleben und daneben nette, kleine, bescheidene Sachen schreiben, – das wärs. Du hast alle Chancen, einer der glücklichsten Menschen zu werden, mein Junge. Und statt dessen kaprizierst du dich darauf, ein unglücklicher, verkommener Kerl zu werden. Sonderbarer Schwärmer!"

"Sollte dir eigentlich beweisen, daß ich am Ende doch nicht der geborene Philister bin, für den du mich hältst."

"Beweist mir gar nichts, als daß wieder mal Einer den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und partout nicht begreift, wozu er bestimmt ist. Im Grunde kommt zwei Drittel alles Unglücks in der Welt ja freilich daher. Heiraten willst du sie nicht?"

"Geht dich ja nichts an."

"Nein. Aber gescheidt wärs. Wenn du erst Kinder hätt'st, würden dir die Grillen vergehn. Aber natürlich: ist nichts für'n Genie, zu heiraten. So was Alltägliches. Und 'n richt'ger Philister, wer nicht 'n *kleines Mädchen* bei sich hat. Lauter Accessorien eines genialen Menschen: *wie er räuspert und wie er spuckt!*

"Du, höre mal, heute bist du eigentlich noch gröber, als erlaubt ist, Höffert!"

"Und du noch verrückter."

"Danke!"

"Läßt mich also wirklich so wieder gehen?"

"Kannst ja auch noch bleiben, wenn du willst."

"Nein. Könnte anstecken, deine Verrücktheit. Wenn du dich noch besinnen solltest, – bis morgen etwa, – spätestens übermorgen – " Er war aufgestanden und reichte Wolfgang zwei Finger seiner Rechten hin.

"Keine Sorge!"

Höffert schielte über seine Brillengläser nach der Kammerthür. "Wenn ich die da gegen dich mobil machte, du – " sagte er mit einer drollig-verschlagenen Miene, "ich möchte wetten, die wär mein Bundesgenöß."

"Würde dir gar nichts helfen, mein Bester. Ich bin kein Weiberknecht."

"Na, na na! Käme drauf an. Aber wie du willst. Schließlich bist du jedenfalls kein Wickelkind mehr. Adieu!" Und er ging und donnerte die Thür hinter sich zu.



Mehrfach waren Aufforderungen von Fritz Doppler gekommen, Wolfgang solle sie draußen in Wannsee besuchen, man langweile sich zu Tode und die Hitze sei am See und im Park ihrer Villa denn doch eher zu ertragen, als in der Mauerstraße; auch schlafen könnt er bei ihnen. Aber Wolfgang wollte nicht. Es kam ihm immer wie ein Almosen vor, das Fritz ihm zuwarf, und er wußte, daß Frau Doppler ihn nicht leiden konnte. Der war er zu plebejisch und erinnerte sie auch unliebsam daran, daß ihr Mann einmal derselben Bohème angehört hatte. Alles Ungeordnete, Regellose, Ungewöhnliche war ihr in den Tod verhaßt, ihre fadengerade Spießbürgerlichkeit wurde nur noch von ihrer Sittenstrenge übertroffen. Sie hatte Wolfgang immer über die Achsel angesehen und seit jener Begegnung auf dem Wannsee getraute er sich nicht mehr in ihre Nähe. Fritz' Einladungen erfolgten womöglich ohne ihr Vorwissen.

Wolfgang wurde ärgerlich, als Lene ihm zuredete, zu gehen, obgleich sie wußte, daß sie selber nicht mitdürfe. Sie mischte sich neuerdings überhaupt gern in seine Angelegenheiten, was ihn verdroß. Von dem, was Ottomar Höffert bei ihm gewollt, hatte er ihr lieber gar nichts gesagt, sie wäre im stande gewesen, ihm eine Szene wegen seiner Ablehnung einer so vorteilhaften und einträglichen Stellung zu machen. Gehört hatte sie damals ohnedies in der Kammer Einzelnes aus dem Gespräch, denn sie machte manchmal Andeutungen, als ob ers ja besser haben könnte, wenn er nur wollte, und dergleichen mehr. Das prickelte ihn, wie Nadelstiche.

Er wurde überhaupt allmählich nervös. Die Hitze hatte er nie vertragen und diesen Sommer war es schon fürchterlich damit; nach all den zahlreichen Gewittern, die sich entluden, wurde es niemals kühler, sondern nur eine feuchte, trübe, schwüle Hitze trat ein, welche die Nerven zugleich aufreizte und erschlaffte. Arbeiten konnt er fast gar nicht mehr, kaum das Notwendigste wurde fertig, und ein paarmal hatte man ihm seine kleinen Sachen schon zurückgeschickt, weil man sie nicht brauchen konnte. Die geringfügigsten Dinge regten ihn jetzt auf. Er wurde launisch und verstimmt. Jeden Morgen fing die gleiche Misère an, – es war zum Verzweifeln.

Jetzt hätte er reisen müssen! Jetzt in einem lauschigen Winkel an der See, im Walde, in den Bergen sitzen, – fernab von diesem brausenden Gewühl der Riesenstadt, das ihn betäubte, das ihm in den Ohren gellte, das ihm die Kopfnerven zerriß! Nur fort von hier, fort! In andre Verhältnisse und Umgebung, unter einen andren Himmel. Aufatmen dürfen im Schatten, in der Kühle, unter dem Anhauch einer großen, freien Natur! Ah, was er nicht alles darum gegeben hätte! Und alle andren konnten es, alle diese Banausen. Nur er nicht, der es tausendmal mehr zu würdigen gewußt hätte, als sie alle, für den es Lebensbedürfnis, für den es die Grundbedingung alles Schaffens und Dichtens war! O ja, ja, eine miserable Welt. Küchendünste, schwüle Stickluft und Staub, Staub überall, – schon auf der Zunge lag er Einem, diesr Staub. Und dabei frohnden zu müssen um das tägliche Brod, – dichten zu müssen! Es war wirklich blutiger Hohn.

Der einzig menschenwürdige Aufenthalt war jetzt noch im *Franziskaner*.¹⁶ Wenn man da ganz hinten in eine dunkle Ecke gedrückt saß und über seinem Bier schläfrigg einnickte, ließ sich das Leben am ehesten ertragen. Eine befriedigende Existenz war das freilich auch nicht gerade, aber Wolfgang brachte jetzt täglich die heißesten Stunden dort zu, manchmal ließ er sogar Lene vergeblich auf sich warten. Was hatte sie auch viel von seiner Gesellschaft, verdrossen und wortkarg, wie er allmählich in dieser Atmosphäre von Schlawheit und Unlust geworden war?

Als er eines Abends heimkam, fand er zu seiner höchsten Überraschung Fritz Doppler bei Lene. Die beiden saßen nebeneinander auf dem Sofa und schienen sich ganz vortrefflich zu unterhalten; Wolfgang hatte draußen auf den obersten Treppenstufen schon ihrer beider helles Lachen gehört. Es machte ihm zu seiner eignen Verwunderung gar keinen peinlichen Eindruck, es war ihm nur erstaunlich, daß Fritz Doppler überhaupt so lachen konnte; er erinnerte sich gar nicht, es je gehört zu haben, am allerwenigsten, seit Fritz verheiratet war.

"Was ist denn hier los?" fragte er ganz betroffen beim Eintritt.

Lachend reichte ihm Fritz die Hand, ohne aufzustehn, und mit der andren Hand hielt er Lene fest, die, etwas rot im Gesicht, Wolfgang entgegeneilen wollte. "Hierbleiben! Hierbleiben!" sagte er. "Dein Platz ist anderweitig besetzt, mein Junge. Nein, Mensch, was ich mich gut amüsiert habe! So was hab ich seit meiner grünen Jugend ja nicht mehr erlebt. Dabei kann man noch mal wieder jung werden. Bist du beneidenswert! Kerl, nun begreif ich, weshalb du nicht zu uns nach Wannsee kommen wllst. Hast ja hier das reinste Paradies. Es ist freilich dumm von mir, das zuzugeben, denn ich bin gekommen, um dich lebend oder tot mit mir zu nehmen, – daß du's nur weißt! Und Fräulein Lene ist hochherzig genug, mir beistehn zu wollen, trotzdem sie damit gegen ihr eigen Fleisch wütet. Also – "

¹⁶ An der Friedrichstraße 100 befand sich 1927-1945 das Speiselokal *Zum Franziskaner*. Inhaber war Ernst Barthels. Möglicherweise hatte es dazu schon einen Vorläufer gegeben?

"Ach so," machte Wolfgang gedehnt und warf sich schlaff in einen Stuhl, "deshalb! Na, ich begriff auch nicht, was dich nach Berlin hereintreiben sollte. Ein Vergnügen ist es hier doch wahrhaftig jetzt nicht. Man wird noch verrückt in diesem brodelnden Hexenkessel."

"Ja, du siehst schlecht aus", sagte Fritz und sah den Sprcher mit eingekniffenem, rechten Auge mitleidig-gutmütig an. "Armer Kerl! Ganz angegriffen. Strengst dich zu sehr an."

"Ja, nicht wahr?" fiel Lene in besorgtem Ton ein, "ich sags ihm ja immer. Aber er will nicht hören. Und heraus will er gar nicht mehr. Für so ne Sommervergnügungen von armen Leuten dankt er, sagt er immer. Und bloß im *Franziskaner*, – das ist doch auch nichts."

"Was weißt du vom *Franziskaner*?" brauste Wolfgang auf. "Spionierst du? Überhaupt: willst du mich anulken? Dafür hab ich jetzt keinen Sinn, du! Verstanden! Anstrengen thu ich mich allerdings nicht. Der Teufel mag sich anstrengen bei dieser Siedeglut. Ich bin schließlich doch auch kein Fabrikarbeiter. Aber freilich: wozu red ich dir das vor? Was verstehst du davon?"

Es war in der Empörung eines nicht ganz freien Gewissens gesprochen und ein Ton unsäglicher Verachtung lag in den letzten Worten. Seine ganze Verstimmung mußte sich einmal gewaltsam Luft machen. Lene hatte jäh die Farbe gewechselt. So hatte sie ihn noch nie sprechen hören, sie glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen. Ganz stumm und blaß stand sie auf und ging in die Kammer. Fritz wagte nicht mehr sie festzuhalten.

"Pfui du!" sagt er, als die Thür sich hinter dem Mädchen geschlossen hatte, "so gehst du mit der da um? Solltest dich schämen, Mensch! Das ist doch keine Manier, das war geradezu brutal. Du weißt, glaub ich, wahrhaftig immer noch nicht, was du an der eigentlich hast. Du hast sie gar nicht verdient, du."

Wolfgang that der Ausbruch, zu dem er sich hatte hinreißen lassen, schon lange selbst wieder leid, aber es ärgerte ihn, daß Fritz sich da einmischen wollte und für das Mädchen gegen ihn Partei ergriff. Was ging den das alles an? "Erlaube mir, daß ich mich um meine Angelegenheiten selber kümmer", sagte er grob. "Ich bin nicht in der besten Laune, das geb ich zu. Diese Sommerhitze dörrt alles in mir aus."

"Deine Liebe auch, wie's scheint", meinte Fritz mit nachdenklichem Phlegma.

"Liebe!" Wolfgang zuckte ungeduldig mit den Schultern. "Wie du das überhaupt alles auffaßt! Dummes Zeug! Liebe! Solch schönes Wort paßt gar nicht zu solcher vulgären Sache. Ich hab 'n Verhältnis mit ihr, das ist alles. Sie ist mein *kleines Mädchen*, wie ihr das so in eurem Jargon nennt. Du hast ja früher auch eine gehabt."

"Leugne ich ja auch gar nicht. Und ich hab sie noch obendrein rechtschaffen lieb gehabt."

Wolfgang blies durch die Zähne. "Tralirala – !"

"Nein, nein, ich sag dir," beteuerte Fritz mit einer an ihm ungewöhnlichen Entschiedenheit, die Hand aufs Herz legend, "wirklich! Ich hab geweint, als sie wegging. Sie wollte heiraten, die Kleine. Lieber Gott, na, ich konnt ihrem Glück doch nicht im Wege stehn. Es war 'n Tapezier mit drei Kindern. So, was man ne besere Partie nennt, und der Mann war ganz ohne Vorurteile. Die Kleine gefiel ihm, er drückte ein Auge zu und heiratete sie frischweg. Ich hatt's Nachsehn. Und ich schwör dir nochmal zu: es that mir nicht bloß wegen meiner abgerissenen Hemdknöpfe leid, nein, ich hab sie aufrichtig lieb gehabt und, wenn ich nicht so in der miserabelsten Litteratenmisère dringesteckt hätte, ich würd sie geheiratet haben, ich würde sie dem Tapezier abgejagt haben – noch im letzten Moment."

Wolfgang lachte höhnisch auf. "Du! Und übrigens wär's ne schöne Dummheit gewesen, – Herr mein Gott."

"So? Na, wer weiß! Darüber kann man ja am Ende verschiedener Meinung sein. Selbst auf die naheliegende Gefahr hin, ein paar Grobheiten von dir an den Kopf geworfen zu bekommen, muß ich dir nur sagen, daß du nichts Gescheidteres in der Welt thun könntest, als die da zu heiraten" – er wies nach der Kammerthür – "und zwar dalli, dalli! Sonst schnappt sie dir Einer weg. Und viel besser jetzt, wo sie noch so frisch und klar ist, als nachher – aus Gewohnheitssimpelei oder Langeweile oder Gott weiß, weshalb sonst?"

"Du hast dich wohl mit Ottomar Höffert associiert?" fragte Wolfgang gelangweilt.

"Den hab ich seit Olims Zeiten nicht mehr gesehn. Was soll der bei mir? Der hat mich ja längst aufgegeben, der verachtet mich, wie keinen zweiten auf Erden. Hat ja auch recht. Wenn er dir aber dasselbe gesagt hat, wie ich, sollts mich nicht wundern, denn er ist 'n Menschenkenner und einer von den allerfeinsten. Und wenn du noch mehr wissen willst: wenn ich nicht verheiratet wäre, ich nähme sie dir auf'n Fleck vor der Nase fort. Verstehst du? Auf'm Fleck. Denn ich hab mich verliebt in das Frauenzimmer, – radikal verliebt. Mensch, wo hast du die ausgegraben? Das ist ja ganz was rares. Mir ist hier so frisch und froh zu Mute geworden wie seit hundert Jahren nicht mehr. Du, wenn ich die immer bei mir haben könnte, ich bin ganz sicher, ich würde noch mal wieder 'n Dichter. Ein ganz anderer Mensch würd ich. Die ist eine, wie lauter Lerchenjubel und Syringenduft. Da wird Einem leicht, da athmet man auf, am liebsten finge man laut an zu singen."

"Du bist ganz verrückt", brummte Wolfgang. "Was das nun für ein albernes Gewäsch ist! So red'st du, weil du so hübsch versorgt und weit vom Schuß bist. Sonst – Man

könnt denken, Ottomar und du, ihr hättet euch beide verabredet, mich partout in ne Mésalliance zu stürzen und damit systematisch zu Grunde zu richten. Damit nur ja nichts aus mir wird! Damit ich bloß nicht etwa aufkomme! Laß aber nur gut sein. Hilft euch alles nichts. Ich bin denn doch zu helle dafür. So Eine wird nicht geheiratet, – damit du's weißt! Und wenn sie dir so furchtbar in die Augen sticht, laß dich scheiden und nimm sie dir. Meinen Segen hast du. Sela."¹⁷

Er war aufgestanden und hatte sein Jacket abgeworfen, Hemdärmelig trat er ans Fenster und reckte sich und pustete vor sich hin. Fritz Doppler hatte nichts mehr erwidert, Wolfgang hörte es wenigstens nicht. Ihm war wieder sehr heiß, die Kur mit dem kühlen Bier im *Franziskaner* half ihm auch nichts. Als er sich, die Nase wegen der von unten aufsteigenden Kuchendünste ärgerlich verziehend, wieder umwandte, sah er, daß Fritz, wie gelähmt, vor sich hin stierte, mit gekrümmtem Rücken und hochgezogenen Augenbrauen, die Hände mit gespreizten Fingern auf den Knien. Er kam ihm beinahe unheimlich vor. Und dieser selbe Mensch hatte vorher so laut und übermütig, so jungenhaft gelacht! Merkwürdig! Was hatte er denn eigentlich? – "Fritz!"

Der andre zuickte zusammen und strich sich übers Gesicht hin. Als er die Hand wegzog, sah er nun wieder ganz niedergeschlagen, beschämt und kleinmütig aus. "Was willst du, Wolf?"

"Was schneidest du denn eigentlich für komische Gesichter, Kerl?"

"Ich? Na, es gehen Einem manchmal so verrückte Dinge durch den Kopf. All die verdammten Wenn und Aber im Leben, weißt du, ohne die das Leben so schön wäre. Und der Mensch ist ein ekelhaftes Gwohnheitstier, er tritt immer so die alte Straße fort, obgleich er ganz gut weiß, wie staubig und öde sie ist und daß sie ihn nie an irgend ein Ziel bringt, auch nicht an das miserabelste. Er denkt an gar kein Ziel, er tritt immer so weiter. Wenn er nur zu essen und zu trinken bekommt! Wenn die Sonne nur scheint und sein Bett nachts nur weich ist! Ah, pfui, pfui, wenn man doch ein bisschen mehr Mark in den Knochen hätte! Aber weißt du, Wolf, weißt du –" Er war plötzlich aufgestanden und trat auf Wolfgang zu, um dessen Arm mit seinen beiden Händen zu umklammern, und in seinen Augen war ein düstres Glühen, – "sie hat mich mit dem Wohlleben zu Grunde gerichtet. Und sie hat das auch gewollt. Absicht wars, schnöde Absicht. Du weißt ja, wie ichs gewöhnt war: wie ein Eckensteher. Alle acht Tage mal warm zu essen. Und wenn meine Hosen geflickt wurden, muß ich derweil im Bett bleiben. Aber immer dabei gedichtet und gesungen und gelacht und immer Liebesabenteuer, – immer, und die famosesten. Das war'n Leben! Meine Frau aber – der war das alles natürlich 'n Greuel. Alles mußte ja nun anders werden. Und sie fand ein Mittel heraus, um mir meine Flatterhaftigkeit mit der Wurzel auszutreiben und mir alle meine lieben, alten Vagabonden-Gewohnheiten zu verleiden, ein ausgezeichnetes

¹⁷ Sela (hebr. סֵלָה) ist ein tonzeichen in den psalmen. Es gibt einen ruhepunktes im gesang an, bzw. fungiert als schlußzeichen einer strophe. Vergleichbar dem "Amen".

Mittel. Sie fütterte mich mit lauter Leckereien, sie schläferete den Drachen in mir mit den süßesten Kuchen ein, sie erzog systematisch aus mir einen verwöhnten Weichling, der sich von seinen Fleischöpfen Ägyptens schließlich nicht im leisesten mehr nach seiner alten, fidelen Misère zurücksehnte oder, wenn er's that, doch jedenfalls schon längst nicht mehr die Lust und die Kraft hatte, sich frei zu machen. Eine Taktik, die probat ist, was? Der selige Hannibal mit samt seinem Heere hats in Capua ja auch schon ungefähr so erlebt. Oh, und sie hats verstanden! Kerl, wie hat sie's verstanden!" Er ließ Wolfgang endlich wieder los und warf sich schlaff auf das unter ihm erkrachende Sofa. "Jetzt, – wenn ich mal ne Cigarre rauchen soll, die nicht ganz *fine fleur* ist, schneid ich schon 'n Gesicht, und stundenlang halt ich Vorträge darüber, wie man ein Roastbeef zubereiten muß oder ob man den Käse vor'm Obst essen soll. Und die verschiedenen Käse nun gar, – darüber weiß ich zu reden – na, gerade wie früher über all meine ungeschriebenen Werke. Und das bischen Spiritus geht darüber zum Teufel. Verstehst du? Gründlich! Dafür wird man dick, das ist alles."

Wolfgang war ein paarmal während dieser Reden ungeduldig im Zimmer auf und ab gegangen. "Was willst du nun eigentlich mit dem allen sagen?" fragte er endlich gelangweilt. "So ungefähr hab ich das ja schon gewußt. Du übertreibst blos 'n bischen, weil du damit kokettieren möchtest."

Fritz stieß einen verächtlichen Zischlaut aus. "Fehlte auch noch gerade zu aller Gemeinheit! Nein, mein Bester, so was kann eben keiner beurteilen, der nicht selber drinsteckt, – und knietief! Und was ich hab sagen wollen? Dies, mein Junge: wenn ich mir nicht das Mark aus den Knochen wegschlampampmt hätte und in meinen seidenen Pfühlen zum energielosen Waschlappen geworden wäre, dann machte ichs in heiligstem Ernst gerade so, wie du mir's in deinem aberwitzigen Spott anrätst, ginge hin, machte mich frei und heiratete die da – dir vor der Nase weg, du verblendeter Narr! Verstanden?"

Wolfgang schlug ein lautes Gelächter auf. "Eine kapitale Idee, Fritz! Und dann kann ich ja deine Frau heiraten. Bloß schade, daß man dich ohne alle Umschweife vorher ins Irrenhaus stecken würde, armer Kerl."

Fritz zuckte die Achseln. "Wär mir auch recht. So oder so. Verpfuscht und verfehlt ist mein bischen Leben jetzt ja auch. Ach Wolf, Wolf –" Plötzlich sprang er wieder auf und warf sich schluchzend Wolfgang an den Hals " – wenn du wüßtest, mein Junge, ahntest, – wie ich mich oft vor mir selbst ekle – und dann doch wieder – dann immer doch wieder – ah, ah – nein, du hast's gut, du weißt ja nicht, wie gut du's hast!"

"Ah bah! Nun hör mit der Litanei auf!" versetzte Wolfgang ärgerlich.

Fritz trat zurück, er stampfte mit dem einen Fuße den Boden, wie um sich selber energisch zur Ordnung zu rufen. Dann ging er ans Fenster, blickte hinaus, atmete ein

paarmal tief auf und drehte sich wieder um. "Hast recht. Aber nun komm mit, Wolf, komm mit, alter Junge!"

"Mitkommen? Wohin?"

"Nach Wannsee. Du hast wohl ganz vergessen, weshalb ich eigentlich hier bin und was ich dir gesagt habe. Wir haben da allerlei geschwätzt. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß ich dich mitbekomme. Lene ist sehr dafür, wie du bereits gehört hast. Ein paar Tage hält sie's schon ohne dich aus. Und ich brauche dich. Du mußt mir mal den Freundschaftsdienst erweisen. Wozu hat man sonst Freunde? Komm mit! Leist mir Gesellschaft! Wir rudern zusammen, wir angeln, wir reden thörichtes Zeug zusammen, – wir führen ein Leben, wie die seligen Götter. Mach keine Umstände! Zeig dich nu mal großartig! Bring mal 'n Opfer! Na?"

Wolfgang war unschlüssig. "Ach nein, laß! Ich mag das nicht. Das sieht so aus, als wollt ich Sommerfrische schinden. Es würde mich geradezu vor mir selber demütigen, – du weißt, ich bin 'n bischen empfindlich. Bettlerstolz – meinetwegen! Wie bist du überhaupt auf die Idee verfallen? Deine Frau kann mich doch nicht leiden. Wie kommt denn das, daß du die rumgekriegt hast?"

"Unsinn! Meine Frau soll dich nicht leiden können? Die kann prinzipiell keine Genies leiden und der Mensch fängt für sie überhaupt erst beim Bankier an. Gegen dich hat sie gar nichts; sie bedauert sich einfach, sie sieht dich gar nicht für voll an. Wenn dich das geniert – ! Mich hat sie noch im Leben nicht für voll angesehen, mein Junge."

"Ich habe aber so die Empfindung, als ob sie mich verachtet."

"Veracht sie wieder! Das ist das einfachste."

"Sie weiß wahrscheinlich was von der Geschichte mit Lene, nicht? Und das wird sie sittlich entrüsten. Ich erinnere mich sehr gut, daß sie mich nicht kennen wollte, als ihr uns beide mal zusammen traft. Und dann auf dem Wannsee – "

"Ach, mein Junge," lachte Fritz, "wenn du glaubst, du wärst so interessant für sie, daß sie sich an so was noch erinnert – Ne, wie gesagt: keine Rede davon! Soviel Beachtung schenkt sie dir und deinem Leben nicht. Übrigens werden wir sie ja wenig sehn. Bloß bei den Mahlzeiten und da ist sie ganz nett. Na, laß mich nicht soviel reden! Schnür dir 'n Bündel und vorwärts! Ich hab Hunger. Wir kriegen heut Abend junge Hühner. Wenn die auf uns warten, ists gar nicht gut. Dalli! Dalli!"

Wolfgang war immer noch nicht entschlossen. Er wurde von den widerstreitendsten Empfindungen hin und her geworfen. Seine heiße Sehnsucht nach frischer Kühle und behaglichem Wohlleben kämpfte gegen ein Gefühl des Unrechts an, das er gegen Lene zu begehnen glaubte, wenn er sie hier allein ließ. Er fühlte sich überhaupt schuldig ihr gegenüber von vorher. "Nein, nein!" sagte er. "Laß nur lieber! Ich mag nicht, – ich habe

auch allerlei zu thun. Es ist sehr nett und freundlich von dir, aber besser nicht. Aus tausend Gründen."

Fritz sank seufzend auf einen Stuhl. "Ist das 'n harter Schädel!" Dann rief er laut: "Fräulein Lene! Fräulein Lene!"

Lene steckte den Kopf zur Kammerthür herein. Man sah ihrem Gesicht an, daß sie geweint hatte, aber jetzt lachte sie wieder. Ihre hellen Augen strahlten. "Er will wohl nicht?" fragt sie.

"Natürlich nicht", sagte Fritz. "Und nun packen Sie mal 'n paar Siebensachen für ihn ein und dann lootsen wir ihn mit Gewalt heraus."

Lene kam herein und legte ihre verschlungenen beiden Arme um Wolfgangs rechte Schulter. Es geschah mit einer gewissen Schüchternheit und ihre Augen blickten ihn bittend an. "Du, Wolf, geh doch mit! Es wird dir so gut thun."

"Meinst du?" Er hatte immer noch die unbehagliche Empfindung, als sollt er es eigentlich nicht thun. Sie beschämte ihn nun wieder. Solchen Edelmut mocht er nicht. Um sich aus dem Wirrwarr seiner Gefühle zu retten, spielte er plötzlich den Beleidigten. "Es ist dir wohl noch gar angenehm, wenn du mich loswirst? Nicht? Ich hab aber keine Lust. Was willst du denn die Tage allein machen! Ich weiß doch wirklich nicht, ob ich dich so ohne weiteres hier allein lassen kann. Und womöglich willst du bloß 'n Grund haben, um über mich nachher schimpfen zu können, daß ich so rücksichtslos war u.s.w. Solche Weiberlisten kennt man, Nein, lieber nicht."

Lenes Mienen hatten sich schmerzlich verzogen, ihre Arme sanken schlaff herab. "Ich weiß gar nicht, Wolf," sagte sie mit einer Stimme, in der echtes Weh zitterte, "wie bist du heute? Ich kenn dich gar nicht wieder. Hab ich dir denn was gethan? Ich möchte so gern, daß du endlich mal 'n bischen Erfrischung und Vergnügen draußen hast, es thut dir so nötig. Und wenn ich mit könnte, wärs ja hübscher, aber weil das nu doch nicht geht – bitte! Bitte! Ja?"

"Ich bin allerdings sehr nervös geworden in letzter Zeit." Er strich sich über die Stirn hin. "Insofern wärs schon gut – Ich muß wieder arbeitskräftiger werden. Aber du kannst doch nicht indessen allein in dieser Stickluft hier sitzen. Das wär egoistisch. Du muß nicht böse sein, daß ich heute 'n bischen um mich beiße. Wird schon wieder besser werden, wenn dieser verdammte Berliner Sommer erst herum ist." Er hatte ihr liebkosend in dem üppigen Blondhaar gewühlt; das that er immer noch gern.

"Du!" sagte sie, zärtlich zu ihm aufblickend, "nun thu mir's doch zu Liebe und geh mit! Dann ist alles wieder gut."

"Na, und du?"

"Ich? Ich bleib hier und freu mich für dich. Und abends hock ich drüben bei der Alten und schwätz von dir. Und in acht Tagen bist du wieder da und frisch und kerngesund und hast mich lieb, ja? Ja?" Und sie tanzte mit ihm im Zimmer herum.

"Acht Tage? Wo denkst du denn hin? In dreien, längstens viere."

"Na, das findet sich denn schon. Also – ?"

"Meinetwegen! Ihr beide laßt Einem ja doch sonst keine Ruh."

"Bravo!" Und sie klatschte in die Hände, um gleich darauf in die Kammer zu laufen, wo sie in Schiebladen und Schränken zu kramen begann, während die Thür aufblieb.

"Na, endlich!" sagte Fritz, sich schwerfällig erhebend. "Wem dabei nicht die Geduld reißt – ! Aber das wiederhol ich dir, Menschenkind: du hast's tausendmal besser, als du's verdienst. Solch Mädel! Zum Anbeißen, – rein zum Anbeißen. Nu aber endlich mal vorwärts! Die Hühner verbraten und das Gesicht meiner Frau wird 'n Meter lang. Los! Fräulein Lene! Sputen Sie sich!"

"Fünf Minuten noch!" klang es zurück.

Und wirklich war sie nach fünf Minuten fertig. Wolfgang küßte sie, um eine gewisse schämige Verlegenheit zu verbergen, lange und zärtlich. Glührot mußte sie sich ihm endlich entziehen.

"Donnerwetter!" sagte Fritz Doppler. Dann gingen sie lachend zusammen die Treppen hinab.



Unten im Park der Silbermann'schen Villa war ein Tempelchen über den See hinausgebaut. Die grauen, cementierten Säulen desselben waren von Banksia-Rosen umrankt, welche eben in voller Blüte standen. Tausend und abertausend kleine, weiße und gelbe Röschen überrückten das flache Dach, flimmerten im heißen Sonnenlicht und schwankten an den lose niederhangenden Ranken im leichten Winde, der von den Wassern aufstieg. Es war sehr still und heimlich dort, zumal um diese frühe Nachmittagsstunde, wo eine schläfrige Hochsommerruhe über dem glitzernden See und dem stumm träumenden Park lag. Nur die Düfte von den Blumenbeeten, wo Lewkojen, Rosen und Reseden in die zitternde Luft ihre Wohlgerüche aushauchten, zogen herüber und mischten sich mit einem herben Wassergeruch, der heraufdunstete. Hin und wieder schnellte sich ein blitzender Fisch aus der silberigen Flut, um rasch wieder unterzutauchen. Unter den breiten, wölbigen Laubkronen der alten Bäume zogen sich

die sauber geharkten Kieswege an den lichtgrünen, geschorenen Rasenplätzen hin, hie und da von einfallenden Sonnenfunken bunt überzittert.

Man hörte nirgends einen Laut, man sah auch die gaue Sandsteinvilla mit ihren säulengetragenen Loggien und ihren Reliefmedaillons an der Fassade von hier nicht.

Die Schlängelwege des Gartens schienen in eine weite Ferne zu leiten, die unsichtbar und geheimnißvoll war. Nur ein Stück jenseitigen Seeufers erblickte man. Aber das lag wie von einem leichten, weißlichen Dunst überschleiert, hinter dem man gleichsam noch etwas Wunderbares ahnte. Den *Poetenwinkel* hatte Fritz Doppler das Tempelchen genannt; sie hatten manchmal in diesen Tagen Wolfgang Vogler halb im Ernst, halb im Scherz dort eingesperrt und ihm erklärt, sie ließen ihn nicht eher wieder heraus, bis er etwas gedichtet hätte.

Jetzt waren er und Rosa Silbermann dort zusammen. Das Mädchen lag in einem bastgeflochtenen, indischen Stuhl, eine bunte, römische Seidendecke über den Füßen. Sie trug ein weißes Kaschmirkleid, das gut zu ihrem dunklen Teint und dem weichen, bläulich-schwarzen Haar stand. Der große Florentiner Strohhut lag neben ihr. In der gelösten Müdigkeit, mit der sie sich auf ihrem Lager dehnte, hatten ihr scharfen, unharmonischen Züge etwas fast Anmutiges. Die herbe Strenge darin, die sich um die Mundwinkel beinahe bis zu einem Zuge von Unerbittlichkeit und Grausamkeit ausprägen konnte, war verschwunden, die energische, ans Befehlen gewöhnte Stimme klang milder, wie verschleiert, und die klugen, ernsten Augen hatten durch das Träumerische, das darüber lag, viel von ihrer Kälte verloren. Nur die lange, spitze, etwas gebogene Nase gab dem sonst feinen Gesicht immer noch etwas, das man am ehesten unmädchenhaft hätte nennen mögen. Die schmalen, langen Finger zerrupften mechanisch eine Marschall-Niel-Rose, von denen ein kleines Boukett dem Mädchen vorn an der Brust befestigt war.

Wolfgang stand lässig über die Brüstung gelehnt und blickte über den See hinaus. Sein Gesicht war ihr von der Seite zugewendet. Es war etwas Nachdenklich-Verwirrtes in seinen Zügen, wie in seinen Blicken. – "Nun?" fragte das Mädchen nach eine Weile.

Ihm flog ein Rot übers Gesicht. "Es lohnt gar nicht", sagter er. "Ich möchte Ihnen lieber wieder was andres vorlesen. Von Storm oder vom Prinzen Carolath,¹⁸ – wie gestern. Da ist Stimmung drin, norddeutsche Sommerstimmung, schwüle Mittagsstimmung, Parkstimmng. Aber was ich da so zusammengekritzelt habe, – bloß, weil Sie es durchaus wollten, – das ist ja nichts, das mag ich Ihnen schon nicht vorlesen, damit Sie Ihre gute Meinung von mir nicht ganz einbüßen. Es ist der pure Egoismus."

"Das sagen Sie immer so ungefähr. Das wird langweilig."

¹⁸ Emil Rudolf Osman Prinz v. Schönaich-Carolath-Schilden, ein zeitweise populärer neuromantischer Dichter.

"Erlassen Sie mir's doch, bitte!!" Er hatte sich jetzt ganz zu ihr umgedreht und sah sie mit seinen guten, etwas müden und weltfremden Augen an. Während die eine Hand noch auf der Brüstung lag, zuckte die andre nach der Brusttasche, in der er die Blätter mit den Gedichten stecken hatte.

"Nein, ich will's hören." Es war wieder der an blindes Gehorchen gewöhnte Ton in ihrer Stimme. Und Wolfgang bebte leicht dabei zusammen. Eine Sekunde lang kam ein heißer Trotz in ihm auf. Dann aber ruckte er in schlaffer Haltung mit den Achseln, zog die Blätter hervor und glättete mit nervösen Fingern darüber hin. Er schwang sich auf die Brüstung, den Rücken gegen eine der dorischen Säulen gelehnt, und, ohne sie mehr anzusehn, den Blick träumerisch in das schwankende, grüne Rankengespinnt verloren, hinter dem, wie hinter einem dichten Schleier, der lautlose Park sich dehnte, begann er zu lesen oder eigentlich herzusagen, was er geschrieben hatte, denn er konnte es auswendig.

Es waren Verse, kurze Stimmungsgedichte voller Wohllaut und einschmeichelnden Klanges. Als er sie geschrieben, ja, eigentlich bis vor wenigen Minuten noch hatte er denken müssen, daß alles dies schon oft und viel besser von andren gesagt worden sei. Und er las gut, mit weicher, ausdrucksvoller Stimme, die viel Modulation hatte. Das Kinn in die Hand gestützt, hörte sie zu. Nun schloß er den kleinen Cyklus:

*"Der Rosenduft verschwebt im Lüftezittern, –
Wie könnt' ich der verstohl'nen Thräne wehren?
Zieh' ich doch fort nun, um den alten, bitter'n,
Randvollen Kelch der Leiden auszuleeren.*

*Die Welt war schön hier, tief-geheime Stille
Umwob mit Träumen mich von Glück und Ruhm, –
Leb' wohl! Mich treibt des Schicksals ehr'ner Wille
In Qual und Kampf aus deinem Heiligtum."*

Eine kleine Weile war es ganz still, nachdem Wolfgang geendet hatte. Er fuhr sich mit seinem Taschentuch über die flammende Stirn hin, dann fächelte er sich Luft damit zu. Er sah Rosa immer noch nicht an.

"Warum?" fragte sie plötzlich.

Er verstand sie nicht gleich. Wie hilfesuchend kehrte er ihr seine Augen zu. Und nun erschrak er vor dem Blick, der ihn aus den ihren traf. Er war heiß und sengend, zärtlich und begehrllich. So hatte dies Mädchen ihn noch nie angeblickt, so hatte ihn wohl überhaupt noch nie ein Weib angeblickt. Und ihr am wenigsten, ihr zu allerletzt hatt' er solch einen Blick zugetraut. Gerechter Gott! Dies Mädchen liebte ihn doch nicht etwa gar? Dies Mädchen? – ihn!

Ein paarmal während dieser Tage war ihm der Gedanke gekommen. Immer, wenn sie so ernst und eindringlich wegen seiner Zukunft, wegen dessen, was er thun müsse, um eine

Zukunft zu haben, auf ihn eingeredet hatte; immer, wenn er aus ihren Worten, aus dem Ton ihrer Stimme entnahm, entnehmen mußte, daß sie an ihn glaubte, daß sie von seinem Können, seinem Dichten etwas hielt. Aber immer hatte er sich einen eitlen Gecken gescholten. Er war überhaupt nicht so Einer, in den sich die Weiber vergafften. Und nun gar diese da, um die sich das halbe Offizierskorps der Garde-Kavallerie bewarb! Nein, es war ein Sport, – nichts als der Sport einer reichen, verwöhnten, jungen Welt-dame, die sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hat, aus einem verhungerten *Penny-a-liner*¹⁹ einen wirklichen Dichter zu machen, bloß, um nachher, wenn er berühmt geworden, sagen zu können: "Den hab ich gemacht, – der da ist mein Geschöpf."

Jeden Abend hatte sich Wolfgang das vorgeredet, das und Ähnliches, wenn er fiebernd, aufgereggt, über sich selbst hinausgehoben, glühend von den ungewohnten, schweren Weinen und erlesenen Tafelgenüssen, sein Zimmer und sein weiches Bett darin aufgesucht hatte. Aber jetzt – dieser Blick eben – Träumte er denn? War das diese schläfrige Nachmittagsstille über See und Park, die ihm solch eine Vision vorzauberte? Oder wollte dies Mädchen nur mit ihm spielen, ihn toll machen, um dann über ihn lachen zu können? Tausend Gedanken, tausend Empfindungen wirbelten in ihm durcheinander.

"Warum?" fragte sie noch einmal. "Warum muß das so sein?"

Wolfgang stand wie gelähmt da. Er wußte nichts zu sagen, er zuckte nur wie in stummer Ratlosigkeit die Schultern. Beinahe vorwurfsvoll sah er sie an, als ob er sagen wollte, weshalb sie ihm das anthue.

Sie inzwischen nestelte langsam eine von ihren Rosen los, die schönste von allen, und reichte sie ihm mit einer müden, lässigen Bewegung: "Der Dank der Herrin für ihren Troubadour", sagte sie.

Er beugte sich ungeschickt über ihre Hand und küßte sie. Er wurde rot dabei. Es fiel ihm ein, daß dies die erste Mädchenhand war, die er küßte; er hatte sonst immer gleich die Lippen küssen dürfen. Aber er hatte sich eben auch nie in jenen Kreisen bewegt, wo man den Damen die Hand küßt. Nun machte er's so ungeschickt, daß er dachte, Rosa würde ihm zürnen. Statt dessen ließ sie ihre Hand in der seinen, sie zog sie gar nicht wieder zurück, kühl und weich lagen ihre schmalen Finger in den seinen. Er wußte gar nicht mehr, was das alles bedeuten sollte, immer heißer schoß ihm das Blut in die Stirn, immer verworrener jagten sich seine Gedanken,.

"Es ist nichts an den Liedern, nicht wahr?" stammelte er.

"Oh, im Gegenteil", klang es zurück. "Wenn Sie mehr Selbstvertrauen hätten – Wenn überhaupt Einer da wäre, der Sie fest in den Zügel nähme – Ich habe Ihnen das ja schon

¹⁹ Zeilenschinder, zeitungreporter (im 19. jahrhundert geläufiges fremdwort in deutschland)

so oft gesagt, Sie wissen längst, was ich von Ihnen halte. Sie können einer von unsren Besten werden. Aber Sie müßten wollen. Und dann müßte strenge an Ihnen gearbeitet werden, strenge, energisch und konsequent. Sie müßten keinen andren Gedanken haben, als Ihre Arbeit, kein Ziel, keinen Wunsch, als den, ein echter, großer Poet zu werden, und zu dem allen noch die felsenfeste Überzeugung, daß Sie es werden, früher oder später. Dann – dann möchte ich die Bürgschaft für Sie übernehmen. Lange dürften Sie freilich nicht mehr zögern. Denn es wird immer schwerer für Sie, sich aufzuraffen, und zuletzt überhaupt unmöglich. *Periculum in mora*²⁰ – heißt's nicht so?"

"Ja", sagte er wie geistesabwesend, und nun hatte er ihre Finger, die sie endlich zurückziehn wollte, so fest umklammert, daß sie abermals sie gefangen gab. "Gewiß, – gewiß." Er blickte vor sich nieder, ließ ihre Finger dann plötzlich los, drehte sich ab und atmete ein paarmal schwer auf. Dann zuckte er mit den Achseln, ließ ein kurzes Lachen hören und wandte sich, die beiden Hände in den Taschen, beinahe brutal ihr zu. "Dazu müßte man aber vor allen Dingen satt zu essen haben, Fräulein Silbermann! Sonst – " und er lachte wieder. Es war ein Lachen, über das er sich selber ärgerte. *Was für ein Plebejer du bist!* dachte er.

Rosa aber nickte ganz ernsthaft. "Sicherlich. Sonst könnte man eben dem einen Gedanken nicht ausschließlich leben. Und – frei muß man sein."

"Nun also – !" Er trommelte mit den Fingern auf der Brüstung des Tempelchens.

"Sie sind ja nicht frei." Der eigentümliche Ton, in dem sie es sagte, ließ ihn sie anblicken. Was er da alles auf ihrem Gesicht las! Eine ganze Geschichte. Plötzlich fiel ihm ein, daß sie ihn ja mit Lene gesehn hatte, – zweimal sogar, und darunter einmal im Boot auf dem See hier draußen, in einer Situation, die zweierlei Deutung gar nicht zuließ; und er erinnerte sich, wie sie ihn damals angesehen hatte, obgleich sie ihn noch gar nicht kannte, höchstens durch Fritz dem Namen nach; und daß es ihn ganz besonders geniert hatte, denken zu müssen, sie habe es gesehn, wie er Lene küßte, ja, daß er eigentlich deswegen nicht mehr hatte mit Lene nach Wannsee gehen wollen. Meinte Rosa das, wenn sie in diesem sonderbaren Ton, so bestimmt und so dringlich, sagte: *Sie sind nicht frei!* – ? Und wie sie ihn jetzt wieder anblickte! Hatte sie es denn wirklich darauf abgesehn, ihn verrückt zu machen? Was wollte sie von ihm? Was sollte das alles?

"Ich bin ein armer Teufel," sagte er, "das wissen Sie ja längst."

"Das ist aber nicht alles."

²⁰ *Gefahr bei Verzögerung*. Wird ursprünglich dem römischen geschichtsschreiber titus livius zugeschrieben. Bezieht sich hier vermutlich auf eine aktuellere formulierung ("*Periculum in mora – dépêchez-vous!*": *Gefahr bei Zögern! Beeilen Sie sich!*), mit der albrecht v. roon am 18.9.1862 in einem berühmt gewordenen Telegramm den preußischen botschafter in frankreich, otto v. bismarck aufforderte, schleunigst aus paris nach berlin zurückzukehren - wo er preußischer ministerpräsident wurde.

Er wurde glührot. Sie meinte also wirklich das – das! "Ich weiß nicht, wovon Sie reden", sagte er unsicher.

Sie hatte wieder begonnen, eine von ihren kostbaren Rosen zu zerblättern, langsam und mechanisch, ohne die langen Wimpern aufzuheben. Ihre Stimme klang müde und apathisch, wie sie nun sagte: "Sie wissen es. Und Sie sollten mich nun nachgerade genug kennen, um weiter zu wissen, daß man mit mir über alles reden kann, daß es da kein Heucheln und Vertuschen braucht. Wozu auch? Es ist ja keine Sünde oder Schmach. Menschliches ist nie sündhaft. Aber es macht Sie unfrei, noch viel unfreier, als die Armut. Und nun gar das beides zusammen – Thun Sie einen entschlossenen Hieb mitten hindurch! Es steht Ihre ganze Zukunft auf dem Spiel."

Wie oft sie ihm das oder doch ähnliches nun schon gesagt hatte! Aber durfte er es denn deuten, wie er wollte? Würde sie – sie selber – ? Ihm schwindelte. Die energische Hand hatte sie schon dazu, die, von der sie vorher gesprochen, die, derer er bedurfte. Sie oder keine. Wenn er ihr sich anvertraute, dann fand er seinen Weg. Sie war so klug, wie sie energisch war, ein männlicher Geist wohnte in ihr. Sie würde ihn ans Ziel bringen. Und welch ein Ziel war das! Im Grunde sagte sie nicht einmal etwas andres, als er sich selbst tausendmal gesagt hatte. Ganz das Nämliche war's, was er gegen Lene, gegen Fritz, gegen Ottomar Höffert, gegen alle Welt schon selber geäußert. Bloß: kein Mensch hatte auf ihn gehört, keiner hatte ihm geglaubt. Dies Mädchen wußte, fühlte, daß er recht hatte. Wie sich die in sein ganzes Wesen und Sein zu versetzen wußte! Klug und frei und großgeistig, wie sie war. Ja, die glaubte an ihn, so Eine glaubte an ihn! Und wenn sie wirklich wollte, ihm in allem Ernst riet – Aber er raste doch wohl nur, das konnte ja wohl nicht sein. Er – nein, nein – Wenn er jetzt sprach, würde sie ihn einfach auslachen und stehn lassen, wie einen dummen Jungen. An so was dachte sie gar nicht, und gerade, weil sie nicht daran dachte, konnte sie so frei und ungebunden zu ihm reden.

"Fräulein – Fräulein Silbermann," sagte er stockend, "Sie machen mir ganz warm – Ich könnte – Nein, lassen Sie mich lieber jetzt gehen – Es wird ohnehin Zeit, zu Dopplers hinüberzugehen. Frau Dopppler wartet nach ihrem Mittagsschläfchen nicht gern mit dem Kaffee, wie Sie wissen. Und Fritz schläft bis zum Abend, wenn ich ihn nicht wecke. Was der schlafen kann! Das reine Murmeltier. Dem hats nichts geholfen, daß er aus seiner Armut erlöst worden ist. Im Gegenteil."

Er redete das alles hin in dem unverkennbaren Bestreben, abzulenken und sich zu sammeln. Seine Hände fuhren unruhig hin und her, er wußte sie durchaus nicht unterzubringen.

Rosa aber erwiderte in ihrer immer gleich klaren, bestimmten Art, die selbst der manchmal müde, singende Ton nicht abschwächte: "Natürlich. Luise will ja nicht, daß er ein Dichter wird und ein Ziel erreicht. Er soll ihr Mann sein und nichts weiter. Sie will ihn mit Haut und Haaren für sich allein haben." Sie zuckte leicht mit der Schulter. "Weiber-Egoismus, Spießbürgertum, Verliebtheit und Eifersucht, – das kam da alles

zusammen. Und er hats ihr ja leicht gemacht, er hat ja kein Rückgrat. Eine schöne Molluske ist er und sonst nichts. Und nun zappelt er, wie der Schmetterling unter der Nadel. Wer soll da Mitleid haben? Ich nicht. Jedes schickt sich eben nicht für alle. Der wäre vielleicht mit ner fidelen, hübschen, kleinen Soubrette trotz aller äußeren Misère glücklich und ein Dichter geworden. Manchmal glaub ich das wenigstens. Jetzt aber – Fragen Sie ihn mal, ob er sich noch *verändern* möchte, wie's immer in den Dienstbüchern unsrer Köchinnen heißt, – fragen Sie ihn mal!"

Es lag für Wolfgang plötzlich etw's Grausames in dem Lächeln, mit dem die Sprecherin ihre letzten Worte begleitete und bei dem sie ihre dicht gereihten, spitzen Zähne sehen ließ. Sie ist unheimlich klug und scharfsichtig, mußte er denken, und Erbarmen hat sie gar nicht. Womöglich verachtet sie dich jetzt, weil du nicht klug genug bist, entschlossen zuzugreifen, denn mit Feigheit, Schwanken und Schwäche hat sie am allerwenigsten Mitleid. Aber es war plötzlich etwas wie Furcht in ihm, er wußte selber nicht, wie er sie sich erklären sollte. Ein scheues Unbehagen trieb ihn fort.

"Also heute Abend", sagte sie, als er ihr zum Abschied die Hand reichte.

Er verneigte sich linkisch. "Ja wohl, Dopplers sagten mir, daß Sie wieder die Güte hatten, auch mich mit einzuladen – Es wird wohl das letzte Mal sein."

"Ah!" machte sie wegwerfend. "Das haben Sie schon oft gesagt."

"Ja, allerdings – Ich habe mich immer wieder bereden lassen. Sie haben ganz recht, mich zu verspotten. Aber wo Einem so viel Liebenswürdigkeit erzeugt wird, trennt man sich schwer. Nur: ein Mal muß eben doch das letzte sein und deshalb – "

Der Rest des Satzes verlor sich in einem Stottern. Dann riß Wolfgang sich gewaltsam los. Als er über die sonnenheißen, lautlosen Kieswege unter den Baumwipfeln hinschritt, war's ihm immer, als müsse ihn ein Ruf von ihr, ein einziges Wort, das ihm nachklang, zurücklocken. Und dann würde er neben ihrem Lager unter den Rosenranken des Tempelchens am See niedersinken und ihre Hände ergreifen und mit seinen Küssen überdecken und dann würde alles entschieden sein, alles –

Er schauerte zusammen. War das nicht ein Ruf von ihr gewesen? Nein, er täuschte sich. Ein Hauch ging über ihm durchs Blätterdach einer Platane oder eine Eidechse raschelte an der Gartenmauer entlang. Alles lag noch immer in tiefstem Mittagsfrieden: der Park, der sonnenübergleißte See und nun drüben auch die Villa mit ihren herabgelassenen Stabjalousien, die im Lindenschatten zu schlafen schien, vornehm und still. Weiter, immer weiter ging Wolfgang der Gartenpforte zu. Wenn er sich noch einmal umwandte – dort unter der Linde konnte man das rosenbehangene Tempelchen noch sehn – Wie mit magnetischer Kraft wollt er seinen Kopf herumdrehn; immer langsamer und schwerfälliger wurden seine Schritte. Nein! Nein! Er wollte nicht, er durfte nicht – Wie auf der Flucht riß er die Gitterpforte auf und warf sie so laut hinter sich ins Schloß, daß

es durch die mittägige Parkstille dröhnte. Über die heiße, weiße Landstraße, die ihm die Augen blendete, ging er in die jenseitig gelegene Villa hinüber, die mit fahnenüberflattertem Turm vom Hügelrand etwas protzig herübergrüßte.

Wie im Traum durchschritt er den terrassenförmigen Vorgarten und trat ins Haus. Alle diese Tage hatte er freilich wie im Traum und Rausch gelebt. Er hatte auch gar nicht erwachen wollen. Das war ja eigentlich überhaupt erst ein Leben, wenn man gar nicht mehr zur Besinnung kam, wenn man von Druck und Drang des Seins gar nichts mehr spürte. Ja, hier und so ließ sich aushalten. Fritz hatte es doch gut trotz all seinem Stöhnen und Jammern. Ein behagliches, vornehmes Genießen ohne alle kleinlichen Alltagsorgen, ohne überhaupt etwas zu wissen von dem Drehen und Rasseln der Maschine des Lebens, – das wars, das ließ man sich gefallen. Wenn man das immer haben konnte und nicht gerade eine *schöne Molluske* war, wie Fritz – Er mußte lachen. Was sie doch immer für treffende Vergleiche hatte! Wie sie überhaupt so klug und scharf zu reden wußte! Ja, wenn die Einen im Zügel hatte! Selbst aus Fritz wäre dann etwas geworden.

"Na?" fragte Frau Doppler, als Wolfgang in das Erkerzimmer trat, wo nachmittags immer der Kaffee getrunken wurde.

Wolfgang wußte nicht recht, was diese eigentümliche Begrüßung bedeuten sollte. Die dicke, behagliche Frau, die in ihrem Lehnstuhl neben dem Butzenscheibenfenster im Erker saß und den Filter der Kaffeemaschine untersuchte, glotzte ihn mit ihren runden, etwas vorquellenden Augen so neugierig an, daß es ihn verlegen machte. Er hatte sich sonst überraschend gut in diesen Tagen mit ihr eingelebt. Sie hatte freilich immer einen herablassenden Ton gegen ihn, aber darin lag trotz allem etwas Gutmütiges. Sie behandelte ihn als armen Schlucker, dem man etwas gönnen mußte, und es gewährte ihr sichtlich ein pharisäisches Behagen, daß sie das konnte. Sie mochte ursprünglich auch gefürchtet haben, daß Wolfgang Fritz aufstacheln werde, sich aus seinem weichlichen Wohlleben aufzuraffen, und sie wurde wohlwollend gestimmt, weil sich das als irrig erwies. Manchmal steckte sie selber ihm die besten Bissen zu. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie wahrscheinlich auch aus ihm einen dicken Philister gemacht.

"Was soll los sein?" gab er auf ihr *Na?* zurück.

"Ich dachte, Sie hätten mir was zu erzählen."

"Nein. Nicht daß ich wüßte. Wieso?"

"Ich dachte man so. Sie waren doch bei Silbermanns?"

"Ja", sagte er gedehnt und wurde rot. Sollte das bedeuten, sie erwarte von ihm die Mitteilung, Rosa Silbermann und er – Teufel Wetter! Sie erwartete das, hielt das für möglich? Dann – dann – Das ganze Zimmer schien sich plötzlich um ihn her im Kreise

zu drehn. "Wo ist denn Fritz? fragte er, wie nach einem Halt suchend. "Ich will doch gehen und ihn wecken."

"Nein, lassen Sie man. Johann ist schon gegangen. Er soll ihm 'n nassen Schwamm übers Gesicht ausdrücken, sonst kommt er ja doch nicht auf. Setzen Sie sich! Sie sollen die erste Tasse haben. Das hat Fritz nu davon."

Wolfgang hatte sich ihr gegenüber niedergelassen, in diesem weichen Sessel, den er so gern hatte, und dies kühle, halbdunkle, vornehm ausgestattete Gemach mit seinen breitrahmigen Ölgemälden auf den Ledertapeten der Wände hauchte ihn wieder mit seiner wohligen Behaglichkeit an, wie etwas Liebes und Vertrautes. Er mußte unwillkürlich seufzen. Wie gut der Kaffee duftete! Ja, darauf verstand sich Frau Luise Doppler, eine Hausfrau war sie – *par excellence*. Und nachher würde Fritz ihm eine von seinen famosen Cigarren zu rauchen geben, Sumatra-Decklatt, ganz was rares. Ah ja, das Leben war schön. Und dies Mädchen da unten im Tempelchen – seltsam! Sinnlich reizte sie ihn gar nicht. Er hatte im Gegenteil ein Gefühl scheuer Ehrfurcht vor ihr. Nicht weil sie reich war, eine von jenen Bankierstöchtern, um die der Militäradel so bereitwillig auf seine heiligen antisemitischen Überzeugungen Verzicht zu leisten pflegt; nicht weil sie ihm als Vertreterin einer Welt erschien, in der er bisher nie heimisch gewesen, in die er immer nur verlangende Blicke geworfen: ihre Klugheit, ihr scharfer, kühler Verstand wars, was ihm Respekt einflößte. Er verehrte den überlegenen Geist in ihr, dem er sich beugte, von dem er sich gern beherrschen lassen würde, von dem beherrscht zu werden sogar alles in ihm sich sehnte. Und daß dieser Geist in einem jungen Mädchen hauste, wie Rosa, die zwar nicht schön, nicht einmal hübsch war – er übersah das keineswegs – aber doch immerhin von einem besondern Reiz und umgeben von jenem Duft der Vornehmheit, der nun doch unwiderstehliche Anziehungskraft für ihn hatte, trug das Seinige bei, ihn in Feuer zu bringen.

"Warum sagen Sie denn gar nichts?" fragte Frau Doppler, ihre Kaffeetasse, die sie mit abstehendem kleinen Finger hielt, langsam ausschlürfend.

Wolfgang fuhr aus seinen Gedanken auf. "Ich habe Abschiedsweh", sagte er. "Und dachte gerade daran – "

"Daß Sie solch guten Kaffee wohl so bald nicht wieder kriegen werden, nicht?" Sie lachte. "Na, machen Sie man keine Sperenzen! Sie denken wohl, ich bin aufn Kopf gefallen, was? Ach ne, wenn ich auch nicht so superklug bin, wie die Rosa, ich hab 'n ganz gesunden Menschenverstand und ich glaube sogar, darin bin ich ihr über. Denn wenn sie mal so ihre Ideen kriegt, denn geht ihre Phantasie gänzlich mit ihr durch, so überlegt und kalt sie Einem scheint und so unheimlich viel sie gelernt hat. Sie macht bei all ihrer Gescheitheit doch manches liebe Mal einen gründlichen Hopser, wissen Sie."

Sie holte ihr Strickzeug hervor, goß sich eine neue Tasse ein und stocherte mit einer großen, hölzernen Stricknadel in ihrem aschblonden Haarwulst. Sie hatte manchmal

etwas plebejische Manieren; auch ihre Sprechweise erinnerte, wenn sie sich gehen ließ, trotz aller erborgten Vornehmheit im Übrigen, daran, daß sie die Tochter eines Mehlfabrikanten war, der in seiner Jugend Bäcker Geselle gewesen sein sollte. Trotzdem gefiel sie Wolfgang in solchen Fällen als gutmütig-behäßige Bürgersfrau ohne alle Prätensionen weit besser, als wenn sie sich ein Air geben wollte, und alles an ihr rauschte und klirrte von Behang und Schmuck. Er hatte dann auch immer das Gefühl, daß sie Fritz wirklich von Herzen lieb hatte – in ihrer Art natürlich – und daß sie ihn nur einfach für sich haben wollte, aber gar nicht daran dachte, ihn geistig zu ruinieren oder herabzudrücken. Sie verstand nur nichts von seinem Können, deshalb allein respektierte sie es nicht; ihretwegen hätte er soviel arbeiten können, wie er wollte, aber er hatte es ja nicht nötig und deshalb lag ihr nichts daran, geschweige, daß sie ihn dazu gestachelt hätte.

"Sehen Sie mal," sagte sie jetzt, langsam ihre Stricknadeln umeinander bewegend, "wir beide, die Rosa und ich, kennen uns ja seit Kinderzeit her und ich halt viel von ihr. Wenn wir auch sehr verschieden von 'nander sind, wir haben uns rechtschaffen gern. Haben auch keine Geheimnisse vor'nander. Die Rosa is ne gute Person. Für den Alten opfert sie sich rein auf, das sieht 'n Blinder. Na, dafür kann sie ja freilich auch alles, was sie will. Und sie will immer was, – verstehn Sie? Sie kann gar nicht leben, wenn sie sich nicht ganz was Bestimmtes in'n Kopf gesetzt hat, wo sie nu drauf los geht, – manchmal rein wie verrannt. Sie hat zu viel Phantasie, sag ich immer. Fritz wills ja natürlich nicht Wort haben. Der sagt, sie wär kalt, wie ne Hundeschnauze, – scheußlicher Ausdruck übrigens. Ja wohl, die und kalt! Als ich Fritz'n heirat'te, da wollt ich ihn einfach als Mann für mich. Basta, an weiter was dacht ich nicht. Auch nicht im Traum an Staat machen wollen mit ihm oder solch Zeug. Ne, alles ganz einfach und solide. Strammes Regiment, das wußt ich ja, das war nötig. Denn 'n Windhund war er ja nu mal, aber sonst – Bei Rosa is das ganz was andres. Die hat tausend Fisematenten im Kopf, wenn sie auf so was los geht. Ganz was Apartes muß es sein. Da ist eben ihre Phantasie mit im Spiel. *Heirat', wen du gern hast!* hab ich ihr gesagt, *kannst dir's ja leisten; aber mit so Ideen in die Ehe gehn und da was Expresses mit bezwecken wollen, das ist dummes Zeug. Man muß 'n Mann lieb haben, wie er nu grade ist, oder man hat 'n gar nicht lieb.* – Na, sie ist ja aber mal wieder klüger, als ich. Wollen sehn, wie's wird. 'N Lieutenant kann sie natürlich nicht brauchen, muß schon was von Gelehrten oder Künstler sein. Und wär ja auch sonst nichts einzuwenden, man bloß ihre verrückte Phantasie, – die macht Einem Angst. Wenn sie nachher enttäuscht ist – Na, da kommt der Schlafratz endlich! Rasch! Der Kaffee ist schon beinah kalt."

Fritz Doppler kam in einem weißen Piquetanzug, ein feuerrotes Seidentuchzipfelchen lugte aus seiner Brusttasche. Er sah noch ganz verschlafen aus und klagte mit wehmütiger Stimme, daß Johann ihn viel zu früh geweckt und er nach dem energischen Mittel mit dem nassen Schwamm sein Hemd habe wechseln müssen. Erst als er Kaffee getrunken hatte, wurde er wieder munter und verlangte, daß Wolfgang mit ihm rudern solle.

"Überhaupt," sagte er, "du, das will ich dir man gestehn, ich habe mir eigentlich von deinem Besuch mehr versprochen, alter Junge. Du reißt mich gar nicht genug raus, du vernachlssigst mich. Immer dies Gehocke mit der Silbermann, die Einen noch verrückt macht mit ihrer Gelehrsamkeit, immer diese ästhetischen Simpeleien, – ne, danke, damit ist mir nicht gedient. 'N bischen frisches, fröhliches Leben ins Haus, verstehst du? Das wr mein Fall. Du, – du brauchst das natürlich nicht, bist ja von Hause her verwöhnt damit – "

"Red keinen Unsinn!" ermahnte Frau Luise mit gerunzelten Brauen. "Gieb Herrn Vogler lieber ne Cigarre."

Wolfgang war rot geworden. "Na, dann ists ja gut, daß du mich nu endlich los wirst", sagte er mit dem Versuch, zu lachen.

"Wieso?" fragte Fritz verdrossen, während er zwischen seinen Cigarren herumfingerte, die in einem mehrfcherigen Ebenholzkasten lagen.

"Weil ich morgen früh nach Berlin gehe."

"Du bist wohl verrückt?"

"Glaub ich nicht." Er nahm die Cigarre, die er geradezu liebevoll zwischen seinen Fingern eine Weile hin und her rollte, um sie dann abzuschneiden und anzuzünden. "Ich hab eure Gastfreundschaft nun doch wahrhaftig lange genug gemeibraucht. Und ich habe zu thun, ich sehne mich geradezu nach Arbeit."

"Da geht's hin," seufzte Fritz, "er hat wirklich 'n Sonnenstich. Ist so was dagewesen?"

"Er meint das ja gar nicht so", versicherte Frau Luise. "Herr Vogler ist viel zu gescheidt, um jetzt abzureisen. Reden wir gar nicht davon. Der stnde sich schön im Licht. Aber wenn ihr rudern wollt, denn man vorwärts. Um sieben müssen wir bei Silbermanns sein."

"Schon wieder!" knurrte Fritz unter dicken Dampfwolken. "Also mach dich fertig, Wolf! Zieh dir meinen Trikot an zum Rudern. Aber fix! Weißt ja, wo er hängt."

Wolfgang stand auf. "Ja, gleich. Aber mit der Abreise morgen früh wirds Ernst. Und Sie, Frau Doppler, sind sehr liebenswürdig, nicht dran zu glauben, denn eigentlich bin ich Ihnen doch ziemlich ungelegen gekommen."

"Ach", machte Frau Luise mit einer wegwerfenden Handbewegung. "Ne, das nun nicht. Aber ich hatte 'n bischen Angst vor Ihrem Besuch, das geb ich zu. Sie hätten mir Fritzen am Ende in seine alten Junggesellengeschichten wieder reinbringen können, – 'n Leichtfuß ist er ja. Und ich hab gerade Mh genug gehabt, ihn vernünftig zu machen. Sie haben sich aber davor gehütet und scheinen mir im Grunde überhaupt fürs Solide zu

sein, viel mehr, als man denken sollte. Deshalb sind Sie mir auch 'n ganz lieber Gast und können ruhig noch hierbleiben."

"Danke", sagte Wolfgang, während Fritz, der mit aufgestemmtten Armen dasaß und paffte, allerlei Unverständliches zwischen den Zähnen zermurmelte. "Das ist sehr rührend von Ihnen. Aber einmal muß ich ja doch fort. Und je länger ich bleibe, desto schwieriger wirds. Also lieber schon morgen! Und nun geh ich, mich umzuziehn." Damit schloß er die Thür hinter sich.

Als er nach zwanzig Minuten zurückkam, in einem blau und weiß gestreiften, baumwollenen Ruder-Kostüm, das ihm etwas zu weit war, aber seinen schlanken Gliederbau vorteilhaft hervortreten ließ, unterbrach er ein auffallend lebhaft geführtes Gespräch zwischen dem Ehepaar, von welchem Fritz, der sich ganz gegen seine Gewohnheit ereifert haben mußte, noch die Backen glühten. Er stand jetzt rasch auf, wie um seine Frau an der Anknüpfung einer Unterhaltung mit Wolfgang zu verhindern, und zog diesen am Arm hinaus. "Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!" rief er unter der Thür.

Als sie draußen waren, beide mit weißen Ruderhappen auf dem Kopf, warf Fritz seinen glimmenden Cigarrenrest mit einer gewissen Wutgeberde in den weißen Staub der Landstraße. Wolfgang fragte nicht, was eigentlich los sei. Es wunderte ihn nur, daß Fritz sich noch so aufregen konnte; er hatte doch oft genug beobachtet, daß kleine eheliche Zerwürfnisse ihn ganz kalt ließen und daß er sich überhaupt aus seinem schlaffen Phlegma nicht mehr aufrütteln ließ. *Es könnt meiner Gesundheit schaden*, pflegte er zu sagen. Selbst mit dem so beliebten Rudern hatte es seine Bewandtnis, denn nach einem Dutzend Ruderschlägen überließ er jedesmal Wolfgang das Handwerk allein, legte sich behaglich im Boot zurück, paffte seine Cigarre und *redete klug*, nur hin und wieder sich mit seinem Tuche die Stirn trocknend, als ob er eine Riesenarbeit verrichtet habe.

Heute ließ er sich nicht einmal auf dies ein, sondern verschmähte von vornherein die Teilnahme am Rudern, um, ohne zu rauchen, die Beine gegen die mit roten Kissen belegte Bank gestemmt, sich am Steuerruder niederzuhocken und mit verbissenem Ingrim vor sich hinzustarren. Erst, als Wolfgang mit kräftigen Ruderschlägen das schlanke, weiße Fahrzeug eine Strecke weit in den sonnenglitzernden See hinausgetrieben hatte, brach Fritz plötzlich los: "Mensch, wenn du das thust, – wenn du in diesen selben Morast mit beiden Füßen hineinpatschest, wie ich, – Mensch, erwürgen könnt ich dich, aber regelrecht erwürgen!"

Wolfgang hob die beiden Ruderstangen auf, lehnte sich mit dem Oberkörper darauf und lachte. "Was ist denn eigentlich los, lieber Junge?"

"Nu fragt der auch noch! Willst du mich denn partout krank machen? Bekommen kann mir diese Alteration ja sowieso nicht. Die Cigarre hat mir schon nicht mehr geschmeckt. Will mich gar nicht wundern, wenn ich ne Indigestion davontrage. Dieser Schlag aber

auch! Ich war bis vor ner halben Stunde überhaupt ganz ahnungslos, mußst du denken. Keinen Schimmer gehabt von so was. Wie sollt ich denn auch? Nicht, als ob ich blind und taub wäre, o ne. Aber du – du, – mit dem Prachtsmädel da zu Hause, – und hast mich und meine ganze Misère täglich und stündlich vor Augen – ne, auf so was konnt ich bei Gott nicht verfallen. Eher – ich weiß nicht, was? Und ich lass es auch nicht zu, ich lass dich da nicht hineinrennen. Alles thu ich, um das zu verhindern, verstehst du? Alles!"

"Wenn ich nur erst wüßte, wovon du überhaupt sprichst, Fritz!"

"Ach, thu doch nicht so! Wem willst du denn damit imponieren? Heuchler! Schleicher! Streber! Pfui Teufel! Nein, wenn ich das geahnt hätte, hätt'st du mir freilich hier nicht her dürfen. Bei so was möchte ich auch nicht mal in unschuldiger Weise meine Hand mit im Spiel haben. Ne, danke. Ich hätt's mir ja freilich denken sollen. Das Frauenzimmer hats ja offenbar von vornherein drauf abgesehn gehabt und ich sollte mich am allerersten drauf verstehn, wie die Weiber es anfangen, Einen zu kapern. Aber ich dachte mir: der hat zu Hause seinen Talisman, der fällt nicht drauf rein. Hatt's ganz vergessen, daß du ja gar nicht begreifst, was du besitzt, und daß du neidisch und verblendet bist bis zum Gotterbarmen und dir vortäuschest, du könnt'st mit Geld im Sack was werden und sonst nichts und niemals. Ach, du lieber Himmel, Mensch, es ist zum Haarausraufen! Thu das nicht, Kerl! Laß die Hand davon! Bitten und betteln will ich, drohen und fluchen, bis du zur Raison kommst. Du mußst auf mich hören!"

Allmählich hatte Wolfgang angefangen, zu verstehn. Während er gegangen war, sich umzukleiden, hatte Frau Luise Doppler Fritz ihre Vermutung mitgeteilt, Rosa Silberstein sei in ihn, Wolfgang, verliebt und es werde da etwas geben. Und nun war Fritz, der bis dahin im Traum nicht an dergleichen gedacht hatte, wütend. Merkwürdig! Gerade das machte Wolfgang trotzig, das verhärtete ihn geradezu. Denn was ging das alles Fritz Doppler an? Der hatte natürlich gut reden, der saß warm in der Wolle. Und der gönnte ihm so etwas nicht, der glaubte nicht einmal an ihn. Er aber war doch schließlich alt und Manns genug, sich selber sein Schicksal zu schmieden. Wenn es dahin kam! Und bis jetzt war ja noch gar keine Rede davon; das war alles voreiliges Geschwätz und vage Vermutung. Man wollte ihn bloß aushorchen. Und das ärgerte ihn. Wie kam man dazu, mit ihm zu spielen?

"Vor allen Dingen sieh gefälligst aufs Steuer," rief er Fritz zu, "sonst treiben wir da dem Dampfer in die Fahrlinie. Und im übrigen hör mit deinem Gefasel auf, bitte. Ich dächte, die Dame verdiente doch zum mindesten, daß du sie mehr respektierst, wenn ich, als armer Teufel, auch dir gegenüber keinen Anspruch darauf habe."

Fritz warf sich hintenüber. "Nu redet der noch in dieser Tonart! Zum Verrücktwerden! Mensch, was ist denn in dich eigentlich gefahren? Spott! Gefasel! Die gekränkte Unschuld spielen! Und sich mir gegenüber zum Verteidiger von Rosa Silbermann aufwerfen! Famose Geschichte! Ne, Engelchen, so mußst du mir nu aber doch nicht

kommen. Nachdem diese respektable junge Dame mit meiner Frau in aller Offenheit davon geredet hat, daß sie in dich bis über die Ohren verliebt ist und daß sie sich's zumutet, dich zu einem berühmten Schriftsteller zu machen, ja, daß sie das sogar für ihre heilige Lebensaufgabe ansieht – ne richtige Millionärstochter-Kaprice *fin de siècle!* – nach diesem allen wirst du mir doch wohl erlauben, zumal meine Frau mich zum Vertrauten gemacht hat – "

Wolfgang hatte einen Schreck bekommen, daß er beinahe die Ruder fallen ließ. Heiße Glut schoß ihm ins Gesicht. Wenn es freilich so stand – Und da hatte er also nun, was er sich gewünscht, für sich erhofft hatte durch Jahre und Jahre! Mit einem Male warf man ihm lachend das Glück in den Schoß, – alles, alles, was er wollte. Es blendete ihn förmlich. Sein Herz schlug wie wahnsinnig. Nun begriff er auch vieles, was ihm bis dahin unklar geblieben war, und das *Warum?* heute von Rosas Lippen nach den Endzeilen seines Liedercyklus. Er hatte ja nur nicht daran zu glauben gewagt! Nun stürmte es auf ihn ein, als sollte die Übermacht ihn niederwerfen.

Was Fritz da noch alles weiter redete, hörte er gar nicht mehr. Mochte der doch reden, was er wollte! Was ging das ihn an? Um ihn her war Helle und Jubel. Und selbst Fritz' immerwährende Anspielungen auf Lene – Nein, ganz kalt, ganz gleichgültig ließ ihn die nun doch nicht. Es hatte keinen Sinn, sich das vorzulügen. Im Gegenteil: da war der einzige dunkle Punkt in dieser großen Helle rundum. Da zuckte und schmerzte etwas. Es war sehr sonderbar: er hatte an Lene eigentlich noch gar nicht gedacht. In dieser ganzen Zeit behaglichen Wohllebens, wo man ihn von allen Seiten verzog und verwöhnte, war ihm die Erinnerung an sie ganz erloschen oder er hatte es doch verstanden, sie von sich fernzuhalten. Und auch jetzt sagte er sich weiter nichts, als leichthin: *Sie wird es verschmerzen*. Er wollte nicht weiter darüber nachdenken. Wozu? Es war peinlich, eine Art von Amputation, ja, immerhin; aber es mußte eben sein, es ließ sich nicht ändern. Und das konnte ihn doch unmöglich wankend machen, wenn sonst das Höchste für ihn auf dem Spiele stand, – das wahrlich nicht. Fritz hatte natürlich gut reden. Immer was man nicht hat, das will man, und was man hat, weiß man nicht zu schätzen. So waren die Menschen nun einmal.

"Es wär außer allem Andren auch noch eine Infamie", schloß Fritz seine lange Rede endlich.

Wolfgang ruderte mit leisen Schlägen weiter in den See hinaus. Er hatte die Augen halb geschlossen und blinzelte zwischen den Lidern nach dem Ufer hinüber, bis er die Silbermannsche Villa mitten im Baumgrün entdeckte. *Da wirst du nun also wohnen*, dachte er. Wie ein Rausch überfiel es ihn. Und dann sagte er ganz phlegmatisch: "Reg dich doch nicht so unnötig auf, mein Junge! Du bist ja nicht für mich verantwortlich. Und es ist auch noch nicht aller Tage Abend."

Fritz trocknete sich den Schweiß, der ihm reichlich auf der Stirn perlte. "Was das nun wieder für Gemeinplätze sind! Wenn man Einen, den man gern hat, ersaufen sieht und

selber bis zum Halse im Sumpf steckt, soll man noch nicht mal Zeter schreien oder ihn beim Schopf wieder herauszuziehn suchen. Nette Idee! Noch nicht aller Tage Abend! Denkst du denn, ich rede von Hirngespinnsten? Das Frauenzimmer hat sich ja zu Luise ganz klar und dutlich darüber ausgesprochen: *Den oder keinen! Der wird geheiratet und ich brings dahin, daß seine Romane in unsren ersten Zeitschriften stehn und seine Stücke auf die Bühne kommen; der hats in sich, brauht nur Licht und Luft und einen Sporn in die Weichen, dann steigt der aufwärts.* – Na? Da liegt der Köder! Beiß an, Stint!"

"Könnte ja was Wahres drin liegen", sagte Wolfgang mit erheucheltem Phlegma, während ihn ein eigentümlich prickelnder Nervenschauer rüttelte. "Und da siehst du ja gleich, daß die Sache mit mir – aber auch ganz anders liegen würde, als mit dir. Gerade entgegengesetzt. Ich käme hinein und dich hat deine Heirat hinauslanciert. Meinen Ehrgeiz will man stacheln und deinen hat man erstickt. Ich verstehe überhaupt nicht, wie du diese Dinge vergleichen willst und weshalb mich dein Schicksal abschrecken sollte. Natürlich schreckts mich ab, um so mehr aber reizt michs, es ganz anders zu machen."

Fritz warf die Hände über dem Kopf zusammen. "Wie der Mensch schon daherredet! Der hat den Ruhm schon in der Tasche, scheints!"

"Und du gönnst ihn mir nicht und glaubst nicht dran, weil du selber zu faul bist, die Hand danach zu strecken! Und hätt'st es dabei viel leichter, als ich! Daß du ein miserabler Faulpelz bist, hab ich immer gewußt. Aber als Neidhammel lern ich dich jetzt erst kennen."

"Danke."

"Ist gern geschehn."

Mit Ingrimme ruderte Wolfgang weiter, während Fritz sich mit der Hand, die er über den Kahnrand ins Wasser hängenließ, wiederholt die Stirn befeuchtete. "Wie gemein das überhaupt ist, ohne Liebe eine Frau zu heiraten – und nun gar eine reiche Frau, daran denkst du natürlich nicht", stieß er endlich aus. "Aber über die Offiziere, die den Millionärstöchtern nachspüren, und über die Stellenjäger, welche die dürren Töchter ihrer Vorgesetzten erlösen, könnt ihr nicht genug witzeln und euch entrüsten. Als ob das was anders wäre! Jeder *Zweck* bei ner Ehe ist unmoralisch."

"Wer sagt dir denn eigentlich, daß ich Rosa Silbermann nicht liebe, mein Bester?"

Fritz war einen Augenblick verblüfft, dann schlug er in lautes Gelächter auf. "Du? Das ist nicht übel."

"Ich verbitte mir diese Tonart."

"Ja, bist du denn eigentlich übergeschnappt oder hältst du mich dafür? Du liebst Rosa? Das redest du dir ein, möchtest es mir womöglich auch noch einreden? Und die blonde Lene – he? Was ist mit der? "

"Was geht denn dich das an?" schrie Wolfgang, der feuerrot im Gesicht geworden war.

"Oh, gar nichts. Natürlich nicht. Bloß daß es eine Infamie ist und eine hirnverbrannte Dummheit und daß ich dir kein Wort von allem glaube, was du sagst."

"Das steht dir ja frei. Übrigens hab ich dem Mädchen mit keinem Wort die Ehe versprochen. Daran denkt sie auch gar nicht."

"Schlimm genug und dumm genug. Wirst es zeitlebens bereuen. Aber davon abgesehen: man braucht so was gar nicht zu versprechen und man braucht solch ein Mädchen auch gar nicht zu heiraten. Seine Verpflichtungen hat man deshalb doch. Daß man dir so was erst sagen muß! Überhaupt: wenn du sie liebst, kannst du Rosa Silbermann nicht lieben. Da hilft keine Sophistik."

"Wer sagt dir denn, daß ich Lene liebe?"

"Nu wirds immer schöner."

"Ich denke gar nicht dran, sie zu lieben. Niemals hab ich sie geliebt. Meine Geliebte ist sie, – das ist alles und das ist denn doch was andres. So Eine liebt Unsereiner wohl überhaupt nicht."

"Bravo! Bravo! Jetzt ist er schon ganz in der richtigen Tonart."

"Was soll das heißen?" Wolfgang ereiferte sich immer mehr. "Denkst du, ich brauchte eine Entschuldigung für mein Thun und Lassen? Kennst mich schlecht. Hab niemandem Rechenschaft abzulegen. Das Mädchen, um das du so zärtlich besorgt bist, wird schon nicht umkommen. Nur keine Bange!"

"Ah so, hm. Willst sie anständig versorgen, nicht? Du hast es ja dann dazu."

"Ich werd sie an dich verheiraten, wenn du willst."

"Sehr großmütig! Ganz, wie ein Duodezfürst, schon. Und er schämt sich gar nicht mehr."

"Ich kann dir nur sagen, daß Lene sich rundheraus geweigert hat, mich zu heiraten, als ichs ihr anbot. Mehrfach sogar. Sie weiß und fühlt eben selber ganz gut, daß das nicht zu ihrem und nicht zu meinem Besten wäre. Und sie hat mir selbst gesagt, daß sie meinem Glück nie im Wege stehn würde. Sie ist wie diese Mädchen alle, sie nimmt die Sache ganz und gar nicht tragisch. Du verschwendest dein moralisches Pathos in völlig überflüssiger Weise."

"Diese Mädchen! Diese Mädchen! Du sagst das mit dem ganzen Pharisäerdünkel des Parvenüs. Diese Mädchen, mein guter Junge, sind eben um ein gut Teil großgeistiger, als du und wir Moralphilister allesamt. Das ist die Sache. Und du bist, wie ich nun sehe, überhaupt nicht wert, eine von ihnen zu heiraten. Auf so was auch noch zu pochen, statt daß man sich drüber schämen sollte! Pfui! Man kommt sich ja ganz klein gegen so Eine vor."

"So?" höhnte Wolfgang, der sich immer mehr erbitterte, je berechtigter ihm manches in Fritz' Einwänden eigentlich vorkam. "Na, ich muß sagen – ich habe das Mädchen ja gar nicht zu mir ins Haus genommen, verstehst du. Die ist mir eines schönen Abends aufs Zimmer gelaufen und nicht wieder weggegangen. Wollte mich trösten. Hatte Mitleid mit mir. Wie sich solche Weibsleute denn so was einreden! Im Grunde treibt sie ja doch allesamt immer nur das Gleiche. Und deshalb sich lebenslang an sie gebunden glauben! Wär wirklich ne famose Idee. Ne, mein Lieber. Ich hab ihr genug gesagt, sie sollte machen, daß sie fortkäme. Ich wollte gar nicht. Sah ja all die Scherereien voraus, die so was mit sich bringt. Aber rauswerfen konnt ich sie doch auch nicht. Schließlich ist man ja kein Unmensch. Na, und da – deswegen nun – ne, das ist mir zu hoch. Du bist mir zu moralisch und viel päpstlicher obendrein, als der Papst!"

"Pfui!" machte Fritz noch einmal und spie aus. "Von sowas so zu reden! Pfui!"

Wolfgang schämte sich mit einem Male wirklich. Obgleich er nichts Unwahres gesagt hatte, fiel ihm doch plötzlich allerlei von damals ein, was ihn in eine peinvolle Stimmung brachte. Er verbarg das aber hinter einem erneuten Ausbruch der in ihm wühlenden Verbitterung. "Nun können wir ja dieser erquicklichen Unterhaltung wohl ein Ende machen. Ich hab ohnehin keine Lust, dich immer zu rudern. Bin nicht dein Sklave. Und ich lass mich ein für allemal nicht von dir bevormunden. Ich reise heute Nacht noch ab und damit ists dann fertig zwischen uns. Brauchst ja nicht mehr mit mir unmoralischem Menschen zu verkehren. Ich dränge mich Niemandem auf. Hab noch immer allein meinen Weg gefunden." Mit heftigen Ruderschlägen trieb er den Kahn dem Ufer zu.

"Na, na, na!" machte Fritz, bei dem die ursprüngliche Gutmütigkeit und das rege Bedürfnis nach Frieden allmählich wieder zum Durchbruch kamen. "Man nicht gleich so hitzig! Wär ne schöne Dummheit, nu auch noch gleich seitwärts üben Graben zu springen. Wenn ichs nicht so gut mit dir meinte, wozu sollt ich mir denn den Mund fusselig reden? Dummer Kerl! Wenn du in dein Unglück hineinrennen willst, mir kanns ja schließlich gleich sein. Warnen werd ich dich doch wohl dürfen. Und wenn ich sagen sollte, ich begriffe dich, müßt ich lügen. Solch Mädchen aufzugeben! Na, wie gesagt: mach, was du willst. Ich thäts nicht. Ich brächts schon dem Mädchen gegenüber gar nicht übers Herz. Ich bin verliebt in das Geschöpf."

"Scheint so", brummte Wolfgang, den das friedliche Einlenken nun wieder in unbehagliche Gedanken warf. "Könnst'st sie ja trösten, hab dir das schon mal gesagt. Das wär ein männlicher Entschluß!"

Er lachte gezwungen, während er jetzt langsamer uferwärts ruderte. Schon grüßte die Silbermann'sche Villa so deutlich herüber, daß man oben auf der Loggia unter den glycinienumrankten Säulen eine weibliche, hellgekleidete Gestalt unterscheiden konnte. Und nun wehte aus der Hand derselben ein weißes Tuch zu dem Boot hernieder. Rosa Silberstein hatte gute Augen.

Wolfgang hatte grüßends dreimal seine Ruderkappe um den Kopf geschwenkt, während Fritz grunzende Laute ausstieß. Nach einer Weile seufzte er sogar. "Na, die läßt dich nicht mehr los," sagte er resigniert, "seh schon. Wenn sich die Weiber mal was in'n Kopf gesetzt haben, bringt sie ja überhaupt kein Satan mehr davon ab. Und die da hat Schneid. Bin zu spät gekommen. Na, denn nur los dafür! Immer zu! Mir kanns recht sein. *Solamen miseris*²¹ – Gratuliere." Und er lehnte sich schlaff zurück. Wolfgang brachte den Kahn vollends ans Land.



Das Souper bei Silbermanns war vorüber. Außer den Dopplers und Wolfgang waren bloß noch die Wertheims und Herr Bornheim da. Die Wertheims waren Villennachbarn. Seit Herr Erich Wertheim sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, betrieb er nur noch den Angelsport und las konservative Zeitungen, um seine Frau zu ärgern, die sich allen Ernstes einbildete, eine halbe Sozialdemokratin zu sein. Mit dem alten Silbermann, der, fast gelähmt, in seinem Rollstuhl saß, spielte er stundenlang Schach, während seine Frau mit Rosa Silbermann halblaut von den Romanen der *Jüngsten* sprach, in denen sie heimlich, mit kleinen, grünlich glitzernden Äuglein las, wenn ihr Mann angelte. Herr Bornheim war Inhaber eines großen photographischen Ateliers in Berlin, hielt sich aber für krank und lebte seitdem Sommers und Winters in Wannsee. Er gab sich gern für einen Rentier aus und photographierte aus Liebhaberei den ganzen Tag. Er sah ungemein *gentlemenlike* aus mit seiner hohen Gestalt, seinem Kneifer und seinem schmalen, vor graumeliertem, modisch gestutzten Vollbart umrahmten Gesicht. Wenn man ihn ansprach, zupfte er aber immer nur verlegen an seinem Schnurrbart und galt allgemein als der langweiligste Mensch, den man sich denken konnte. Mit seiner dünnen, hüstelnden Stimme brachte er immer nur, kurz abgebrochen, stotternd die größten Gemeinplätze vor.

²¹ *Solamen miseris socios habuisse malorum* (Aesop, Fabulae 237; Spinoza, Ethica 4,5): Ein Trost ist es den Leidenden, Leidensgefährten gehabt zu haben.

Man hatte wieder einmal vorzüglich gegessen und der Lafite²² war unübertrefflich. Nun wurde der Kaffee serviert, nachdem man aufgestanden war, dazu feine Liköre in kleinen, goldig schimmernden Krystallgläschen. Und es gab Cigarren, von denen Herr Erich Wertheim behauptete, es sei eine Sünde, so was Teures zu rauchen. Sie schmeckten ihm aber sehr gut und waren eigentlich der einzige Lucus, den der gelähmte Mann im Rollstuhl sich noch gönnen konnte und durfte.

Frau Emma Wertheim hatte die ganze letzte Zeit wie auf Kohlen gesessen. Sie war mit der festen Überzeugung hergekommen, daß es hier heute eine Verlobung geben werde. Daß die in der Luft lag, hatte sie längst herausgewittert. Warum wurde nun also nicht Ernst damit? Jede Minute wartete sie darauf, daß Herr Isidor Silbermann an sein Glas schlagen und eine kleine Rede halten werde. Und nun war man aufgestanden und nichts war geschehn. Wozu wollte man die Gesellschaft denn foppen? Ihr, Frau Emma Wertheim, streute man doch keinen Sand in die Augen. Oder genierte man sich, weil dieser Herr Vogler ein Hans Habenichts und Binnichts war? Die Silbermanns konnten sich solch einen Schwiegersohn doch ohne alle Gewissenskrupel leisten. Also – diese Geheimniskrämerei war geradezu injuriös.

In diesem Sinne äußerte sie sich auch zu Herrn Bernheim, während ihr Mann und Fritz Doppler sich zu einem *Kaffee-Skat* mit dem Hausherrn niedergelassen hatten. Herr Bornheim wußte aber, wie gewöhnlich, von gar nichts. Er that wie aus den Wolken gefallen und hüstelte, schnurrbartdrehend, hervor, es werde sich da *möglicherweise doch wohl sozusagen um ein Mißverständnis handeln können*. Empört wandte sich Frau Wertheim nunmehr an Frau Luise Doppler, die sie zwar eigentlich wegen ihrer *unmodernen Richtung* nicht leiden konnte und die richtig auch jetzt wieder ihre Handarbeit hervorgezogen hatte, von der aber doch vielleicht was herauszuholen war. Dumm genug war diese hausbackene Person dazu, die nie ein Buch las und den *Lokalanzeiger* immer von rückwärts anfing. Rosa Silbermann und Wolfgang Vogler hatten sich ohnedies ins Nebenzimmer zurückgezogen, – trotz der offenen Thür kompromittierend genug.

Wolfgang fühlte, daß er so oder so ein Ende machen müsse. Er war noch immer wie im Rausch. Von dem, was Fritz auf dem Wasser zu ihm gesprochen hatte, hallte vieles in seiner Seele nach. Es machte ihn verwirrt, es gährte chaotisch in ihm durcheinander. Aber es konnte ihn nicht irre machen in dem heißen Drang, zuzugreifen mit fester, klammernder Hand, da, wo sich ihm jetzt plötzlich, jetzt endlich das große Ziel seines Lebens vor Augen zeigte, blendend, beseligend, köstlicher, als er es in all seinen Träumen sich je hatte spiegeln sehn, – das alles konnte ihn nicht irre machen und überhaupt nichts in der Welt. Es packte ihn wie mit eisernem Griff an und hob ihn über sich selber hinaus. Er fühlte sich wie ein ganz anderer Mensch. Ob er Rosa liebte, danach fragte er sich gar nicht. Er sah sie mit ganz andren Augen an, als alle jungen, heiratsfähigen Mädchen. Sie war ihm gar nicht das Mädchen, in dem er sich seine

²² *Château Lafite-Rothschild* ist eines der weltweit berühmtesten weingüter (bordeaux).

zukünftige Frau dachte, er sah nur die in ihr, die ihn aus der Misère seines Lebens erlösen, ihn zu sonnigen Höhen führen wollte und konnte. Und das zugleich war für ihn auch die Entlastung von allem, was ihm dabei auf der Seele drückte, besonders von jedem Schuldgefühl Lene gegenüber. Wenn hier von einer bloßen Liebesheirat oder gar von einer *reichen Partie* die Rede gewesen wäre, hätte er sich Lene gegenüber, sich selber gegenüber geschämt, schämen müssen; aber hier lag das alles so anders. Und das entsühnte ihn, sprach ihn frei. Er wollte auch zu Rosa von Lene reden, alles sollte sie erfahren. Sie war ja eine von denen, denen man scheulos alles sagen konnte. In seiner rückhaltlosen Offenheit würde zugleich seine Rechtfertigung liegen. Seit er wußte, daß Rosa ihn liebte, durfte es keine Bedenken mehr für ihn geben.

Rosa lehnte in der Fensternische, als er ihr ins Nebenzimmer folgte. Sie sah auf den See hinaus, über dem die Mondsichel aufgestiegen war. Das duftige, lichtblaue Kleid, das ihre schwächliche Gestalt eng umschloß, ließ sie noch sylphidenhafter erscheinen, als sonst. Die Strenge ihrer Züge hatte in der dämmerigen Beleuchtung des Gemaches etwas weich Verschwimmendes angenommen. Wolfgang fand den herben, willensstarken Ausdruck, den er kannte, kaum mehr darin wieder. Ein leises Beben durchlief ihn.

"Fräulein Rosa", sagte er halblaut, auf sie zutretend.

"Ah, Sie!" Sie wandte sich ihm halb zu. "Sie wollen wohl Abschied nehmen? Bleibt es dabei, daß Sie gehn?"

"Das soll von Ihnen abhängen, – allein von Ihnen." Seine Stimme zitterte, er trat ganz nahe auf sie zu, seine Augen glühten gegen die ihren.

Da reichte sie ihm mit einem kleinen Lächeln die schmale Hand, die nicht breiter war, als seine drei Mittelfinger: "Dann bleiben Sie also."

"Nein, nein", sagte er, ohne ihre Hand zu ergreifen. "So nicht. Sie müssen vorher wissen – Wenn ich überhaupt soll wagen dürfen als der, der ich bin, meine Hand nach Ihnen auszustrecken, – davon will ich gar nichts sagen, Sie wissen ja, daß ich ein armseliger Teufel bin und Sie dagegen – Aber es ist noch etwas ganz anders. Sie haben heute schon darauf hingedeutet, als ob Sie auch das wüßten – Ich – ich möchte mich in Ihren Augen nicht besser machen, als ich bin, um keinen Preis möchte ich das, – und wenn Sie heute Nachmittag gesagt haben, ich sollte mit einem entschlossenen Hiebe den Knoten durchhauen und mich völlig frei machen, so haben Sie eben doch wohl nicht gewußt – "

Er verwirrte sich vor dem ruuigen, kalten, klaren Blick ihrer Augen, die auf ihm hafteten. Ein abweisendes, geringschätziges Lächeln irrte um die Lippen des Mädchens. "Lassen Sie doch! Ich weiß alles. Gesagt hat mirs keiner, aber so was errät man, Und es machens ja alle ähnlich. Sie werden doch nicht gar glauben, daß ich mich über so was moralisch entrüsten sollte? Dann würden Sie mich ja noch gar nicht kennen. Nein, was

das angeht – Aber mir kommts darauf an, daß Sie unfrei dadurch sind, daß Sie das herabzieht. Und ich hab Ihnen heute da unten im *Poetenwinkel* schon auseinandergesetzt, daß Sie vor allem frei sein müssen und warum Sie es sein müssen. Wenn man solch eine Kette mit sich hintennach schleppt, ist man nicht frei. Deshalb könnt ich Ihnen auch nur wiederholen, was ich Ihnen heute sagte: *Den Knoten durchhauen!* Was könnt es da andres geben?"

Da er nicht gleich antwortete, sondern vor sich zu Boden blickte, als ob er mit etwas kämpfte, fuhr sie mit dem gleichen Lächeln von vorher, das jetzt sogar ihr die Lippe etwas über die dichten spitzen Zähne heraufzerrte, fort: "Das kommt Ihnen beinahe brutal und grausam vor, wenn eine Frau so spricht, nicht wahr? Ja, ja, ich weiß, wie mtileidig man diesen *gefallenen Schwestern* heutzutage gegenübersteht. Aber in jedem Fall handelt sichs doch hier um den großen Zweck, nicht wahr? Und nicht nur ist jeder sich selbst der nächste, sondern Sie können doch auch von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen einen besonders mildherzigen Rat gben soll. Wenn es da überhaupt Milde geben könnte, – von einer Rivalin kann man sie doch jedenfalls nicht verlangen!"

Sie sah ihn jetzt strahlend, fast triumphierend an. Wolfgang zitterte, – er wußte nicht, ob vor Übermaß an Glück oder vor etwas, was wie eine Gefahr in der Zukunft zu ihm herüberdrohte, etwas Ungewisses, Verdämmerndes. Ein leises Grauen vor der Macht, die diese Frau über ihn gewann, und vor der starren Willenskraft ihrer Natur wollte ihn beschleichen. Dabei berauschte ihn aber doch auch wieder die Gewißheit ihrer Liebe – der Liebe solch eines Mädchens! – und die ruhige, klare Art, in der sie sich zu ihr bekannte. Lene eine Rivalin dieses Mädchens? Er mußte lachen. Und lachend beugte er sich über Rosas Hand und küßte sie. "Haben Sie Dank! Sie sind so gut – Sie haben so recht in allem. Ich muß nur immer fürchten, daß Sie viel zu gut von mir denken, daß Sie in allem und jedem nachher enttäuscht sein werden. Ich – ich bin vielleicht gar nicht der, den Sie in mir sehen, wenn ichs ja auch sein möchte – Und gerade so, wie Sie meine bisherige Lebensweise in einem viel zu milden Licht sehn, werden Sie am Ende auch – "

Sie ließ ihn nicht aussprechen. Ihre Hand legte sich auf seinen Arm und ließ ihn verstummen. "Lassen Sie das meine Sorge sein!" sagte sie, mit ihren großen, klugen Augen ihn bannend. "Sehen Sie, ich war auf dies Mädchen ja schon eifersüchtig, als ich Sie das erste Mal mit ihr sah. Und da – "

"Rosa!" Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, es durchrüttelte ihn förmlich.

"Nun?"

"Sie wollen – du willst wirklich mit mir – mit mir – "

"Das begreifst du merkwürdig spät, du dummer Kerl!" Und sie zog seinen Kopf an sich und küßte ihn auf die Stirn. "Die allzugroße Bescheidenheit mußt du dir noch abgewöhnen, du!" sagt sie lachend.

"Ja, du wirst noch viel an mir zu erziehen haben."

"Thut nichts. Wenn du nur hübsch folgsam bist! – Aber nun komm herüber."

"Willst du es deinem Vater jetzt sagen?"

"Nein. Der weiß es schon längst. Den wickle ich mir um den kleinen Finger. Und den andren wollen wir den Gefallen heute noch nicht thun. Die sollen sich ärgern, wenns morgen Abend im Blättchen steht und sie heute noch nichts erfahren haben. Komm! Thu so, als wär nichts vorgfallen. Mach ein Gesicht, das ein klein bischen dumm ist!"

Sie wollte ihm voran hinaus. "Du, Rosa", flüsterte er verschämt.

"Was ist denn?" Eine kleine Falte lag auf ihrer Stirn, als sie sich umwandte.

"Könntest du – könnt ich nicht erst noch einen Kuß haben?"

"Ach, dummes Zeug! Marsch! Vorwärts!" Und sie ging ihm vorauf in den Salon zurück.

Die Situation dort war ziemlich unverändert. Die drei Herren spielten ihren Skat noch, Herr Bornheim schien eingeschlafen zu sein und Frau Wertheim zeriß ihr Batisttaschentuch vor nervöser Ungeduld darüber, daß Frau Doppler ruhig häkeln konnte und auf alle Anzapfungen wegen der bevorstehenden Verlobung immer nur mit einem *Das kann ja schon sein* antwortete. Als die beiden wieder eintraten, schoß sie, wie die Schlange auf ihr Opfer, auf Rosa los, hakte sich in deren Arm und begann ihr Verhör. "Na, mir können Sie's doch schon sagen, Rosachen" – wiederholtes Backenstreicheln – "Denken Sie denn, so ne ausgelernte, welterfahrene Person, wie ich, ließe sich täuschen? Nein, nein, nur heraus mit der Sprache, Kleine! Also? Nicht wahr? – He? Es ist richtig? Alles in Ordnung? Was? – So'n hübscher Mensch ja auch! Alles in Ordnung! Was? – Sie sind einig mit'nander? Was?" So ging es immer weiter.

Rosa ließ sich aber nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen. Mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt fragte sie: "Was meinen Sie nur eigentlich, beste Frau Wertheim? Wenn ich bloß aus dem allen klug werden könnte! Wer soll denn einig sein? – Erlauben Sie mal, jetzt muß ich Papa im Spiel ablösen. Er sieht schon ganz rot im Gesicht aus. Es regt ihn immer so auf und er hat jetzt allermeist genug. Pardon!" Und sie ging wirklich, ließ Frau Emma Wertheim vor Wut zitternd stehn und nahm Herrn Isidor Silbermann die Karten aus der Hand, um nach zwei kurzen Fragen an ihn und einem raschen Umblick sich lebhaft und sachkundig am Spiel zu beteiligen.

Der alte Herr im Rollstuhl hatte sich, wie immer, bedingungslos gefügt. Er saß jetzt lächelnd und bewundernd neben seiner Tochter und sah ihrem Spiel zu. Frau Doppler häkelte weiter, ohne aufzusehn, Herr Bornheim schlief jetzt ganz unzweideutig und Wolfgang Vogler stand da und betrachtete sich eine Achenbach'sche Marine²³ an der Wand, als ob er sie noch nie gesehen hätte und die ganze Geschichte hier ihn weiter nichts angehe. Frau Wertheim war selten im Leben so fassungslos empört gewesen. Der Sessel, in den sie sich warf, krachte unter ihr.

Wolfgang wurde es übrigens viel schwerer, sich unbeteiligt zu stellen, als man ihm anmerkte. Er begriff nicht, daß es Rosa so leicht wurde. Er bewunderte sie und doch war auch ein peinliches Empfinden in ihm. Nicht nur, weil sie ihm in allem so überlegen war, er sagte sich auch, daß sich eine heiße Leidenschaft wohl nicht so hätte verstecken lassen. Das war gewiß thöricht, und Frauen war die Kunst der Verstellung ja überhaupt angeboren, die brauchten sie gar nicht mehr erst zu lernen. Aber doch hätt er etwas darum gegeben, wenn sie jetzt aufgesprungen wäre, die Karten fortgeworfen und sich lachend ihm an den Hals gehängt hätte, um allen Anwesenden zuzurufen: *Den da hab ich lieb, den heirat ich!* Warum that sie das nicht? Wozu überhaupt dies ganze Versteckspiel, das doch im Grunde ein bisschen albern und eine ganz unnötige Quälerei war? Bloß um die andren zu ärgern! Das war doch kein würdiges Motiv. Und daß sie jetzt die Ruhe und Überlegung besaß, Skat zu spielen, – überdies ein Spiel, das er haßte, schon seit seiner Studentezeit, weil da die Genossen stundenlang, oft die ganze Nacht lang, nicht vom Skattisch fortzubringen gewesen waren und man allmählich zu allem Gescheitern unfähig dadurch wurde; übrigens auch weil er selber beharrlich darin zu verlieren pflegte und weil er stets den Begriff des behäbigen, bierseligen Spießbürgertums damit verband, zu dem er sich instinktiv in Widerspruch setzte. Und wie gut sie es spielen mußte! Denn er hörte Herrn Wertheim mehr als einmal rufen: "Daß dich! Wieder mal 'n Hauptcoup von Fräulein Rosa! Ne, das Fräulein schmiert uns aber alle aus! Da muß man noch jedes Mal froh sein, wenn man aus 'm Schneider rauskommt!" und ähnliches. Mit der Zeit machte es ihn wahrhaftig nervös, dies Aufklopfen mit den Karten, dies Knurren von Fritz Doppler, wenn ihm wieder mal ein Solo *rum gegangen war*, und nun gar diese stereotypen Skat-Witze von Herrn Wertheim! Würde das alles denn nie ein Ende nehmen? Lene hätte das nicht über sich gebracht –

Wie dumm, daß ihm plötzlich Lene einfiel! Die überhaupt mit Rosa in Vergleich zu bringen, war schon ein Unding. Aber ein fideles, gutherziges Ding war sie ja wirklich. Er hatte sie herzlich gern gehabt, er war ein par Wochen lang glücklich mit ihr gewesen – natürlich innerhalb der gezogenen Grenzen, – soweit man überhaupt mit so Einer glücklich sein konnte. Es that ihm leid, daß er ihr Kummer bereiten mußte. Aber wo seine ganze Zukunft auf dem Spiele stand, konnt ihn das doch wahrlich nicht irre machen.

²³ Andreas achenbach (1815 - 1910) trat vor allem mit seestücken und landschaftsgemälden hervor.

Vor dem Moment, wo er ihr alles würde sagen müssen, graute ihm freilich. Das war keine leichte Aufgabe. Aber schließlich – es geht alles einmal vorüber. Und, was die Hauptsache war, er hatte keinen Grund, sich zu schämen. Ganz gewiß nicht. Wenn man es recht bedachte: sie hatte es ja so gewollt, sie ganz allein. Und rein konnte Lene doch unmöglich mehr gewesen sein, obgleich – Denn ein Mädchen, das noch nie von so etwas gewußt hat, läuft doch nicht einem Mann ins Zimmer, um die Nacht bei ihm zu bleiben. Sie würde wohl auch ihren ersten Geliebten damals schon erhört haben. Natürlich. Das erste Mal war das nicht gewesen. Solche Mädchen bleiben überhaupt nicht so lange rein. Wenn man es recht bedachte, hatte sie doch schon merkwürdig viel von all diesen Dingen gekannt. Und diese unnatürliche Entrüstung gegen ihresgleichen, wenn sie einen Liebhaber hatten oder sich aushalten ließen, war von vornherein verdächtig gewesen; zu so etwas kam man bloß, wenn man kein gutes Gewissen hatte und sich besser machen wollte, als man war. Nicht der Erste und nicht der Letzte – das war nun einmal, wie es war; man konnte beim allerbesten Willen Welt und Menschen nicht anders machen, als sie waren. Man mußte das nicht tagisch nehmen. Nur um Gotteswillen nichts von Sentimentalität da hineinbringen!

Wolfgang bohrte sich förmlich in den Gedanken ein, daß Lene nicht besser gewesen sei, als alle andren, daß er gar nichts Besonderes that, wenn er sie jetzt verließ. Es beruhigte ihn, das zu denken, er wollte nicht vor sich selber als Lump dastehn, nicht einmal sich einen Vorwurf machen müssen. Er entkleidete das Mädchen aller Reize und Vorzüge, die ihn früher entzückt hatten; es war wie das Zerzupfen einer Blume, – Blatt für Blatt fiel zur Erde. Daß er gerade jetzt so etwas that, dessen er sich zu schämen hatte, wußte er nicht, wollte er nicht wissen. Er ging auf in der Vorstellung, daß Lene sich morgen mit einem andren trösten werde.

Plötzlich, mitten in seinen Meditationen, stand Rosa neben ihm. Das Spiel war zu Ende, unauffällig war sie zu ihm herantreten. Er wurde rot; es war ihm, als hätte sie ihn über etwas Beschämendem ertappt. Und seine Gedanken mußten sich wirklich mit den ihrigen gekreuzt haben, denn sie sagte: "Ich habe mir die Sache überlegt, du. Zu Ende muß die Geschichte doch erst sein, eh unsre Verlobung publiziert wird. Ich mag keine Teilung und alles überflüssige Gerede ist mir verhaßt. Es wird am einfachsten sein – " sie sah ihn halb mitleidig, halb verächtlich an, – "du ängstigst dich ein bischen, nicht?"

"Ah, was!" macht er mit einer geringschätzigen Bewegung, ohne daß ihm seine Sicherheit von Herzen kam und ohne daß die brennende Röte auf seinen Backen schwand.

"Na, na!" Sie lächelte in ihrer überlegenen Art. Und in der halblauten, scharf akzentuierenden Weise von vorhin setzte sie hinzu: "Ich habe mir eben während des Spiels überlegt, daß es am besten sein wird, wir lassen Fritz Doppler die ganze Sache in Ordnung bringen und du siehst das Mädchen überhaupt nicht wieder. Du bist ein bischen weichmütig und läßt dich leicht bestimmen. Und dann – wozu sollst du dir das überhaupt aufladen? Peinlich ists doch immer ein bischen und ohne Thränen und

Geschrei wirds wohl jedenfalls nicht abgehn. Man kann bei solchen Geschöpfen doch nie ganz sicher sein, wie sie's aufnehmen. Fritz macht die Geschichte klar und erst, wenn das Mädchen anderswo untergebracht ist, gehst du vorläufig nach Berlin zurück. Wir heiraten dann in den letzten Septembertagen, – das wird der früheste Termin sein, der sich erreichen läßt. Am ersten Oktober sind die Handwerker auch erst mit unsrer Stadtwohnung fertig. Hochzeitsreise machen wir nicht. Ich habe mir das überlegt, das ist sinnlos, das ist so nach 'm alten Stiefel. Wir können ja später reisen, so viel wir wollen. Vorläufig wollen wir arbeiten, nicht? Erst soll was aus uns werden. – Na? Du sagst ja garnichts? Hab ichs gut gemacht?"

In Wolfgang hatten die mannigfachsten Empfindungen einander gejagt, während sie sprach. Es fiel ihm etwas vom Herzen bei dem Gedanken, daß er Lene nicht mehr gegenüberzutreten brauche, aber doch berührte es ihn peinvoll, wie Rosa von ihr und von dem allen sprach. Überhaupt bedrückte ihn ihre bestimmte, klare, selbtherrliche Art, die keinen Widerspruch kannte, an gar keinen dachte. Sie stand so ganz im Gegensatz zu seiner eignen schwankenden, leicht zu beeinflussenden Sinnesart. Sie imponierte ihm, aber es lehnte sich etwas in ihm dagegen auf; es war etwas so Gemütsarmes in dem allen, dies Mädchen schien ganz Wille und Verstand zu sein. Und während ihres Spiels, in dem sie die andren durch ihre kluge Berechnung besiegt hatte, war ihr das alles durch den Kopf gegangen! "Ja, ja," stotterte er, seine Nägel betrachtend, "gewiß, es wird wohl so am besten sein. Nur – "

"Dann werd ich gleich mit Fritz sprechen", sagte sie abbrechend und nickte mit einem ironischen Lächeln Frau Wertheim zu, die sich inzwischen heimlich herangeschlichen hatte, um etwas von dem Zwiegespräch zwischen den beiden zu erlauschen. "Auf nachher!"

Wolfgang war froh, daß die kleine Gesellschaft jetzt zum Aufbruch rüstete. Frau Wertheim in ihrer Empörung gab den Anstoß dazu; zu erfahren war hier ja offenbar nichts. Wertheim hatte auch natürlich wieder zehn Mark im Skat verloren, was sie mehr ärgerte, als wenn sie einen von ihren riesigen Diamant-Ohringen verloren hätte; Wertheim mußte doch wirklich immer der Dumme sein. Und dieser Bornheim schloß, als ob es um Geld ginge. Daß man solche Menschen überhaupt bei Silbermanns fand, die doch wahrhaftig ganz andren Verkehr haben konnten und bei denen sich früher, vor der Erkrankung des alten Herrn, die adligen Gardelieutenants gegenseitig nur so auf die Füße getreten hatten! Silbermanns kamen wirklich immer mehr herunter. Nun diese miserable Partie! Nicht mal 'n Namen sollte der Mensch ja haben. Es war eigentlich skandalös. Was diese Person, die Rosa, sich alles herausnahm, – bloß um zu zeigen, daß sie konnte, was sie wollte. Die richtigen *fin-de-siècle*-Allüren. Frau Emma Wertheim sprach während des Heimwegs zu ihrem Manne von nichts, als von den Schwierigkeiten eines passenden Umgangs in Wannsee.

Wolfgang hatte sehr förmlichen Abschied von Rosa genommen. Als er mit den Dopplern zusammen nach Hause ging, war Fritz ganz schweigsam, während Frau Luise

trocken sagte: "Ich versteh gar nicht, was die Rosa darunter hat, die Publikation aufzuschieben. Das ist nu bloß wieder so'n Gethue von ihr. Wir hätten ja gleich anstoßen können, dann hätten sie 's Verlobungsdiner gespart."

Als Wolfgang in seinem Zimmer eben angefangen hatte, sich auszukleiden, trat Fritz, ohne zu klopfen, bei ihm ein. Er hatte einen türkischen Fez auf dem Kopf und war in Hemdsärmeln, euie Cigarette balancierte in seinem linken Mundwinkel. Die Hände in den Hosentaschen, ging er ein paarmal auf und ab, ohne Wolfgang eines Blickes zu würdigen, dann warf er sich in einen Sessel. "Du bist also einverstanden, daß ich die Geschichte mit Lene in Ordnung bringe, was?" fragte er, ohne die Cigarette herauszunehmen.

Wolfgang stellte sich völlig uninteressiert. Er kleidete sich sogar langsam weiter aus und machte sich an der Schieblade seines Nachttisches zu thun. "Rosa meint ja, es wär am besten so", sagte er mit halbem Gähnen und kehrte Fritz beständig den Rücken zu.

"Rosa! Rosa! Hat dich die denn schon ganz am Bändel? Ich frage, ob du es willst. Es kommt mir feige von dir vor."

"Wenn du also nicht magst, laß es bleiben! 'S geht auch ohne dich." Wolfgang hatte seinen einen Stiefel ausgezogen und schleuderte ihn von sich.

"Die Sache ist die, daß ich mir denke, du wirst noch wieder andren Sinnes, wenn du nur erst einmal dich mit dem Mädäl aussprichst. Und deshalb möchte ich das. Ich geb die Hoffnung immer noch nicht auf. Ich halt dich für zu gescheidt und für einen zu guten Kerl im Grunde, als daß du ihr gegenüber bockbeinig bleiben könntest. Morgen oder übermorgen wirst du überhaupt schon anders denken. Solch eine sonnige Person aufgeben! Ist ja gar nicht möglich."

Der zweite Stiefel flog durchs Zimmer. "Fängst du noch mal an! Ist die ewige Litanei denn noch nicht oft genug hergebetet? Ich sag dir ja: wenn du nicht gehen willst, geh ich selbst. Aber laß mich endlich mit deinen langweiligen Salbadereien in Ruhe! Ich bin überhaupt müde, ich will schlafen."

"Na, gut, mein Junge, gut." Fritz stand schwerfällig auf. "Ich geh also morgen zu ihr. Mir ist das kein Opfer, weißt du. Im Gegenteil. Aber von dir ists erbärmlich. Und ich werde dem Mädchen mein Urteil über dich auch nicht vorenthalten. Wenn ich sie recht kenne, wirds überhaupt gar keine Rühr- und Heul-Szene geben. Na, wollen sehn." Er wandte sich zur Thür, kehrte aber noch einmal um und fragte: "Und das mit dem Geldanbieten, – ist das wirklich dein Ernst, du?" Seine Stimme klang fast traurig.

Wolfgang wurde rot. "Geld? Wer hat denn das gesagt?"

"Rosa."

"Mir hat sie nichts davon gesagt. Ich ihr erst recht nichts. Das – das ist wohl 'n Mißverständnis. Übrigens: wenn sie wirklich meint – du kannst das ja selber beurteilen, du wirst ja hören. Ich würde nie drauf gekommen sein. Und wehethun darfst du ihr natürlich nicht. Nein, nein, laß es nur lieber ganz! Man kann da ja später eventuell immer noch eingreifen. Jetzt sähe das wie ne Abfindung aus und sie könnte es falsch auffassen. Du kannst Rosa ja sagen, Lene hätte nichts gewollt, und damit basta. Aber nun laß mich schlafen, ja?"

Er hatte sich vollends entkleidet und unter der Decke zurechtgestreckt, sein Kopf lag mit geschlossenen Augen in den weichen Federkissen. "Hast ja schon netten Respekt vor ihr", brummt Fritz. Dann seufzte er. "Na, meinetwegen!" Er reckte die Arme in die Luft. "Quem Deus perdere vult, prius dementat.²⁴ Gute Nacht!" Und die Thür schloß sich hinter ihm.



Der folgende Tag war schwül. Der Regen hing in der Luft, die weiße Sonnenscheibe blendete hinter weißen Wolken. Nirgends ein Hauch. In den Straßen brütete ein lastender Brodem, der Asphalt von den Häusern schien zu kochen und der Fuß versank darin, so weich war er geworden. Die schlaffe, vormittägige Hochsommerstimmung lag über den Häusern mit ihren geschlossenen Läden und herabgelassenen Jalousien. Mit müde gesenkten Köpfen trotteten die Droskengäule daher.

"He, Ottomar! Ottomar!" schrie Fritz Doppler aus seiner Droschke, in der er, ganz in weißem Piquet, eine breitschirmige, weiße Mütze auf dem Kopf, einen Sonnenschirm über sich haltend, die Friedrichstraße gegen die Linden zu herabgerollt kam. "Halten, Kutscher, halten!"

Der kleine, buschige Mann auf dem Trottoir hatte aufgesehn und war stehengeblieben. Er schien es gar nicht heiß zu finden, jedenalls nicht der Mühe für wert, sich daran zu kehren. Denn er trug seinen grauen Filz, wie immer – ein abscheulich verwaschenes Exemplar – und hatte seinen blauen Tuchrock über der Brust zugeknöpft. Nun stützte er sich auf seinen Stock und sah dem aus der Droschke Springenden ohne alles Interesse entgegen. "Was willst du denn?" knurrte er ihn an.

"Famos, daß ich dich treffe! War seit mehreren hundert Jarhen nicht mehr der Fall. Hab dir was Interessantes zu erzählen, du. Ist ein unglaublicher Glücksfall, in dieser ausgestorbenen Sahara gerae auf dich zu stoßen. Aber komm vor allen Dingen irgendwo hier ins Kühle, sonst brech ich zusammen."

²⁴ "Wen der Herr verderben will, den verwirrt er zuerst." - Nach Publilius Syrus, Sententiae 612 (*Stultum facit Fortuna, quem vult perdere*).

"Hab dich doch nicht so, Sybarit! Da drüben die Droschkenkutscher sitzen drei Stunden hintereinander im Lackcylinder auf ihrem Bock in der Sonne und leben auch noch. Adieu."

Er wollte wirklich fort. Aber Fritz hielt ihn am Arm fest. "Anders, als über meine Leiche, nicht! Komm hier in die Bodega und trink einen Madeira mit mir. Was ich dir mitzuteilen habe, lohnt sich wirklich."

"Mein'twegen." Sie traten ein und setzten sich an eins der Fässer. Es war hier kühl, nur die heiße Stickluft der Straße, die von draußen hereindrang, kämpfte mit dem schweren Weindunst, der in dem Raum lagerte.

Während Fritz sich, wie ein Verschmachtender, über ein Kaviarbrödchen hermachte, sagte er: "Wolfgang Vogler – wirst es nicht glauben wollen – ist aber buchstäblich wahr – heiratet ne jüdische Millionärstochter – Kellner! Noch eins! Und 'n Sherry-Cobbler,²⁵ – der treibt die innere Hitze heraus."

"Hast du ihm wohl aufgehängt", sagte Ottomar in seinem unerschütterlichen Phlegma und schlürfte seinen Madeira.

"Ganz im Gegenteil. Habs mich was kosten lassen, es ihm auszutreiben. Aber der Angelhaken saß schon zu tief. Na, kurz und gut – was sagst du zu der Geschichte?"

Ottomar zuckte die Achseln. "Kaum wert, deshalb hier die Zeit zu vertrödeln. Kommt vor. Einer mehr! Hätte das blonde Mädels heiraten sollen und seine hübschen, netten Durchschnittssächelchen schreiben, – hätt Redakteur werden sollen, – wär 'n glücklicher Kerl geworden. Na, mag ja auch so gehen. Die Litteratur verliert nichts an ihm. War aber 'n guter Kerl. Grüß 'n von mir." Er stand auf.

Aber Fritz drückte ihn nieder. "Willst du wohl gleich hier bleiben, Mensch! Ich muß mir Mut antrinken, denn ich hab einen hundsföttischen Gang vor. Zu seinem blonden Mädels – verstehst du? Bleibt immer ne schäbige Sache, so was mag man drehn und wenden, wie man will. Aber in einem Puinkt irrst du dich gründlich, weiser Greis! Du schließest natürlich von mir auf ihn; er aber hat nicht im Traum die Idee, der Litteratur zu entsagen. Ganz im konträren Gegenteil. Seine Frau heiratet ihn und er sie bloß, damit er in sorgloser Muße seine unsterblichen Werke schreiben kann und sie ihn berühmt macht. Und beide sind überzeugt, dies Ziel in aller kürzester Frist zu erreichen. Ob sie sich lieben, ist mir sogar ziemlich fraglich, aber das hält sie zusammen. Na, was sagst du nun?"

Ottomar hatte eine Weile tiefsinnig in sein leeres Glas geblickt, das die Fliegen umsummten. "Das ist ja beinahe tragisch", sagte er nun. "Wolfgang Vogler wird nie mehr leisten, als bisher."

²⁵ Ein longdrink, nicht zu verwechseln mit dem Cherry Cobbler, einem kirschaufauf.

"Das mach ihm mal Einer klar! Seine Zukünftige ist doch sonst klug, viel zu klug für'n Frauenzimmer, das man lieben soll, – aber in dem Punkt – rein wie verrannt. Sie will ihn *machen*. Wofür hat sie sonst einen Vater, der Millionär ist? Na, Einer so, der Andre so. Und auf den Schreck wollen wir mal noch 'n Glas Portwein trinken."

Er wollte auch für Ottomar noch etwas bestellen, aber der ließ sich jetzt nicht mehr halten. "Nichts da! Hab zu thun. Sünde und Schande, hier zu schlampampen. Adieu! Grüß 'n also. – Armer Kerl!"

"Wer? Er oder ich? Nach mir hast du noch mit keinem Wort gefragt."

"Wozu denn auch? Wirst ja alle Tage dicker und wabbliger. Für mich bist du lange tot."

"Danke für die ehrenvolle Grabrede! Wie wärs denn aber, wenn ich noch mal für dich auflebte? Wie? Was? Ich hab dich verrückten Kerl nämlich eigentlich riesig gern."

Ottomar machte eine ironische Verbeugung. Dann wurde sein haarumbushtes Gesicht plötzlich sehr ernst und er sagte: "Wenn du noch mal für mich aufleben willst, fass einen männlichen Entschluß, thu was Großes, was Entscheidendes, etwas, was die Spießbürger verrückt nennen und wovor die Banausen drei Kreuze schlagen! Dann wollen wir uns wieder sprechen. Eher nicht! Adieu." Und er knöpfte seinen Rock über der Brust zu und ging.

Fritz pfiß eine kleine Weile zwischen den Zähnen vor sich hin. Der neu bestellte Portwein schmeckte ihm nicht mehr. Auch die Cigarette, die er sich angezündet hatte, warf er wieder fort. Ein unbehagliches Gefühl kroch ihm, wie ein eisiger Schauer, von den Beinen den Rücken hinauf. *Einen männlichen Entschluß*, dachte er, *was Großes, was Entscheidendes – das heißt mit andren Worten – Ah bah, ja, so was zu sagen, ist leicht – Aber am Ende –* Er blies durch die Zähne, stand auf, seufzte, bezahlte und schlenderte hinaus.

Draußen rief er seine Droschke an und ließ sich in die Mauerstraße fahren. Da es Sonntag war, würde er Lene wohl zu Hause treffen. Er hatte ihr eigentlich depeeschieren wollen, sie solle ihn erwarten, aber im letzten Augenblick hatte er's wieder aufgegeben, Nicht um sie noch ein bisschen länger zu schonen, sondern weil er daran dachte, daß er sie vielleicht doch mit einem andren überraschen würde oder daß sie in Gesellschaft von Irgendeinem ausgegangen sein könnte. Wolfgang war jetzt über acht Tage fort und geschrieben hatte er niemals eine Silbe. Wenn sie also so Eine war, wie die andren – Es hätte ihn gefreut, wenn er's so gefunden hätte, er wußte eigentlich nicht, warum? Aber es erschien ihm in diesem Fall alles so viel leichter und einfacher. Denn sonst – Er schüttelte sich. Er konnte sonst nicht für sich einstehn, obwohl er doch eigentlich keiner war, der sich mit dem Abhub begnügte, den andre übriggelassen haben –

Sehr ernst gestimmt, mit zögernden Schritten klomm er die Treppen empor. Damals war er mit ganz andren Gedanken, in ganz andrer Verfassung hier heraufgegangen. Und nur acht Tage lagen dazwischen – Ein Schicksal –

Auf dem obersten Treppenabsatz hörte er Gesang. Es schnitt ihm ins Herz. Das war Lenes Stimme. So hell, so hoffnungsvoll, so siegesfreudig erschien sie. Und nun sollte er – Eine schäbige Mission, wahrhaftig! Am liebsten wäre er wieder umgekehrt. Mit einem Leichenbittergesicht klopfte er an die Thür, während es drinnen klang:

*"Im ersten Grün, im Frühlingswald, –
wie wandr' ich gern mir dir!"*

Nein, jetzt war doch etwas Wehmütiges, etwas Versonnenes in dem Klang. Sie sehnte sich nach Wolfgang, sie dachte an ihn und daran, wie schön es jetzt sein müßte, wenn sie mit ihm wieder einmal – "Fräulein Lene! He! Fräulein Lene!"

Die Thür wurde aufgerissen und Lene steckte den blonden Kopf heraus. "Ah, Sie!" Sie lachte übers ganze Gesicht, sie sah heiter, frisch und rosig aus, wie nur je. Aber plötzlich wurde sie ernst, ein Zug von Bestürzung trat in ihr Gesicht, ihre Augen nahmen einen ängstlich gespannten, erwartungsvoll forschenden Ausdruck an. "Sie sinds." Sie sagte das mit ganz veränderter, fast verlöschender Stimme.

"Lassen Sie mich nur herein", bat er.

"Nein, nein," sagte sie ängstlich, "das geht jetzt nicht. Ich – "

"Sind Sie nicht allein?" fragte er mit einem gewissen sanften Vorwurf in der Stimme.

"Oh", machte sie, mild abwehrend, und öffnete ihm die Thür nun ganz.

Er sah, daß sie im Unmkleiden war oder der Hitze wegen ihre Bluse ausgezogen hatte. Sie hatte nackte Arme, die voll und rund waren, und über dem Korsett ein weißleines Leibchen. Nun hing sie sich ein Tuch über die schlank abfallenden Schulern, auf die eine losgegangene, blonde Flechte sich niederringelte, und sah ihn traurig, selbstvergessen an. Sie schien plötzlich alles zu errathen, – weshalb er kam und was er ihr sagen wollte. Ihre Gestalt schien dabei förmlich in sich zusammenzusinken. Als er noch immer schwieg, zeigten sich plötzlich zwei Thränen an ihren Wimpern. Und dann sagte sie wie vor sich hinaus, tonlos: "Er will mich wohl los sein? Er hat wohl eine andre?"

Fritz war sehr erstaunt, fast erschüttert. "Wird schon so sein", sagte er knurrig. Eine kleine Weile lang war ihm selber das Weinen nahe. *Albernheit!* dachte er, *womöglich hier noch anfangen, zu flennen, wie ein altes Weib! Das fehlte gerade! Der Sherry-Cobbler war nicht gut, ich hätt 'n Cognac nehmen sollen.* Mit einer geradezu wütenden Handbewegung fuhr er sich über die Augen hin. "Na," sagte er dann plötzlich

laut und stampfte mit dem Fuße, während er aufstand, "also – um es kurz zu machen – " Aber er kam nicht weiter, es wollte nicht heraus. Ein ungeheures Mitleid, ein ungeheurer Zorn überwältigten ihn. Dieser Wolfgang! Solch eine Perle fortzuwerfen, unter die Füße zu treten! Und wie hatte Ottomar Höffert gesagt? Einen männlichen Entschluß fassen sollt er, Fritz, – etwas thun, wovor die Banausen drei Kreuze – Er trat auf Lene zu und legte ihr die heiße Hand leicht auf den Scheitel. "Seien Sie tapfer, Sie!" Seine Stimme zitterte. "Der Mensch ist es ja gar nicht wert, daß Sie um ihn weinen. Der hat Sie überhaupt gar nicht verdient gehabt."

Lene hatte ganz leise vor sich hin geweint, man hörte sie kaum. Kein Ausbruch eines leidenschaftlichen Schmerzes, kein Zorn, keine Verzweiflung gab sich bei ihr kund. Es war gar kein *Gethue* bei ihr, jetzt so wenig, wie je. Nur daß sie bei seinen letzten Worten den Kopf schüttelte und mit einer entschieden-abwehrenden Betonung sagte: "Oh!" Dann trocknete sie sich leicht mit ihrem Tuche die Augen, stand auf und sagte mit einer Art von schlichter Würde, die ihm einen tiefen Eindruck machte: "Ich habe mir so etwas gedacht, weil er gar nicht wiederkam. Ich weiß nicht, warum? aber ich hab's ordentlich im Traum mal vor mir gesehn. Gut war er die ganze letzte Zeit eigentlich schon nicht mehr zu mir. Er war so unlustig geworden, immer mit allem unzufrieden, und dann sprach er von Erschießen und so Zeugs. Es war ihm eben gar zu schwer, arm zu sein. Er hat auch immer gemeint, bloß deshalb könnt er kein großer Dichter werden, und wenn er reich wär, dann gings gleich. Wenn ihm da Einer dreinreden wollt, wurd er immer ganz fuchswild. Nun hat er gewiß ne Reiche gefunden, nicht?"

"Ja," sagte Fritz, der, die beiden Ellbogen rückwärts aufs Fensterbrett gestützt, dastand und aussah, als ob er Einen hängen wollte, " 'ne sehr Reiche."

Sie atmete sichtlich erleichtert auf. "Das ist gut. Und denn kann ich ja auch gar nichts dazu sagen. Wenn ich immer hätt denken sollen, ich steh ihm im Weg, das hätt ich auch nicht gemocht. Lieber schon so. Und zu schämen braucht er sich ja eigentlich gar nicht, denn ich hab immer zu ihm gesagt, daß er frei ist und daß es mal so kommen muß. Er hat mich ja heiraten wollen, – alles was wahr ist, – aber wie würd ich sowas wohl thun? Das weiß Unsereins doch am Ende auch, daß wir nicht zum Heiraten sind. Und besonders bei ihm, wo er so unglücklich war über seine wenigen Einnahmen und hätt noch womöglich ne Familie durchbringen sollen; denn als Frau und Mutter kann man nachher auch nicht mehr viel arbeiten und verdienen. Nein, natürlich, das ging ja nicht. Und da blieb ja denn nu weiter nichts übrig. Es ist bloß 'n bisschen bald gekommen. Man will sich so was ja immer rausschieben. Und denn find ich es nicht hübsch von ihm, daß er nicht selbst kommt und mit mir alles ganz ruhig bespricht. Er weiß doch ganz gut, daß ich ihm keine Szenen machen werde und daß wir in Frieden auseinanderkommen können. Das hätt er mir also doch anthun sollen und daß er das nicht gethan hat, nehm ich ihm übel. Sonst – " Sie zuckte mit den Achseln. "Das ist ja nun so im Leben. Es hilft nichts, daß man sich darüber die Augen ausweint. Wenn er mir damals nicht so

schrecklich leid gethan hätte – Ich weiß eigentlich gar nicht, ob es denn so gekommen wäre. Besser machen woll ich mich ja gewiß nicht, als ich bin, und es ist nun schon alles so, wie es ist; aber bloß so aus Liebe – nein, so lieb hab ich ihn gar nicht gehabt, trotzdem er ein guter Mensch war – Ach, ich red lauter Unsinn," unterbrach sie sich plötzlich, "und was kann Sie das auch interessieren? Setzen Sie sich doch 'n bisschen, wenn Sie noch Zeit haben, erzählen Sie mir was von der andren. Wer ist sie denn? Wie ist denn das so rasch gekommen? Was läßt mir Wolf denn eigentlich sagen?"

Sie hatte sich auf einen Stuhlrand niedergekauert und blickte Fritz, der seine Stellung während alledem nicht verändert hatte, mit neugierigen Augen an, in denen noch immer die hellen Thränen perlten. Fritz wurde von allerlei widerstreitenden Empfindungen heimgesucht. Merkwürdigerweise hörte er es gern, daß Lene in ihrer Selbstvergessenheit ihm sagte, so lieb habe sie Wolf eigentlich gar nicht gehabt – *Gott sei Dank!* dachte er, *dann wird sie's ja verwinden, dann ist ja alles gut.* Aber es war nicht das allein, es that ihm auch sonst wohl. Eine weiche, versöhnliche Stimmung suchte ihn heim. "Hm," machte er, sich mit seinen weißen Fingern in dem kurz gehaltenen, braunen Vollbart kraulend, "was er Ihnen sagen läßt, meinen Sie? Na, ehrlich gestanden: eigentlich gar nichts. Ich sollte die Sache in Ordnung bringen, hat er gesagt, oder eigentlich hat sie's gesagt, – denn was sie sagt, das wird von nun an ja wohl immer für ihn Norm und oberstes Gesetz sein. Und deshalb brauchen wir über die ganze Geschichte ja auch nicht weiter viel zu reden. Übrigens kennen Sie sie ja. Erinnern Sie sich denn nicht an die, die den alten Herrn führte, als wir uns zum ersten Mal im Leben sahn, – im *Charlottenhof?*"

"Die?! Ach! – Wahrhaftig? – Nein!"

"Ja, ja, die! Natürlich."

"Das gefällt mir aber nicht."

"Nanu? Warum denn nicht?"

"Ich weiß nicht. Die hatte so was im Gesicht – Ich hab's Wolfen damals gleich gesagt. Wenn sie auch ganz hübsch ist, hab ich ihm gesagt, sie gefällt mir nicht. Ihm hat sie, glaub ich, gleich in die Augen gestochen. Ne, ich hätt ihm ne andre gewünscht, ne ganz andre." Nach einer kleinen Weile setzte sie hinzu: "Ich hätt mir's zwar denken können. Die machte ihm ja gleich verliebte Gesichter. Komisch! Wenn man damals an so was gedacht hätte! Ne, wie es im Leben doch zugeht! Und er wird nu steinreich und bekommt ein eignes Haus und ich könnt Kammerjungfer bei der gnädigen Frau werden – " Plötzlich weinte sie wieder, ein leidenschaftliches Schluchzen erschütterte sekundenlang ihren Körper. Dann sprang sie auf, machte eine verscheuchende Geberde und lächelte unter Thränen. "Das macht aber doch nicht glücklich", sagte sie nachdenklich. "Ich glaub gar nicht, daß er mit der glücklich wird. Aber ich wollts ihm wünschen, – ganz gewiß. Ich bin nicht so. Ich hab ihn ja doch gern gehabt und wir

haben so nett zusammen gelebt. Ein Unrecht thut er ja auch nicht. Also: gar nichts läßt er mir sagen? Er hätt mir doch 'n bisschen was schreiben können. Was soll denn nu werden? Kommt er hier gar nicht mehr her? Und ich soll nu wohl heute gleich machen, daß ich wegkomme?"

"So eilig ists nicht", sagte Fritz, der immer stand und sie ansah und sich hunderterlei verschiedene Gedanken machte. "Und wo wollen Sie denn überhaupt hin?"

"Da denk ich auch eben drüber nach. Bei Onkeln – das geht nu nicht mehr, der nimmt mich nicht wieder. Oder wenn der auch wollte, Tante gäbe das ja nicht zu. Und ich möcht auch gar nicht; das hat so was Trauriges. Ich muß mir eben irgendwo ne Stube suchen. Das find't man schon."

"Alleinwohnende junge Mädchen nimmt aber keiner gern auf," sagte Fritz, "besonders nicht, wenn sie hübsch sind. Und sie haben auch immer allerlei Anfechtungen zu erleiden."

Sie zuckte die Achseln. "Ach! Dummes Zeug! Ich fürcht mich nicht. Wissen Sie, am liebsten blieb ich hier. Die Wirtin kennt mich nu gut und hat mich gern. Das wär das beste und ich bin hier so eingewohnt. Ich weiß nu auch schon, wie das ist, wenn man hier allein ist. Und ich glaube, die Alte läßt's mir 'n bisschen billiger, als Wolf es gehabt hat, denn viel zahlen kann ich ja nicht. Wenn Wolf da also nichts gegen hätte – Hier wird er ja nicht wohnen wollen, bis er heirat't, das ist nu doch wohl zu schlecht für ihn. Und seine Sachen kann er ja jeden Tag abholen lassen. Viel ist es so nicht. Was meinen Sie, Herr Doppler?"

Fritz schien die Sache einzuleuchten. "Das wird vielleicht wirklich das beste sein und ich werds ihm unterbreiten. Enstweilen bleiben Sie also nur ruhig hier! Und wenn Sie Geld brauchen sollten – "

"Herr Doppler!" sagte sie so treuherzig, daß er gleich verstummte.

Er machte einen Gang durchs Zimmer, weil er ihr nicht in die Augen sehn mochte, nahm diesen und jenen Gegenstand, der umherlag, auf und schämte sich. Eigentlich ärgerte er sich noch mehr über Wolfgang, daß der ihn dahin gebracht hatte, so etwas zu sagen. Überhaupt ärgerte er sich, – er wußte selbst nicht ganz genau, über was alles. Über Wolfgang, daß er dies Mädchen aufgab; über sich, daß er eigentlich gar nichts von dem zu Lene gesagt hatte, was er ihr doch hatte sagen wollen; über Lene, daß sie hier wohnen bleiben wollte, was denn doch, wie er plötzlich fand, eine kuriose Idee war. Er wurde aus dem Mädchen gar nicht klug. Er hatte sich dies alles doch ganz anders vorgestellt. Zu trösten gab es da im Grunde ja gar nichts. Und wenn er ihr sagte, daß er fortan – nein! er konnte das nicht, er brachte das nicht heraus. Wolfs Nachfolger, – darauf wär es schließlich doch immer herausgekommen, er mochte es ausdrücken, wie er wollte. Pfui, nein, er dankte dafür. Und sie – mit ihr würd er's gleich in der ersten

Stunde für immer verdorben haben. Noch dazu als verheirateter Mann! Sie nahm es, recht angesehen, mit allen diesen Dingen ja sehr ernst, obgleich sie in den Augen der Moralphilister natürlich eine Verworfenne war. Diese Verworfenne aber würde er, Fritz Doppler, wenn er dem Rat Ottomar Höfferts folgen und einen männlichen Entschluß fassen wollte, gleich vom Fleck weg – Teufel! nein, er war wahrhaftig auf dem besten Wege, sich als *Tröster* lächerlich und verächtlich zu machen. Am besten that er offenbar, wenn er jetzt ging; er war ohnedies lange genug geblieben. Nur daß ihn immer noch etwas hier hielt, daß ihm war, er müßte noch etwas sagen, etwas thun, eh er schied. Und daß ihm dieses verdammte Geldanerbieten, welches sie ihm im Hause Silbermann inluft hatten, nun doch über die Lippen geschlüpft war! Schande und Schmach war's.

Mit unsicheren, schleifenden Schritten schlenderte er auf Lene zu, welche die Thür des altmodischen, braunen Kleiderschranks an der Wand aufgeschlossen hatte und hineinblickte, als ob sie sich vergewissern wollte, daß da wirklich nicht viel von Wolfgang hing, oder als ob sie darüber nachdächte, wie man ihm die Sachen am besten zuschicken könne. Fritz sah ihren Rücken, von dem sich das Tuch etwas verschoben hatte. Er spürte plötzlich das heiße Verlangen, seine Lippen auf ihren Nacken zu pressen, eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Da drehte Lene sich um. Sie mochte den warmen Hauch seines Mundes auf ihrer Haut gefühlt haben. Fritz sah, daß ihr Gesicht verweint war; die Thränen mußten ihr wohl jeweilig wiederkommen, ohne daß sie es selber merkte. Fritz war sehr bewegt. Alles, was in ihm wogte, floß in eine einzige Empfindung ehrlicher Ergriffenheit zusammen.

"Liebes Fräulein Lene," sagte er und hielt ihr seine Hand hin, "Sie dürfen mich um Gotteswillen nicht falsch verstehn, aber ich möchte – ich möchte, daß Sie ein bischen Vertrauen zu mir hätten, – daß Sie sich in allen Dingen an mich wenden, sich von mir helfen lassen, – mit einem Wort: daß Sie mich als Ihren Freund betrachten. Wollen Sie mir das versprechen? Ich möchte Ihnen so gern etwas sein."

Lene weinte jetzt wieder heftiger. Nun, da Fritz Doppler gehen wollte, schien ihr's erst schwer auf der Seele zu fallen, daß sie allein bleiben sollte, – heute und dann alle Tage so weiter. Sie ergriff seine Hand. "Sie sind immer so lieb und gut zu mir gewesen," sagte sie, "ich danke Ihnen."

"Was kann ich denn also für Sie thun, Fräulein Lene?"

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah plötzlich ganz niedergeschlagen und hilflos aus.

"Darf ich wiederkommen?"

Sie schien zu schwanken. "Sie müssen mir ja Bescheid geben, ob Wolf einverstanden ist", sagte sie endlich.

"Gut. Also morgen – morgen gegen Abend, nicht wahr? Das paßt Ihnen wohl am besten. Und bis dahin – kann ich bis dahin wirklich gar nichts für Sie thun? Heute ist

Sonntag. Ein Sonntagnachmittag so ganz allein, – das ist Ihnen doch gewiß schrecklich – "

Sie schüttelte den Kopf. "Nein, nein, lassen Sie nur! Im Gegenteil: es ist ganz gut so. Gehen Sie jetzt, bitte! Auf Wiederseh'n morgen!" Es war etwas Drängendes in ihren Worten. Als er ihr achselzuckend noch einmal die Hand reichte, sichtlich mit ihr, mit sich und mit der ganzen Welt unzufrieden, setzte sie halb verlegen hinzu: "Und grüßen Sie ihn man recht schön. Alles wäre gut. Und er sollte nur recht glücklich werden. Adieu." Nun konnte sie die Thränen doch nicht mehr recht an sich halten.

Da ging er. Er stampfte auf jeder Treppenstufe mit dem Fuße auf. "Eine verdammte Geschichte!" brummte er zwischen den Zähnen. "Ganz verdammt!"



Wolfgang Vogler blieb bei Dopplers wohnen, auch nachdem seine Verlobung mit Rosa Silbermann nun wirklich in den Zeitungen gestanden hatte. Eigene Anzeigen wurden zu Frau Emma Wertheims Entrüstung nicht versandt, weil Rosa das für überflüssig erklärte. Daß Wolfgang in ihrer Nähe und bei dem ihm befreundeten Ehepaar weiter hauste, fand man nur natürlich. Ihm selber war es lieb, weil er hier vor einer Begegnung mit Lene sicher war, vor der er sich immer noch fürchtete, und weil er so den tausend Anzüglichkeiten aus dem Wege ging, die ihm seine Genossen bei ihren Gratulationen sicher nicht erspart haben würden.

Nur einmal war er in Fritz Dopplers Begleitung nach Berlin gefahren, um sich neu einzukleiden, sich mit allerlei Habseligkeiten zu versehen und Bestellungen für seine bevorstehende Vermählung zu machen. Wie ein Bettler und Vagabond konnte er doch nicht in das Silbermann'sche Haus in der Margarethenstraße²⁶ einziehen. Fritz hatte ihm alles nöthige Geld vorgestreckt, nachdem es zwischen ihm und Rosa, die durchaus verlangt hatte, Wolfgang solle eine bestimmte Summe von ihr zu dem gedachten Zweck annehmen, beinahe zu einem ersten Zerwürfniß gekommen war. Wolfgang hatte sich dabei nach Fritz' Anschauung sehr unnötig in die Brust geworfen. Fritz fiel es überhaupt auf, daß er nun alle seine Ankäufe durchaus *im großen Stil* machte, während er Fritz' Vorschüsse doch auch später nur von Rosas Gelde zurückerstatten konnte. Es war also alles die reine Prinzipienreiterei und ein bischen Protzenthum fing dabei richtig sich in dem guten Wolfgang schon zu regen an. Nur so weiter! Es würde schon alles ungefähr so werden, wie bei ihm selber; mit dem Gelde wars eben ein eigen Ding. Nur der Ehrgeiz würde allmählich darüber zum Teufel gehen, und ob dann Rosa Silbermanns Zuneigung allein vorhalten und allein genügen würde – Nun, ihn ging es ja weiter nichts

²⁶ in halensee

an. Er machte Wolfgang nicht einmal mit einem andeutenden Wort darauf aufmerksam, daß er seine Einkäufe bei aller Berücksichtigung seiner zukünftigen Lebensstellung hätte etwas bescheidener und minder kostspielig einrichten können. Seine eignen Sachen, die Lene alle ganz sauber und ordentlich zusammengepackt hatte, ließ Wolfgang ohne weiteres von einem Althändler abholen und gab sie für einen Spottpreis hin, mit alleiniger Ausnahme von Büchern und kleinen Gebrauchsgegenständen, die er gleich ins Silbermann'sche Haus schaffen ließ.

Er fand sich sehr rasch in seine neue Rolle; Fritz kam aus dem Erstaunen darüber gar nicht heraus. Er selber hatte sich seinerzeit viel unbehaglicher, viel genierter gefühlt; Wolfgang nahm alles hin, als ob ihm nun endlich erst sein Recht zu Teil würde. Fritz mußte manchmal still vor sich hinlachen. Der pochte wahrhaftig auf sein Genie! Daß Gott erbarm!

Was Fritz ihm von Lene erzählt hatte, hatte Wolfgang alles sehr kühl gelassen. Es verstand sich ja von selbst, daß die das Ereignis ohne jede Sentimentalität aufnahm, und er hatte das Fritz vorhergesagt. Sie gehörte nicht zu denen, mit denen man viel Umstände zu machen hatte, das war keine Roman- und keine Theater-Figur, sondern ein ganz gewöhnliches Mädchen aus dem Volke, mit natürlichem Empfinden und klarem Kopf; er hatte sie ganz richtig taxiert, sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Wenn sie später mal sich verheiraten wollte, würde sie sogar Geld von ihm annehmen, dasselbe Geld, das sie jetzt verschmähte. Um die war ihm nicht bange.

Bei alledem wurmte es ihn ein bischen, daß sie ihm nicht mehr nachtrauerte. Er entnahm daraus die Berechtigung, nun erst vollends über sie so zu denken, wie er ohnehin vorher schon zu seiner eignen Beruhigung gethan: er war eben nicht der Erste gewesen und er würde deshalb der Letzte nicht sein. Sie hatte sich ihm ja auch selbst an den Hals geworfen und ihre nächtlichen Straßenpromenaden mit dem Kopftuche waren im Grunde doch höchst verdächtig gewesen. Ein bischen hatte er sich offenbar von ihr düpiieren lassen. Aber nun ging das ja in Einem hin.

Fritz ärgerte ihn eines Tages mit der Frage, ob er denn auch ganz sicher sei, daß zwischen Lene und ihm nicht ein Band zurückbleiben werde, das sich nicht so kurzer Hand aus der Welt schaffen ließ; es liege doch nahe, zu glauben – Solch ein Unsinn! Daran war doch nicht zu denken. Das hätt ihm auch gerade fehlen können! Nie hatte er sich so etwas vorgestellt. Übrigens: selbst wenn es gewesen wäre, ändern konnte auch das nichts. Nur peinlich, lästig wär es gewesen. Und viel Geld hätt es gekostet. Aber Fritz wollte ihn natürlich bloß schikanieren. Es war ja keine Rede davon. Lene hätte das längst wissen müssen. Trotzdem ging Wolfgang ein paar Tage lang zerstreut und nachdenklich umher. Man konnte doch nicht wissen, wie Rosa den Fall angesehen haben würde. Erst allmählich beruhigte er sich.

Schließlich sprach Fritz gar nicht mehr von Lene. Er fuhr aber hin und wieder nach Berlin, unter irgend einem Vorwande, und Wolfgang war fest davon überzeugt, daß er

dann jedesmal zu Lene ging. Eigentlich hätte ihm das ja völlig gleichgültig sein sollen; – um so besser sogar, wenn Fritz das Mädchen tröstete und ihm beistand. Aber es regte ihn doch merkwürdig auf, er wußte es selbst nicht recht zu erklären. Es wäre ihm jetzt plötzlich lieber gewesen, wenn Fritz von Lene gesprochen hätte; gerade sein Schweigen war Wolfgang unbehaglich. Dieser Mensch, der Fritz wurde allmählich überhaupt ganz anders, er zeigte sich lebhafter, heitrier, thatkräftiger. Wolfgang kannte ihn manchmal kaum wieder. Und eines Tages überraschte er ihn am Schreibtisch, wie er arbeitete, – ganz regelrecht an einer Erzählung arbeitete, die er schon mehrere Monate unvollendet in seinem Schubfach liegen hatte. Und Fritz' Feder flog nur so über das Papier, als Wolfgang eintrat.

Wolfgang war ganz starr. "Zum Teufel, seit wann arbeitest du denn eigentlich?" platzte er heraus.

"Seit du faulenzst", knurrte Fritz, winkte mit der Hand und schrieb weiter.

Es machte Wolfgang einen gewaltigen Eindruck. Am nächsten Tage arbeitete er selber. Rosa hatte ihn schon mehrfach dazu ermahnt, aber er hatte ihr immer erwidert, daß er noch nicht in der Stimmung sei, daß er sich erst in all das Neue finden müsse und daß man von einem glücklichen Bräutigam das nicht erwarten könne. Sie hatte die Nase dazu gerümpft und beinahe wäre es manchmal zu kleinen Zerwürfnissen über den Punkt gekommen; nun war sie zufrieden.

Bloß Frau Luise Doppler lachte. "Bin mal neugierig, wie lange der Mumpitz vorhalten wird", sagte sie zu Frau Emma Wertheim, die manchmal ins Doppler'sche Haus *zum Schnüffeln* kam. "So'n Unsinn! Rosa denkt ja Wunder was in ihrem Mann steckt, es müßt bloß raus. Na, und meiner – meiner hat ja nu offensichtlich 'n Raptus gekriegt. Was dem in die Krone gefahren sein mag, weiß der liebe Herrgott. Schreibt, als ob's um Geld ginge. Aber ich lass ihn ganz in Ruh. Das giebt sich schon wieder. Er hat öfters mal solche Perioden gehabt."

Frau Wertheim begriff nicht recht, weshalb Fritz Doppler nicht hätte schreiben sollen. "Wenn er's auch nicht nötig hat," meinte sie, "lassen Sie ihn doch! Es kann ja was Berühmtes werden. Man ziert sich doch ganz gern mit seinem Mann. Unsereins kommt nicht in die Verlegenheit."

Aber Frau Luise lachte höhnisch. "Ach was, ne! Was Berühmtes! Heutzutage wird überhaupt nichts Berühmtes mehr geschrieben. Die Zeiten sind vorbei. Was die Jüngeren heute so zusammenschreiben und was ja nu *modern* sein soll, das ist alles wurmstichiges Zeug und in einem anständigen Haus kann man das gar nicht lesen. Ich hab keinen Sinn dafür. Und Fritz kommt bloß auf dumme Gedanken, wenn er sich in so was reinphantasiert. Ne, wenn ich nicht wüßte, daß ich ihn da wieder von ab kriege, wär mir die Geschichte ordentlich ängstlich. So lach ich bloß."

Frau Wertheim war über das *Moderne* in der Litteratur ganz anderer Meinung. Sie fragte aber nur: "Wie machen Sie denn das, daß Sie ihn da wieder von ab kriegen?"

Und Frau Luise setzte es ihr auseinander. Es war sehr einfach. Sie hatte es von vornherein so gemacht, um den wankelmütigen, flatterhaften und unsteten Mann ans Haus und an sich selber zu fesseln. Sonst wär er ihr ja wohl schon in den ersten Wochen durchgegangen oder heimlich untreu geworden, solch ein Zigeuner, wie der von Hause aus und durch langjährige, üble Gewohnheiten gewesen war. Gut zu essen hatte sie ihm gegeben, – das war ihr Mittel, kurz und klar gesprochen. Damit köderte man solche Herrlein. Frau Wertheim brauchte sie gar nicht so verdutzt anzusehn, es war wirklich so. Natürlich: was noch weiter so drum und dran hing am guten Essen, das kam mit hinzu. Also gutes Trinken vor Allem. Kurz: verwöhnt hatte sie ihn und das gründlich. Es hatte ihm gefallen zu Hause, es hatte ihm geschmeckt, er hatte gut geraucht, gut getrunken, gut geschlafen. Unsäglich behaglich hatte sie es ihm gemacht, – bis er sich zuletzt gar nicht mehr fortgesehnt hatte, bis er immer ganz rasch wieder zu seinen Fleischtöpfen zurückgekommen war, wenn er mal fort war. Das ging viel schneller, als man meinte. Solche Verwöhnungskur schlug unglaublich fix an. Und dieser Mann, der in seinem Leben nie erfahren hatte, was eigentlich gutes Essen war, der oft genug gehungert und sich eingebildet hatte, aufs Essen nichts zu geben, dieser selbe Mann war im Umsehn zum Feinschmecker geworden, hatte sich nach kurzem so subtile Kenntnisse erworben und Unterschiede festgestellt, daß sie, Frau Luise Doppler, aus einem Erstaunen ins andere gefallen war. Ihr war er sehr bald überlegen gewesen. Förmlich etwas gesucht hatte er sogar darin. Und bei all dem guten Essen war er allmählich träge geworden, weichlich und bequem. Da wars vorbei gewesen mit den heimlichen Ausflügen zurück in seine Spelunken und zu seinen Genossen von ehemals. Es hatte ihm dort nicht mehr geschmeckt, er hatte das schale Bier nicht mehr vertragen können und die Kneipenluft mit dem schlechten Tabakgeruch nicht athmen mögen. Es war ihm alles zu unbequem und zu peinlich geworden, seine verfeinerten Nerven vertrugen es nicht mehr. Er fühlte sich nicht mehr wohl in den alten Verhältnissen.

Das hatte ihn denn allmählich fest ans Haus und an seine Frau gefesselt. Wo anders gefiel's ihm nicht mehr; hier aber, wenn er sein gutes Essen und Trinken hatte und, behaglich rauchend, mit einem guten Buche im Lehnstuhl lag, vermißte er nichts. So hatte er das Kneipen, das Liebeln und schließlich auch das Arbeiten verlernt, und sie beide waren glücklich miteinander geworden. Sie würde ihm also auch jetzt seinen Arbeitsraptus wieder austreiben, ganz sacht, ganz unmerklich, aber gründlich, – davor war ihr weiter nicht bange. Wenn er nur erst wieder so weit war, daß er Pepsin nehmen mußte, um all die guten Sachen verdauen zu können, die sie ihm vorsetzen würde, wars mit der Arbeitslust sicherlich bald vorbei.

Frau Wertheim schied aus dem Doppler'schen Hause diesmal mit der Überzeugung, daß Frau Luise im Grunde eine *ganz raffinierte Person* sei, so hausbacken und

spießbürgerlich sie auch aussah, Übrigens war die ganze Geschichte köstlich und man konnte allerlei darüber weitertragen.

In Wirklichkeit war Frau Luise ihrer Sache so sicher, daß sie gar keinen Grund einsah, sich zu verstellen. Wenn man ihr die unglaublichsten Skandalgeschichten über ihren Mann berichtet hätte, sie würde nur in ihrem Buch über die *feine Küche* nachgeschlagen und draußen am Herde ihre Anordnungen getroffen haben. Sie kannte Fritz. Rückfälle konnten vorkommen; zu ängstigen gab es da aber nichts. Daß er aus ganz bestimmten Ursachen jetzt öfters nach Berlin fuhr, war ihr klar; daß ein Frauenzimmer dahinter steckte, ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, – was aber weiter? Er sollte sich nur austoben, solch kleines Intermezzo ließ sie ihm zur Not durchgehn, um so zahmer wurde er nachher.

Wolfgang seinerseits wunderte sich jeden Tag mehr über Fritz' gute Laune. Er selber fühlte sich nicht so froh und frei, wie er nach dem anfänglichen Rausch gehofft. Nicht als ob er den Schritt bereut hätte, den er gethan, – jeden Tag hätt er's genau wieder ebenso gemacht. Aber er war mit sich selber nicht zufrieden, er kam nicht mit sich ins Reine. Allerlei Kleinigkeiten verdrossen ihn, stießen ihn ab, zehrten und nagten an ihm. Der Ton, den Rosa oft gegen ihn anschluss, verletzte ihn. Und vor allem war er mit seiner Arbeit nicht im Klaren. Das, was er fertig brachte, befriedigte ihn nicht, und Rosa wollte ihm alle Augenblicke dabei dreinreden. Es widerstrebte ihm überhaupt, von seiner Arbeit zu sprechen, so lange sie im Werden und Wachsen war. Das war gegen sein innerstes Empfinden; es kam ihm vor, als ob er immerfort an dem rühren sollte, was ihm das Tiefste und Heiligste war, und als ob er's dadurch entweihte. Für ihn war etwas Geheimnisvolles in der dichterischen Arbeit, er sah sie als ein Mysterium an, das man vor sich gehn lassen mußte und an das man mit dem kritisch sichtenden Verstande nicht jederzeit äugelnd und prüfend herantreten durfte.

Rosa lachte über solche Auffassung; ihr war alles Unklare verhaßt und sie begriff sein *Gethue* nicht, das stark nach altmodisch-überwundenen Anschauungen roch. Für sie versteckten sich hinter allem Nebelhaften immer Feigheit und Impotenz. Sie war außerdem überzeugt, ihm wertvolle Hülfe bieten zu können, wenn er nur gewollt, sich ihr nur offenbart hätte. Daß sie der logischere Kopf von ihnen beiden war, wußte sie ebenso gut, wie er. Das alles führte manchmal zu Verstimmungen; Rosa that spöttische Äußerungen und Wolfgang fühlte sich wie von rauher Hand angetastet, alles Beste in ihm kroch dann erst recht scheu zurück. Dabei sagte er sich hin und wieder doch selbst, daß sie ihm mit ihrer Ruhe und Schärfe wirklich hätte helfen können, wo seine eigenen Kräfte erlahmten, aber nun war er zu stolz, sie darum zu bitten.

Bei alledem kam es zu keinem inneren Zusammenleben zwischen ihnen beiden. Wolfgang gewann die Überzeugung, daß Rosa im Grunde eine kalte Natur war. Er hatte sie eigentlich noch gar nicht recht gekannt. Manchmal kam ihm vor, daß es ihr nur darum zu thun gewesen sei, einen Dichter aus ihm zu machen, daß aber nicht der Mann in ihm sie gereizt hatte, dieser ihr sogar fremd und gleichgültig geblieben sei. Und das

verdroß ihn, machte ihn ablehnend und wortkarg. Er wußte oft nicht mehr ein noch aus, er war in einer Stimmung, wo er mit sich selber nicht fertig wurde. Nur zuweilen schalt er sich einen Thoren, daß er sein Glück nicht genoß; dann war er plötzlich aufgeräumt, ja, übermütig und ausgelassen, so daß man ihn kaum wiedererkannte und selbst Rosa sich durch seine gute Laune fortreißen ließ. Auch kamen Tage, wo er an sich glaubte und auf seine dichterische Arbeit etwas hielt. Dann war er stolz und gehoben. Er malte sich aus, wie Rosa ihn anstaunen und sein Werk bewundern werde; wahrscheinlich hatte sie es ihm ja doch nicht zugetraut. Überdies tröstete er sich doch damit, daß die wirkliche Arbeitszeit erst nach seiner Verheiratung beginnen werde, daß jetzt das alles nur Vorbereitungen, Anläufe und Studien waren. Er mußte erst völlig zur Ruhe kommen, sich in all das Ungewohnte erst finden, ehe er Fertiges schaffen konnte. Eigentlich war es ja sogar komisch, daß er seine Bräutigamszeit nicht besser auskostete, daß er überhaupt arbeiten konnte und wollte. Von Rechts wegen hätt' er jetzt keine Stimmung und keine Muße dazu haben sollen. Nur daß es ihn wurmte, zu wissen, Fritz Doppler arbeite, und daß er von dem instinktiven Verlangen beherrscht wurde, sich des ihm vom Himmel herabgefallenen Glücks durch ein Werk würdig zu erweisen. Dieser Wunsch war krankhaft lebendig in ihm. Er sah das als seine Pflicht an, er hatte die Empfindung, daß er das ihm Gewordene sonst nicht hinnehmen, nicht ertragen könne, sondern darunter zusammenbrechen müsse, seelisch und körperlich, wie unter einer zerdrückenden Last. Es mußte in dem, was er aus eigener Kraft schuf, gleichsam ein Äquivalent für die Glücksgüter liegen, die ihm in den Schoß fielen und die nur dann keine unverdienten mehr waren. Vor sich selber mußte er sich rechtfertigen durch eine entscheidende That. Und wie gut wußte er, daß auch Rosa sie von ihm erwartete! Sie und alle, die ihn kannten. Er hatte das ja oft und laut genug proklamiert, daß ihm zum großen Dichter nichts fehle, als die sorgenfreie Existenz. Nun mußte sichs erweisen, daß er kein blasser Renommist gewesen sei.

Unter so wechselnden Stimmungen gingen die Wochen bis zur Hochzeit hin. In der letzten Zeit waren mancherlei Vorbereitungen zu treffen gewesen und auch Wolfgang war zuweilen dabei zugezogen worden, obgleich er sich sagen mußte, daß es ohne ihn ebenso gut gegangen wäre, da man zwar hin und wieder seine Meinung über irgend eine Einrichtung einholte, dieselbe aber niemals berücksichtigte. Bei dieser Gelegenheit war er auch mehrfach mit Rosa nach Berlin gekommen und einmal hatte er Lene dort gesehn. Unter den Linden wars gewesen. Man hatte gerade die elektrischen Lampen angesteckt, die sich zwischen den Bäumen hinspannten, und er hatte Arm in Arm mit Rosa nach dem schwülen Spätsommertage noch einen Spaziergang durch die beginnende Abendkühle gemacht, bevor sie zum Bahnhof fuhren. Da war Lene an ihnen vorübergehuscht, als ob sie auf einem eiligen Besorgungsgange sei, – nicht mit dem bewußten grauen Tuch, sondern mit einem dunklen Strohhut auf dem Kopf. Das war ihm zu allererst in die Augen gefallen. Und dann daß sie ihn erkannte und ihn ansah, – mit großen, neugierigen Augen. Gar nicht traurig und gar nicht vorwurfsvoll, sondern ganz einfach neugierig, – kindlich, ungebildet neugierig, ohne sich weiter in acht zu nehmen oder zu schämen. Wolfgang seinerseits war sehr roth geworden. Er sagte sich,

daß er sich für sie schäme. Er hatte aber auch sonst ein sehr unbehagliches Gefühl. Lene sah gar nicht so aus, als ob sie unter der Trennung von ihm leide oder gelitten habe. Er hatte sie sich immer etwas reduziert, wenn nicht gar verkommen vorgestellt, ohne recht zu wissen, weshalb? Nun sah sie frisch, rosig und leuchtend aus. Wahrscheinlich ging sie zu einem Stelldichein, deshalb hatte sie's so eilig.

Eine gewaltige Bitterkeit gährte in ihm auf. Ja, diese Mädchen aus dem Volke, die noch so naturrein und ursprünglich sein sollten! Die trauerten einem verloren gegangenen Liebhaber nicht nach, die hatten gleich wieder einen anderen. Heute den, morgen jenen, – jeder war ihnen recht. Bei so Einer brauchte man wahrhaftig nicht zu fürchten, man brähe ihr das Herz. Du lieber Gott, nein! es war wirklich bewundernswert, wie die sich zu fassen wußten. Ganz *matter of facts* – auch gut – Da gingen sie hin und warfen sich dem nächsten in die Arme. Eigentlich war's zum Ekeln. Aber man mußte es eben auch ohne Sentimentalität hinnehmen. Vorwürfe brauchte man sich wenigstens nicht zu machen. Und doch: es war merkwürdig, bei alledem schmerzte es Wolfgang, sich das sagen zu müssen. Es war nicht nur verletzte Eitelkeit, nein, es schmerzte ihn, ehrlich und aufrichtig. Er hätte das alles ganz anders gewollt.

Auch zu Fritz sprach er davon. Aber der lachte ihn aus. "Erst machst du das Mädchen vor dir selber so schlecht, wie möglich, um dich im besten Licht zu sehn, und nachher entrüstest du dich moralisch über sie, wenn du Anlaß zu haben meinst, wirklich an deine willkürlichen, schnöden Verdächtigungen zu glauben! Sehr komisch! Du hast alle Anlage zum Bourgeois. gratulier dir!"

Wolfgang ereiferte sich. "Ich hab einen ganz bestimmten Verdacht, du!" sagte er giftig und zwinkerte mit den Augen.

"Nämlich?" fragte Fritz und gähnte.

"Daß du ihr Tröster gewordn bist, alter Junge!"

Fritz schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, zu dem Sprecher heran, zuckte erst phlegmatisch mit den Schultern und sah dem andern dann herausfordernd in die Augen. "So? Sieh mal Einer an. Na, und wenn das nun so wäre? He? Ginge es dich vielleicht was an?"

Wolfgang hatte eine wachsende Empfindung des Unbehagens. War das nun Ernst oder wollte der da ihn bloß zum besten haben? Recht hatte er ja, daß es ihn nicht zu kümmern brauchte. Fritz oder ein anderer, – was lag daran? Was ging ihn dies Mädchen noch an, das er doch für vogelfrei erklärt hatte, durch einen Abschied, der an Bruskheit nicht wohl zu wünschen übrig gelassen? Und doch wurmte es ihn. Dieser Duckmäuser! Sollte der wirklich – ? Geschwärmt hatte er ja schon immer für das Mädchen. Und Lene – Wolfgang erinnerte sich ganz gut, wie sie mit Fritz damals gelacht und geschäkert hatte, als er nach Hause gekommen war und Fritz ihn erwartet hatte, um ihn mit nach

Wannsee zu nehmen, damals, als er Lene zum letzten Male gesehn. Natürlich: die würde sich nicht lange haben bitten lassen. Es nahm ihn nur Wunder, daß Fritz Doppler, der doch gehörig unterm Pantoffel stand, sich erlauben sollte, sich eine Mätresse zu halten. Das sah ihm so gar nicht ähnlich. Und schließlich war es für einen verheirateten Mann auch schmäählich, man mochte das drehn und wenden, wie man wollte. Schmäählich für ihn, der jeden Augenblick eine Entdeckung fürchten mußte und dann auf Gnade und Ungnade seiner Frau ausgeliefert war, von der er ohnehin schon abhing; und schmäählich auch für das Mädchen, das sich mit so Einem einließ. Pfui! Er hatte ihr's nicht zugetraut. Sie hätte denn doch einen andren haben können, wenn es schon einer sein mußte. So etwas war nicht zu entschuldigen, – durch gar nichts auf der Welt.

Eine Zeitlang kämpfte Wolfgang sogar mit der Versuchung, Frau Luise Doppler etwas von seinem Verdacht zu verrathen, ihr wenigstens anzudeuten, daß sie gut thun würde, ein wachsames Auge auf Fritz und seine häufigen Berliner Fahrten zu haben. Aber er verwarf das wieder. Es wäre doch unedel gewesen, es hätte nach kleinlicher Rache ausgesehn, nach Mißgunst und Hinterlist. Im Grunde hatte er Fritz ja vieles zu verdanken; ohne ihn wäre er jetzt nicht Rosas Verlobter gewesen. Bei alledem blieb aber etwas von Bitterkeit und lauerndem Argwohn in ihm zurück. Er paßte Fritz jetzt förmlich auf bei seinen Ausgängen und Lebensgepflogenheiten; sogar in seiner Arbeit störte es ihn, daß er seine Gedanken dabei hatte.

Und seit Fritz dies ahnte, schien es ihn zu reizen, sich über Wolfgang lustig zu machen. Er prahlte jetzt ordentlich mit seiner guten Laune, mit seiner Arbeitslust und Lebensfreudigkeit. Wenn er ausging, machte er geheimnisvolle Andeutungen gegen Wolfgang, zwinkerte listig mit den Augen, rieb sich heimlich die Hände und dergleichen mehr. Manchmal sagte er ihm auch geradezu: "Ach, Wolf, guter Junge, was bist du für'n Esel gewesen!" – "Wolf, Wolf, wenn du an meiner Stelle wärst!" und ähnliches. Wolfgang hätte ihn manchmal zu Boden schlagen mögen. Das Verhältnis zwischen ihnen wurde allmählich sehr gespannt. Wolfgang that schließlich, als kümmerte er sich um Fritz' Thun und Lassen gar nicht mehr, heimlich aber fraß doch etwas von Neugierde, Neid und Wut an ihm.

So kam der September heran und die Hochzeit.



Die letzten Wochen hatte es eigentlich unausgesetzt geregnet. Das Laub war frühzeitig welk geworden und wurde von dem feuchten Winde, der gar nicht zu blasen aufhörte, wütend von den Bäumen gezerrt. Der Sommer war lang, heiß und trocken gewesen; nun glaubte man sich in den Winter versetzt, ohne daß es vorher Herbst gewesen war. Man

hing schon an zu heizen, und in den Hofwohnungen wurde bei Tage vielfach Licht gebrannt, weil es gar nicht mehr hell werden wollte.

Fritz Doppler stieg im Winterüberzieher, der vorn offen war und seinen Frack sowie den weiten Westenausschnitt und die Brillantknöpfe im modern gefältelten Hemde sehn ließ, in Klapphut und Lackstiefeln, welche letztere in großen Gummigalosen steckten, die Treppe zu Lenes Wohnung empor. Er ging langsam und schwerfällig, schlug hin und wieder, auf einer Stufe stehen bleibend, seinen Schirm aus, daß die Tropfen nur so herumflogen, und schob seinen Hut immer wieder in den Nacken zurück, als ob er ihm zu schwer auf den Kopf drückte. Sein Gesicht war heiß geröthet, die Enden seines Schnurrbarts hatte er unternehmend in die Höhe gedreht, eine Cigarre, an der man hier und da noch Spuren des Staniolpapiers sah, in das sie gewickelt gewesen, balancierte zwischen seinen Lippen. Seine Augen blickten mit einer gewissen düstren Entschlossenheit vor sich hin, während er sich mühte, gleichzeitig zu rauchen und abgerissene Töne einer Operettenmelodie zu pfeifen. So kam er nach oben. Es war Abend und eine Petroleumlampe schwehlt auf dem Vorplatz. Dennoch mußte Fritz eine Weile suchen, bis er Lenes Thür entdeckte.

Dann klopfte er. – "Wer ist da?" klang es von drinnen.

"Ich", sagte er mit seiner tiefen Baßstimme.

"Herr Fritz?" – "Ja wohl."

137

Nun öffnete sie, ein bischen zögernd. "Es ist schon spät", sagte sie, in der Thürspalte stehen bleibend. "Wollen Sie heut was Besondres? Ich möcht eigentlich nicht, daß Sie hereinkämen."

"Ach, nanu!" machte er verdrossen. "Das fehlte auch noch! Bei dem Hundewetter und wie ich da bin mach ich mich unter den erschwerendsten Umständen hierher und Sie wollen mich wieder wegjagen? Ne, hören Sie mal, Lene, Alles, was rcht ist, aber das wäre schon sehr unedel. Ich bin naß, wie ne Katze. Lassen Sie mich wenigstens für zehn Minuten rein. Wenn Sie mich dann wieder rausschmeißen wollen, schwör ich Ihnen, daß ich gehen werde. Na?"

Sie mußte lachen. Er sah wieder so gutmütig und dabei wirklich erbarmungswürdig aus in seinem blauen, flockigen Überzieher, von dem das Wasser nur so herabrieselte. "Na, kommen Sie nur!" sagte sie. "Schließlich – wen geht's denn was an? Und was ich von Ihnen zu halten habe, könnt ich ja nu wohl nachgerade wissen." Sie nahm ihn ordentlich bei der Hand, wie ein Kind.

Und dann half sie ihm drinnen den Mantel ausziehen, den sie nach draußen in die Küche zum Trocknen trug. Auch den Schirm spannte sie draußen auf. "Alle Wetter!" sagte sie, als sie nun zurückkam und ihn in seiner eleganten Festkleidung sah, "Sie sind aber

nobel! Lassen Sie sich doch mal ansehen! Wo kommen Sie denn her? Muß ja ganz was Vornehmes von einem Diner gewesen sein."

"Hm", machte er und warf sich in einen Rohrstuhl. "Ja, ja. Was sehr Vornehmes. Rathen Sie mal!" Er reckte und blähte sich in seiner lässigen Haltung.

"Ach, wie soll ich das rathen? Überhaupt: warum haben Sie sich denn naß regnen lassen? Warum sind Sie nicht per Droschke gekommen? Sie könnens sich doch leisten. Und weshalb mußten Sie partout heute Abend noch her? Ist denn irgendwas los?"

Sie saß jetzt vor ihm, die Hände im Schoß, den Oberkörper leicht vorgebeugt. Ihre Haare waren schon aufgeflochten und hingen ihr lose in den Nacken. Prächtige Blondhaare, – Fritz sagte sich das wieder einmal, als er sie ansah. Ihr Gesicht war schmaler geworden und die Augen standen größer darin, als früher. Aber das machte sie nur reizvoller. Sie machte merkwürdigerweise einen frauenhafteren Eindruck, als vorher, und ihre anmutige Schönheit hatte etwas Rührendes bekommen. Nach viel herbem, verzehrenden Seelenschmerz sah sie nicht aus, aber doch nach still getragenen Leid, das noch nicht ganz verwunden war, ihr manchmal wieder zurückkam und sie dann auch wohl ein paar Thränen kostete.

"Das ist so ne eigne Sache", sagte Fritz und schlug ein Bein übers andere. "Ich hab riesig nachzudenken gehabt, wissen Sie, und dazu war so'n langer Weg im Regen ganz famos, eigentlich sogar unerläßlich. Außerdem war mir der Kopf heiß. Vom Sekt natürlich. Mußte mir auch kühler werden. Na, und nun bin ich da. Und kommen muß ich. Und Sie rathen warhaftig nicht, wo ich herkomme?"

Er sah sie eine Weile ganz fest an und plötzlich wurde sie roth. Wie eine Feuerwelle schlug's ihr über die Wangen hin. Dann griff sie sich an den Kopf. "Na, natürlich! Gott, wo ich meine paar Gedanken bloß gehabt habe! Es war heute – seine Hochzeit, nicht? Davon kommen Sie?"

"Ja", sagte er. "Und es war hochfein. Alles, wie es sich für feine Leute schickt."

Lene sagte eine Zeitlang nichts. Sie saß da und ließ ihre Unterlippe zwischen den Zähnen hin und her spielen. "Ordentlich in der Kirche getraut?" fragte sie plötzlich neugierig.

"Ach, wo denn! Sie ist ja Jüdin. Und überhaupt: dazu sind sie doch viel zu aufgeklärt."

"Na, ich weiß nicht. 'n richtigen Pastor möchte ich nu doch dabei haben, wenn ich mal heiratete, obgleich ich doch auch nicht so kirchenfromm bin. Das gehört nu doch mal dazu. Man muß sich sonst gar nicht richtig verheiratet vorkommen."

Fritz brummte etwas zwischen den Zähnen, was sie nicht verstand. Sie achtete auch nicht darauf. "Also nu hat er sie!" sagte sie und stand auf. "Na, ich gratulier ihm. Er soll

glücklich werden. Sagen Sie ihm das von mir! – Reden Sie wohl noch mal von mir zu ihm?"

"Nein", sagte er. "Wozu sollt ich das thun? Ich glaub überhaupt gar nicht, daß er noch an Sie denkt. Er hat so ganz Andres im Kopf."

"Na, dann ists ja auch gut", erwiderte sie halb trotzig, halb resigniert. Und dann wieder neugierig: "Is er denn nu schon was Berühmtes?"

"Ach, du lieber Gott, nein, das soll ja nu Alles erst kommen. Na, 's ist ja auch möglich. Wollen 's Beste hoffen. – Aber was ich sagen wollte: thuts noch immer weh, Lene? Wirklich immer noch?" Er war aufgestanden und dicht vor sie hingetreten. Seine Stimme klang traurig und mitleidig. Er hatte die Hand ausgestreckt, als ob er ihr damit über die Wange hinstreichen wollte, aber er that es nicht, er sah sie nur mit warmer Zuneigung eine Weile an. Dann ging er wieder auf seinen Platz zurück.

"Ach, waurm nicht gar!" sagte sie und schlug in die Luft. "Wär noch schöner! Ist ja alles recht so, wie's ist. Ne, darüber krieg ich noch lang keine grauen Haare. Bloß daß er nie zu mir gekommen ist, um mir noch mal Adieu und 'n gutes Wort zu sagen, das hat mir weh gethan. Sonst – " Sie zuckte mit den Achseln. "Und jetzt ist das so'n eigner Gedanke, daß er nu verheirat't ist – " Sie setzte sich wieder, legte die Hände übereinander und blickte, hin und wieder den Kopf schüttelnd, mit eigentümlichem Ausdruck, halb lächelnd, vor sich hin.

Fritz betrachtete sie eine Weile. Von Fortgehn war keine Rede mehr. Er zwirbelte seinen Schnurrbart und schlug dazu mit der Spitze des linken Fußes immer gegen den Hacken des rechten. Plötzlich sagte er: "Weshalb fragen Sie mich denn gar nicht, was ich unterwegs für einen Entschluß gefaßt habe, Lene? Die Sache geht Sie nämlich auch an."

"So? Na, was wird es denn wieder sein? Sie haben doch bloß immer Narreteien im Kopf, Herr Fritz."

"Diesmal, glaub ich, nicht. Ich hab mir nämlich vorgenommen, Sie zu heiraten, Lene."

"Ach, du lieber Gott!" Sie schlug die Hände zusammen und lachte laut auf. "Nein, was Sie immer für Ideen haben! Sie sind doch zu komisch, Herr Fritz. Und dann sagen Sie immer, ich animierte Sie dazu. Na, dazu hab ich Sie nu, weiß Gott, aber nicht animiert."

"Es wird aber Ernst, – vorausgesetzt, daß Sie wollen, Lene."

"Ich? Na, ich denke: vor allen Dingen haben Sie ja ne Frau." Sie lachte immer noch, machte aber doch etwas erschreckte Augen dabei. Er sah diesmal gar nicht so aus, wie sonst, wenn er seinen Spaß mit ihr trieb und seine verrückten Dinge vorbrachte. Es zuckte nicht so in seinen Augenwinkeln, und seine Unterlippe zog sich nicht so

merkwürdig herab, wie sonst. Das war ihr unbehaglich. Dieser gewisse verhaltene, feierliche Ernst, der mit seiner Festtagsgewandung so gut harmonierte, den sie aber gar nicht an ihm kannte, den er kaum gezeigt hatte, als er ihr die Nachricht von Wolfs Verlobung gebracht hatte, regte sie seltsam auf. Was sollte das Alles heißen? Wollte er sie zum Besten haben? Das sah ihm doch so gar nicht ähnlich. Oder war er wirklich ein bisschen betrunken?

"Ja, von der muß ich mich natürlich scheiden lassen", sagte er jetzt. "Und dazu bin ich auch fest entschlossen. Aber vorher muß ich natürlich wissen, ob Sie mich dann wollen."

"Herrgott, ich glaube wahrhaftig, Sie sind ganz verrückt!" rief sie jetzt sehr erschreckt aus.

"In gewissem Sinne, ja", sagte er phlegmatisch. "Aber das wissen Sie doch längst. Und das ist auch keine Antwort."

Nun wurde sie böse. "Darauf werd ich Ihnen auch keine Antwort geben. Das ist dummes Zeug. Schämen Sie sich! Mit so was soll man auch nicht mal spaßen. Nein, alles, was recht ist. Sie wissen, ich hab immer gern mit Ihnen meinen Jokus gehabt und ich lach gern über Sie und wir sind recht gute Freunde geworden, denk ich. Aber Alles muß ne Grenze haben. 'N verheirat'ter Mann muß solche Sachen nicht reden. Sehen Sie mal: ich bin kein Tugendengel, weiß Gott, und wenn Sie keine Frau hätten, – warum nicht? Sie verstehn mich. Ohne Pastor und ohne Standesamt. So bin ich nu jetzt mal. Und wenn ich Einen gern hab – Sie hab ich gern. Warum soll ich das nicht ruhig sagen? Ich hab Sie lieb gewonnen in dieser Zeit. Sie sind immer so gut und so freundlich und so lustig gewesen. Also, wenn Sie wollten – Sie verdienen's eher, als Wolf, Sie brauchten gar nicht lange zu bitten. Aber ein verheirat'ter Mann – nein. Wenn man auch noch so tief gefallen ist, seine Grundsätze hat man doch noch. Auf so was geh ich nicht ein. Und wenss darauf abgesehn war – bitte, da ist die Thür. Denn dank ich für Ihre Freundschaft. Adieu."

Sie hatte sich in großen Zorn hineingeredet und machte mit der Schulter allerlei deutende Bewegungen nach der Thür hin. "Na, wenn Sie mich nu auch erst mal zu Worte kommen lassen wollten", sagte Fritz. "Ich hab nämlich auch mancherlei zu sagen. Vor allem: es ist mein Ernst, verstehn Sie das denn nicht? Ernst, Ernst, Ernst – in drei Teufels Namen!"

Nun kam sie auf ihn zu und streichelte ihm die Backe. "Herr Fritz, seien Sie doch wieder gut! Lassen Sie doch den Unsinn! Sehen Sie mal: wir sind immer so gut mit'nander ausgekommen, Sie waren immer so nett und was haben wir für fidele Stunden zusammen gehabt! Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, – Sie wissen gar nicht, wie sehr und warum? Denn ich hätt vielleicht ne schlechte Person werden können, seit Wolf mich im Stiche ließ, wenn Sie nicht gekommen wären und wir nicht so gute

Freunde geworden wären. Also – Aber nu müssen Sie auch nicht alles verderben, nu müssen Sie auch vernünftig sein. Es geht nu doch mal nicht anders. Sie wollen doch nicht, daß ich denken soll, Ihre ganze Freundschaft hätt bloß den einen Zweck gehabt, nicht? Das wär doch nicht schön. Sie müssen doch selber sagen, daß ich gar nicht anders kann. Sie könnten ja keine Spur von Achtung mehr vor mir haben, wenn ich das thäte. Und bis jetzt – nicht wahr? haben Sie die doch noch gehabt. Seien Sie also gut! Na, nicht? Sie lassen sichs vergehn? – Herr Fritz!" Und sie streichelte ihn immerfort, wie ein störrisches Kind.

Das ließ er sich knurrend gefallen und lachte nur dann und wann halblaut auf, wie in tiefinnerlichem Behagen. Endlich hielt er ihre streichelnde Hand fest, die merkwürdig zierlich war, wenn auch die Finger überall an den Spitzen schwärzlich aussahen, so zerstoichen, wie sie waren. "Frauzimmer," sagte er und zerdrückte ihre Hand beinahe, "wenn Sie doch nur endlich mal Vernunft annehmen wollten! Es ist ja haarsträubend, was Sie da alles zusammenreden. Wie soll ichs Ihnen denn nun eigentlich genügend klar machen, daß ich bei vollem Verstande bin und daß es mir heiliger Ernst ist mit dem, was ich sage? Ich will mich scheiden lassen und ich will Sie heiraten. Wollen Sie, daß ichs beschwöre? Und mein'twegen sollen Sie auch 'n Pastor bei der Hochzeit haben."

"Ich glaube, Sie sind betrunken!" stieß sie aus und legte die Linke ganz erschrocken aufs Herz.

"Nicht die Spur."

"Wie sind Sie denn bloß auf den Unsinn gekommen?"

"Ich finde das gar keinen Unsinn. Ich finde, daß es das einzig Vernünftige ist, was ich thun kann. Und das einzig Männliche. Meine Rettung, meine erlösende That. Sehen Sie mal, Sie haben ja vorhin selber davon gesprochen, wie nett und gut wir immer zusammen gewesen sind. Aufgelebt bin ich bei Ihnen, ein ganz anderer Kerl bin ich geworden, lustig, lebensfreudig, unternehmend. Arbeiten hab ich wieder können, müssen, weils mich gestachelt hat. Pläne hab ich gefaßt – ah, und was für Pläne! Klopfen hab ichs da drinnen wieder mal gehört, – verstehn Sie? Hab gespürt, daß ich noch ein Herz hab. Na, kurz und gut: ich hab mich selber wiedergefunden, hab eingesehn, daß ich im Grunde genommen doch bloß 'n ganz kläglicher Lump bin, der sich von seiner Frau füttern läßt und fett und faul dabei wird, während er was leisten könnte und sollte in der Welt. Und daß es Zeit wär, sich aufzuraffen, hab ich begriffen, – jetzt oder gar nie. Und habs dann eine Weile mit mir rumgetragen, bis mirs ganz klar und licht geworden ist im Hirnkasten da drinnen. Hat lang genug gedauert. Aber nun ists auch für die Ewigkeit. Ich kann nur arbeiten und kann nur 'n fideler, glücklicher Kerl sein, der sein Leben genießt und sich nicht überflüssig in der Welt fühlt, wenn ich wieder ein bischen zigeunern kann, – das steckt nu mal in mir. Ich muß mich frei machen und ich wills. Mein Dasein ist ein unwürdiges Dasein. Meine Frau lieb ich

nicht. Daß ich mich trotzdem von ihr füttern lass und nichts thu, ist einfach gemein. Das muß ein Ende haben. Und Sie hab ich lieb, Lene, Sie brauch ich. Es ist jetzt alles ruhig und hell in mir. Es muß nun mal sein. So! Und wenn Sie nun immer noch glauben, daß ich betrunken oder verrückt bin – "

"Verrückt doch nu jedenfalls", sagte sie, die ganz wie betäubt in ihren Stuhl zurückgesunken war. "Nein so was!" Sie sah ihn kopfschüttelnd an, wie einen ganz fremden Menschen,.

Fritz aber war sehr guter Dinge. Er wurde immer heitrer, es schien immer mehr von ihm abzufallen. "Ja," sagte er, "das hätten Sie mir natürlich nicht zugetraut, Lene. Ich, offen gesagt, mir auch nicht. Aber nun, da's soweit ist und ich ganz unerschütterlich fest bin - "

Sie wußte offenbar lange nicht, was sie sagen sollte. "Lieber Herr Fritz," brachte sie dann endlich heraus, "was sind das für schreckliche Sachen! Wenn ich von so was ne Ahnung gehabt hätte – Nein, guter Gott, so was dürfen Sie nicht thun. Ihre arme Frau! Herrje, und der Skandal! Und wenn Sie dann nachher nicht genug zum Leben hätten – Ach Gott, ich mag gar nicht dran denken. Und so Eine heiraten, wie mich! Nein, um Himmelswillen. So ne Abgelegte von nem Andren. Wie kann man da dran denken? Ich hab ja Wolf'n nichtmal heiraten wollen. Und jetzt Sie! Nein, dafür hab ich Sie viel zu lieb, als daß ich das thun sollt! Ich hab mich mit Ihnen eingelassen, weil Sie so'n guter Mensch sind und so nett mit mir waren, und hab nie drüber nachgedacht, wohin das führen sollt. Wozu auch? Aber wenn ich davon ne Ahnung gehabt hätt – "

"Na, das ist nu zu spät, darüber zu philosophieren", sagte er mit seiner strahlend heitren Laune. "Nun fügen Sie sich nur in das Unvermeidliche! Oder wollen Sie mich wirklich nicht? Das wäre ein großes Unrecht, was Sie an mir begingen, und an sich selber, glaub ich, auch. Denn ich trau mirs zu, Sie glücklich zu machen, Lene. Ich trau mir überhaupt alles Größte und Schönste zu, seit ich mir klar bin über das, was ich zu thun hab. – Na? Also? Ich krieg keinen Korb, nicht wahr?"

Jetzt war er's, der aufgestanden war und sie sacht über die Wangen zu streichen anfing. Sie ließ sich das auch gefallen, schüttelte aber immer noch hin und wieder ihren Kopf und schien dauernd ganz ratlos, wie sie sich diesem Ungeheuerlichen, Unerwarteten gegenüber benehmen sollte. Zuletzt legte sie wie hilflos ihren Kopf eng an seine Hand und schloß die Augen. "Lieber Freund Fritz," sagte sie mit halbem Lächeln, "sind das Geschichten! Um Himmelswillen, lassen Sie sich die doch wieder vergehn!"

"Nein, nein, nein! Es bleibt dabei. Heute noch sag ich meiner Frau, wie es steht. Morgen geh ich zu meinem Rechtsanwalt. Übers Jahr sind wir beide Mann und Frau. Punktum. Es ist alles bedacht, hundertmal herumgewälzt, – es bleibt dabei."

Lene fing an zu weinen. Sie wußte jetzt schließlich nichts andres mehr zu thun. Da beugte sich Fritz über sie und küßte sie auf die Augen. Nun hing sie alsbald schluchzend an seinem Halse. "Fritz, lieber, guter Fritz, laß es bleiben! Es ist ja dummes Zeug. Es ist ja Sünde und Schande."

"Nein – nein – nein."

"Fritz, wenn ich dich doch bitte! Guter, alter, lieber Kerl! Ich hab dich ja furchtbar lieb, hab dir nie gesagt, wie sehr. Thu's nicht, nein?"

"Doch. Sicher. Hilft dir alles nichts."

"Fritz! Fritzchen! Du! Hör mal: ich will auch alles thun, was du willst, verstehst du? Alles. Kannst mit mir machen, was du willst. Bloß das nicht thun, nein? Bloß dich nicht unglücklich machen! Lieber will ich ja ganz schlecht werden und nun auch noch diese Sünde begehn. Aber das mußst du nicht thun, hörst du?"

Sie zog ihn beinahe zu Boden mit ihrer stürmischen Umschlingung. Sie schmeichelte und bat und bettelte. Sie küßte ihn, sie zupfte ihn an den Ohren und im Bart. Aber er blieb ganz fest. "Gieb dir doch keine Mühe, Mädchen! Was gesagt ist, ist gesagt." Sie duzten sich jetzt plötzlich beide, ohne es selber zu wissen. Bis dahin war ihnen das nie eingefallen.

Lene ließ ihn frei, sie war ganz ratlos. Die Thränen hingen ihr aber noch immer an den Wimpern. "Ich hab dir dazu keinen Anlaß gegeben", sagte sie trotzig, "Wer mir das in die Schuhe schieben will, thut mir Unrecht. Mich heiraten! In meinem Leben wär ich auf so was nicht verfallen. Und nu gar ne andre deswegen verdrängen! Nein, lieber will ich noch deine Geliebte sein. Das ist nu doch alles eins. Ich hätt's ja nie von mir gedacht, daß ich mal soweit kommen würd – aber schließlich: man ist doch nur einmal jung und wenn man Einen lieb hat und der läßt einem keine Wahl – "

Sie wollte sich ihm mit heißen Wangen und niedergesenkten Augen in die Arme werfen. Fritz wehrte sie aber von sich ab. "Nein, nein, nicht so! Du bist ganz irrig, wenn du denkst, ich wollt das und weiter und ich hätt's auf solche Manier versucht. Nein, ich will dir das beweisen. Wenn du mir nicht versprichst, meine Frau zu werden, rühr ich dich nicht an. Und wenn du auch nicht meine Frau werden willst, scheiden lass ich mich deshalb doch. So, das ist nun mein letztes Wort."

Sie betrachtete ihn, wie eine Wundererscheinung. "Du, was ist denn in dich eigentlich gefahren? Ich kenn dich ja gar nicht wieder. Was willst du mit mir eigentlich? Ich bin doch keine zum Heiraten."

"Erst recht. Ich brauch dich. Ich will nicht mehr ohne dich leben, ich kann nicht. Ich will wieder 'n lustiger, ehrlicher Kerl werden, der vor sich selbst Achtung hat, – durch

dich. Heraus will ich aus meinem Goldkäfig. Verlier nur nicht mehr viel Worte, es ist schon alles, wie es ist."

"Wovon wollen wir denn eigentlich leben?" fragte Lene nach einer Weile ganz neugierig.

"Oh, ich werde verdienen!" sagte er eifrig. "Ich werde arbeiten. Ängstige dich nur nicht! Und zur Not werden wir hungern. Ich hab oft genug gehungert. Mit dir – das wird lustig, Lene."

"Na, na!" machte sie lachend. "Solch verwöhnter Mensch, wie du!" Mit der Zeit schien sie an der ganzen Sache aber doch Geschmack zu finden. Sie setzte sich neben ihn, rückte dann allmählich auf seine Kniee, ließ sich von ihm umhalsen und drücken. Die ganze Idee belustigte sie ungemein, gerade weil das alles so völlig unvorbereitet, so ganz aus heiterm Himmel über sie kam. "Du, Fritz", und sie zauste ihn mit beiden Händen im Bart, "Kerl, was sagt denn bloß deine Frau dazu?"

"Die weiß es ja noch nicht."

"Die wird dich einfach auslachen."

"Wahrscheinlich. Oder sie schickt zum Doktor. Hilft aber alles nichts. Meine Selbstachtung will ich wieder haben. Aufraffen will ich mich. Gewußt hab ich ja immer schon, was ich thun müßt, aber die Kourage hab ich nicht gehabt. 'N Sybarit bin ich gewesen."

"'N ganz verdrehter Kerl bist du", sagte sie und schmiegte sich an ihn. "Mich heiraten! Solch Unsinn! Und was Wolf wohl dazu sagen wird, du!"

Er brummte etwas zwischen den Zähnen. "Den laß ausm Spiel. An den denk ich nicht gern. Ich wollt, ich hätt dich eher kennengelernt, als er. Na, – Schwamm drüber!" Und er machte eine verscheuchende Geberde.

Sie wurde allmählich still. Gar zu viel ging ihr durch den Kopf, sie konnte das gar nicht alles bewältigen. Plötzlich stieß sie ihn sanft zurück, als er sie wieder einmal küßte. "Geh jetzt, Fritz! Es ist ja schon spät."

Er hatte sich ihr Haar um die eine Hand geschlungen. "Muß ich? Am liebsten blieb ich und ginge nie wieder von dir, Lene." Es klang leise, zärtlich und weich an ihr Ohr.

Aber sie schüttelte beinahe angstvoll den Kopf. "Bitte nicht! Heute nicht! Bitte! Sei gut!"

Langsam stand er auf und ließ einen kleinen Seufzer hören. Sie holte ihm Mantel und Schirm und half ihm, sich anzuziehn. Man hörte draußen den Regen immer noch strömen und klatschen. Fritz schüttelte sich. "Hier wärs molliger", sagte er. "Aber es

könnt am Ende so aussehen, als hätt ich wirklich mit allem weiter nichts gewollt, als das – pfui, nein. Adieu. Gut Nacht, Lene."

Sie küßte ihn lange und zärtlich.

"Lene, du hast mir eigentlich noch imemr gar nicht gesagt, ob du mich nachher auch willst."

"Ach, du! Überleg dirs noch mal!"

"Nichts zu überlegen. Schlaf wohl."

Sie lag noch immer an seinem Halse. "Nächstes Mal darfst du auch bleiben", flüsterte sie ihm endlich hastig ins Ohr und stieß ihn zur Thür hinaus. Der Riegel knarrte ein.



Frau Luise Doppler nahm die Eröffnungen, die Fritz ihr machte, anscheinend mit ziemlicher Gemütsruhe hin. Ein paarmal hätte es ihn beinahe aus dem Text gebracht, daß sie so ungerührt blieb und vor allem, daß sie gar nicht besonders überrascht that. Es sah aus, als ob sie etwas Ähnliches schon längst gedacht hätte. Und gerade das reizte ihn, immer schärfer zu werden. Ihre Indolenz machte ihn nervös. Er hatte immer gemeint, sie würde ihm derartiges überhaupt nicht zutrauen, und nun that sie, als wäre das gar nichts Besondres. Es war wirklich empörend. Und dabei hatte sie ihm heute wieder einen Morgenkaffee gekocht, wie er in ganz Berlin nicht zum zweiten Mal zu finden war und wie er ihm nach dem gestrigen Hochzeitsdiner und allen weiteren Aufregungen, die ihm einen schweren Kopf verschafft hatten, ungemein wohlthat. Es war gradezu, als ob sie ihn mit allem Raffinement hätte ärgern und aufbringen wollen.

Er stand in seinem rot eingesäumten Morgenjacket, eine Cigarette zwischen den Fingern, in roten Lederpantoffeln am Kamin, den Rücken halb gegen das Kohlenfeuer, das dort trotz der frühen Jahreszeit brannte, die Hände auf dem marmornen Sims hin und her wippend. "Dann ist also wohl alles zwischen uns zu Ende geredet", sagte er, unmutig mit der Schulter zuckend.

"Ich glaube", erwiderte sie ganz ruhig., "Bloß über den Scheidungsgrund müssen wir uns noch klar werden. Und dann – "

"Unüberwindliche, gegenseitige Abneigung", schnarrte er her, wie etwas Auswendiggelerntes.

"Die ist von mir aus aber nicht vorhanden." Es klang fast, als ob sie ein Lachen dabei unterdrückte.

Er stieß mit dem Fuß klirrend an den messingenen Kaminvorsetzer. "Dann was andres. Das ist mir alles ganz egal. Ich werde mit Rechtsanwalt Mirbach über den Fall reden. Er wird schon was finden. So, wie es am schnellsten und einfachsten geht, so wird es gemacht."

"Gut."

Kein Wort davon, daß sie ihn für verrückt hielt, was er doch ganz bestimmt erwartet hatte! Kein Lachen, keine Entrüstung! Es wurde ihm nachgerade ein bisschen unheimlich. Er lebte nun ein Jahr und darüber mit dieser Frau zusammen, aber er hatte sich offenbar mit Unrecht eingebildet, sie zu kennen. Er kannte sie durchaus nicht. Alle seine Berechnungen waren fehlgeschlagen; ganz überflüssigerweise hatte er sich mit einem großen Aufwand von Widerstandskraft und Gründen bewaffnet, sich in die Unkosten einer Aufregung gestürzt, die ihr beinahe komisch erscheinen mußte, und eine *Szene* herbeiführen zu müssen geglaubt, während das alles ganz gemütlich und gemächlich hätte zwischen ihnen verhandelt werden können. Er schämte sich, er fühlte sich unbehaglich, er kam sich als der Unterlegene vor. Alle seine schönen Worte waren zwecklos verpufft worden. Diese Reden von einer *unmoralischen Ehe*, von der *sittlichen Forderung in der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib* hätte er sich ersparen können. Er war so stolz darauf gewesen, und nun hatten sie so gar keinen Eindruck auf Frau Luise gemacht; er war das Gefühl eines nutzlosen und deshalb lächerlichen Aufwandes von Pathos nicht einen Augenblick losgeworden; es war ihm immer vorgekommen, als ob er mit Kanonen nach Spatzen schösse. *Gut!* Wie sie dies *Gut!* gesprochen hatte! Gerade, als handelte es sich um eine Abmachung über das Mittagessen! Nun, um so besser, um so besser. Ihm konnt es recht sein.

Er hatte seine Zigarette fortgeworfen und wollte grußlos, verstimmt zur Thür hinaus. Da sagte sie: "Bis zur Scheidung bleibst du wohl mit mir zusammen wohnen, nicht?"

Das war, als ob der Blitz dicht vor ihm eingeschlagen hätte. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Er wurde ganz rot im Gesicht. Die Frage hatte so einfach und natürlich geklungen und doch: was lag alles darin ausgedrückt! Spott, Überlegenheit, Anklage, Zwang, – er wußte selbst nicht recht, was alles. Vielleicht – wahrscheinlich hatte sie es auch gar nicht so gemeint, aber ihn traf es, als wäre ein ungesehender Abgrund zu seinen Füßen plötzlich erhellt worden. Wie ein Schwindel überfiel's ihn. Er kam sich unsäglich gedemütigt vor, als er stotterte: "Ich weiß noch nicht – ich glaube nicht – ich kann ja bei Wolf wohnen – oder sonstwo. Das findet sich schon. Die Hauptsache ist, daß wir einig sind. Adieu! Auf Wiedersehn!" Und er ging rasch davon.

Er wollte zu Wolf. Aber in der Margarethenstraße ließ man ihn nicht herein. "Der Herr arbeitet!" sagte das Mädchen mit einer so geheimnißvoll-feierlichen Miene, als ob sie

von einer Kronratsitzung käme. Sie schien nicht recht zu begreifen, daß Fritz jetzt nicht gleich auf den Zehen die Treppe wieder hinunterschlich, sondern Miene machte, trotzdem zu bleiben. Zum Glück erschien Frau Rosa auf der Schwelle einer sich öffnenden Zimmerthür, legte den Finger an den Mund und sagte mit strengem Gesichtsausdruck: "Bitte, Herr Doppler, er arbeitet!"

Fritz mußte lächeln. "Er ist also wirklich nicht zu sprechen?" fragte er.

"Um keinen Preis. Was denken Sie? Vormitags überhaupt nie. Und ich habe es auch gar nicht gern, wenn man ihn sonst stört – ich meine: für andre Dinge interessiert. Das bringt ihn aus der einheitlichen Stimmung. Er muß jetzt ganz in dem einen einzigen Gegenstand, in der gleichen Gefühls- und Gedanken-Welt leben und weben. Sie werden das begreifen. Man bringt sonst nichts zu Stande, was aus einem Guß ist."

"Na, das fängt ja früh an", brummte Fritz. "Sie nehmen ihn ja nett in die Eisenklammern. Und immer mit der Hetzpeitsche hinter ihm her – Du lieber Gott! Sind das Flitterwochen!"

Rosa hatte einen verächtlichen Ausruck um die Lippen. Zum ersten Mal fand Fritz überhaupt, daß sie doch merkwürdig strenge Mienen hatte, daß gar nichts Weibliches, gar nichts Weiches in ihren Zügen war. Die hielt fest, was sie einmal gepackt hatte, und die wußte, was sie wollte!

In eine gute Schule mochte Wolf da ja wohl gekommen sein. Nur: ob er auch glücklich darin werden würde, das war eine andere Frage. "Sie werden vielleicht auch noch mal einsehn, Herr Doppler," sagte Rosa mit ihrer herablassenden Protektormiene, "daß es ein größeres Glück, als die Arbeit, überhaupt in der Welt nicht gibt. Und wenn Wolf erst mal seinen Platz sich errungen hat, wird Sie's am Ende auch stacheln. Was? Meinen Sie nicht? Aber wir dürfen hier auf dem Korridor nicht soviel sprachen, das stört Wolf. Wenn Sie zu mir hereinkommen wollen – "

"Nein, danke, danke. Ein andermal." Er wandte sich um. Was sollte er dieser Frau sagen? Er fühlte, daß sie ihm eine Fremde war.

"Wie geht's Luise?" rief sie ihm nach.

Fritz zuckte die Achseln. Er gab gar keine Antwort, sondern schwenkte nur grüßend seinen Hut und drückte die Korridorthür hinter sich ins Schloß.

Hier hätte er keinerlei Verständnis gefunden, – auch wohl bei Wolf nicht. Und wo überhaupt? Aber er brauchte ja auch keins. Er wollte handeln, handeln. Geradesweges

ging er zum Rechtsanwalt. *Heute noch die Scheidung einleiten*, sagte er sich, und dann: *vogue la galère! Sie sollen alle staunen, die guten Leute!*²⁷

Rechtsanwalt Mirbach war sein Schulkamerad. Sie hatten sich beide aber durch lange Jahre aus den Augen verloren gehabt, als Fritz ihn im Hause seines Schwiegervaters als Sachwalter wiedergefunden hatte. Seither besorgte er alle Rechts- und Geldgeschäfte der Familie, immer mit der gleichen Bonhommie, lächelnd, gemächlich, ohne sich je aus der Fassung bringen zu lassen, ohne über irgend etwas in Erstaunen zu geraten. Er behauptete von sich selbst, daß er sich nicht ärgern könne, und der Schein war für ihn. Sein Lieblingswort war: *Das kann wohl angehn*, und er brachte das in seinem friesischen Dialekt oft so breit-gemütlich vor, daß man schließlich das Unmöglichste für möglich zu halten geneigt war.

In seinem Bureau fand Fritz, wie üblich, einen Schwarm von Klienten vor, und Mirbach selber im Begriff, mit einem Aktenbündel unter dem Arm, den Hut etwas schief auf dem Kopf, auszugehen und die Wartenden seinem Hilfsarbeiter, einem jungen, blassen Assessor, zu überlassen, der mit scheuer, hilflehender Miene zwischen ihnen ab- und zuging. Als Mirbach Fritz sah, stieß er einen schnalzenden Ton aus und zog ihn in sein Arbeitskabinett mit hinüber. "Famos," sagte er und lachte über sein ganzes bartloses, breites, faltiges Schauspieler-Gesicht, "ganz famos! Jetzt hab ich 'n Vorwand, erst mal zu frühstücken, eh ich aufs Landgericht gehe. Das leist ich mir sonst nicht. Ich brauch nämlich ne Entfettungskur. Sie schlägt aber nicht an. Erlaube mal!" Er öffnete eine Thür und rief etwas heraus. Dann wandte er sich zurück und warf sich in einen Ledersessel, ohne Hut und Akten abzulegen. "Mach dir's doch bequem, du! Hast's ja dazu. Du kommst wegen der Büsching'schen Hypothek, nicht? Na, die Sache ist in Ordnung. Morgen hätt'st du Nachricht gehabt!"

"Ich komme wegen ganz was andrem", sagte Fritz etwas geniert.

"So?" Ein Diener brachte ein Tablett mit Portwein, Eiern und Sardellenbrödchen. "Na, denn lang man erst zu! Mit nüchternem Magen kann man keine Geschäfte verhandeln. Der Wein ist gut, für den bürg ich. – Na?"

Fritz goß sich ein Glas Portwein ein, lehnte alles andre aber ab und trank auch nicht. Mirbach seinerseits bediente sich in auskömmlichem Maße, fragte aber zwischen Kauen und Schlürfen noch einmal mit einem seiner schrägen Blicke über die Stahlbrille fort: "Na?"

"Es ist eine sehr ernste Sache. Du wirst dir's nicht denken können." Fritz blickte vor sich nieder und zupfte an den Troddeln der grünen Ripsdecke, die über dem ovalen Tisch lag. "Ich will mich scheiden lassen."

²⁷ *vogue la galère*: eine sprichwörtliche Wendung, mit der man sich heiter in ein unvermeidliches Unglück schickt. Ursprünglich im Text eines alten französischen Chansons, wird es schon von Montaigne 1580 zitiert (Michel de Montaigne: 'Essais', Livre 1, Chap. XIV, Paris 1969, S. 93).

Mirbach sagte eine kleine Weile gar nichts, sondern aß und trank ruhig weiter. Dann pfiß er leise zwischen den Zähnen und strich sich mit der Hand über die halbmondförmige Glatze hin, die aus dem lichten, dünnen Blondhaar aufschimmerte, bis er endlich sagte: "So. Warum denn?"

"Das will ich gerade von dir wissen. Das heißt, ich meine: welchen Grund man da anführen kann. Denn ethische Gründe gelten ja doch in unsrem gesegneten Rechtsstaat nicht. Daß eine Ehe gelöst werden muß, wenn sie ihren Zweck nicht mehr erfüllt, wenn sie unsittlich geworden ist, erkennt man bei Gericht ja nicht an. Man muß also etwas anderes finden, – irgend einen Vorwand. Traurig genug! Aber so treiben wir's ja nun einmal, wir, die wir auf der Höhe der Civilisation wandeln!" Er trank sein Glas mit einem Zuge leer.

"Da keine Kinder vorhanden sind," sagte Mirbach bedächtig, "hat die Sache keine Schwierigkeit, – vorausgesetzt daß Frau Luise will."

"Gott sei Dank, will sie."

Der Rechtsanwalt pfiß wieder einen Augenblick. "Dann ists ja in Ordnung. Ich werde heute noch zu ihr gehen und mit ihr reden." Er schenkte sich noch einmal ein. "Du willst wahrscheinlich wieder heiraten?"

"Ja. – Wieso glaubst du das?"

"Weil man gewöhnlich erst in solchem Fall dahinter kommt, daß die bisherige Ehe unsittlich war. Kennt Frau Luise diejenige, welche?"

"Nein. Das heißt: flüchtig, von Ansehn. Sie weiß ungefähr, um wen es sich handelt. Ich spiele mit ganz offenen Karten."

"Und sie ist einverstanden." Dieser Punkt schien Mirbach weitaus der wichtigste zu sein. Er trank sein Glas leer und stand auf. "Also ich spreche heute noch mit ihr. Verlaß dich auf mich! Mach dir weiter keine Sorgen! Das kann alles angehn. Jeder nach seinem Chacun.²⁸ Ich – na, ich thäts nicht. Aber, wie gesagt: es läßt sich ganz glatt abwickeln, hast dich um nichts zu kümmern. Und jetzt muß ich gehen. Adieu, Alter! Kommst mit hinaus oder trinkst noch ein Glas hier? Ich hab Eile."

Er war schon an der Thür, als Fritz ihn einholte und mit ihm das Zimmer verließ. Als sie die Treppe zusammen hinunterstiegen, fragte Fritz in einem verlegenen, murmelnden Ton: "Meinst du, daß ich vorläufig ruhig bei ihr wohnen bleiben kann, Mirbach?"

²⁸ Nach *Chacun à son goût!* (Jeder nach seinem Geschmack), einer französischen redewendung, die bekannt wurde durch das couplet 'Ich lade gern mir Gäste ein' in der operette *Die Fledermaus* von Johann Strauß.

"Oh, warum nicht? Gewiß. Das kann ganz gut angehn." Damit sprang er in einen Pferdebahnwagen, der gerade vorbeikam, winkte Fritz vom Hinterperron desselben noch mit der Hand zu und war verschwunden.

Fritz war sich, während er planlos die Straße hinunterschlenderte, nicht ganz klar über seine eigenen Empfindungen. Auf der einen Seite war es ihm lieb und erleichterte ihn, daß Mirbach nach seiner Art so wenig Worte gemacht, sich nicht gewundert, nicht gefragt und sich nicht entrüstet hatte, überhaupt: daß er ihm eine so rasche und einfache Erledigung in Aussicht stellte. Aber trotz allem war ihm unbehaglich zu Mute. Man konnte das also wirklich mühelos abstreifen, wie einen zerrissenen Handschuh. Merkwürdig! Und das Zusammenleben mit Luise würde unter solchen Umständen peinlich werden. Es zwang ihn freilich niemand dazu. Aber wozu vorzeitig alle Welt von dem bevorstehenden Bruch in Kenntnis setzen, es allen entgegenschreien: *wir gehen auseinander, – wir wollen nicht mehr zusammen leben?* All das Geträtsche darüber kam ja nachher immer noch früh genug. Und schließlich: wohin sollte er gehen? Daß er zu Wolf jetzt nicht konnte, war natürlich. Es waren freilich eigne Flitterwochen, die der feierte, – daß Gott erbarm! In Klausur wurd er gehalten, der arme Kerl, nicht eher durft er wieder heraus, bis er ein großes Werk geschaffen hatte, bis er *berühmt* geworden war. Nun, ihm, Fritz, konnts recht sein. Aber Logierbesuch konnte der jetzt nicht gebrauchen. Also auf Reisen gehn? Dazu hatt er keine Lust. Und er wollte sich auch von Lene nicht trennen. Wäre also nur geblieben, sich selbst ein Quartier zu suchen. Nur daß er vor solch einem *Chambre-garnie*-Wohnen ein Grauen hatte, – ohne Lene, wie er zu seiner eigenen Beruhigung sich hinzudachte, natürlich nur ohne Lene. Und übrigens: weshalb hätte gerade er die gemeinschaftliche Wohnung verlassen sollen? Sie gehörte ihm, so lange er mit seiner Frau verheiratet war, doch unzweifelhaft ebenso gut, wie ihr, er hatte doch ganz dasselbe Recht daran. Und ein enges Zusammenleben hatte zwischen ihm und Luise ja eigentlich nie existiert, – solch ein Zusammenleben, das man eine Ehe hätte nennen können. Doch, was bestand, konnte ruhig so weiter bestehn, ohne daß er sich zu schämen gehabt hätte mit seiner Liebe zu der andren im Herzen. Wenn also Luise selber keinen Anstoß daran nahm – Lange würd es nach Mirbachs Zusicherungen ja überhaupt nicht dauern. Es war daher das einfachste, alles blieb, wie es war.

Damit ging Fritz, um für den Roman, den er unter der Feder hatte, noch einige Lokalstudien zu machen. Er hielt es zu diesem Zweck auch für angebracht, heute bei *Dressel* zu speisen.²⁹ Es war ganz gut, wenn Luise ihn vergeblich erwartete; sie mochte dann sehn, wie es that. ohne ihn zu Mittag zu essen, und begreifen, daß er auch ohne ihre gute Küche leben konnte, – daß diese gute Küche ihn ganz und gar nicht zog und fesselte. Außerdem brauchte er das Dressel'sche Milieu. Später – mit Lene – würde er

²⁹ Das restaurant von rudolf dressel, das es noch zu DDR-zeiten gab, gehörte um 1888 neben *Hiller* und *Borchardt* zu den "vornehmsten" restaurants der stadt. Seine adresse war Unter den Linden 50/51. Berühmt war in den 1870er jahren der stammtisch bei *Dressel*, in dem auch der herrenclub '*Tunnel über der Spree*' (bekannt geworden vor allem durch ihr mitglied theodor fontane) seine sitzungen abgehalten hatte. 1896 betrieb rudolf dressel anlässlich der Berliner Gewerbeausstellung mit laurentz adlon das *Hauptrestaurant von Adlon und Dressel* am Neuen See im tiergarten. (Quelle: <http://historische-rezeptwerkstatt.de/index.php>)

dort nicht essen können. Dann würde es schmaler hergehn. Aber das that nichts. Er würde dann erst leben, – leben!



Jeden Vormittag herrschte die gleiche Todesruhe im Silbermann'schen Hause, dessen ersten Stock jetzt das junge Vogler'sche Ehepaar bewohnte. Wenn nur die Klingel gezogen wurde, geriet Frau Rosa schon in zornige Erregung. Kein Geräusch, kein Laut sollte den *Herrn* stören. *Der Herr arbeitet!* Das war die Parole, unter der man absolutes Schweigen in der Runde hielt und gebot. Die Dienstboten schlichen nur auf den Zehen umher, das Bauer des Kanarienhahns war verhängt, damit er nicht schmetterte, jeder Lärm auf der Staße wurde als ein Attentat empfunden.

Für Wolfgang war diese Stille beinahe beängstigend. Er war gewohnt, unter den hundertfachen Geräuschen einer Hofwohnung, bei Tellergeklapper, Küchengeschwätz und Leiderkastentönen zu arbeiten, mit Klaviergeklimper oben, unten und nebenan. Und damals wars immer um Geld gegangen, um da tägliche Brod. Er sehnte sich jetzt manchmal nach einem Ton, nach Lärm und Störung. Es war ihm viel zu ruhig umher. Dabei konnte er nicht arbeiten, das vertrug er nicht. Er sprang manchmal von seinem Sessel auf und lief im Zimmer umher, bloß um den Lauf seiner Schritte zu hören, den die weichen Teppiche aber zu seinem Verdruß abdämpften. Er trommelte mit den Fäusten aufs Fernsterbrett, er piff einen Gassenhauer vor sich hin. Diese Ruhe, die er angeblich so nötig haben sollte, machte ihn nervös.

Es kam auch manchmal gar nicht viel zu Stande, – gar nichts Rechtes; in der letzten Zeit immer weniger. Er strich immer so ziemlich alles wieder aus, was er geschrieben hatte. Es befriedigte ihn nicht, es war gar nicht das, was er hatte sagen wollen. Merkwürdig, wie viel auf dem Weg vom Kopf zur Hand verloren ging! Eigentlich alles Beste und Eignartigste. Und die Hauptsache: er wußte immer ziemlich genau, daß Rosa keinen Gefallen an dem finden würde, was er fertig brachte, daß sie es nicht billigen, nicht passieren lassen würde. Und das war das Schlimmste, davor hatte er einen heiligen Respekt. Sie nahm jeden Mittag sein Geschriebenes vor, wie ein Schülerpensum, das er absolviert hatte und das sie nachsehn, censieren, korrigieren mußte. Es war eigentlich schmähhlich. Was sie dabei sagte, war freilich alles klug und gut und beherzigenswert, aber deshalb eben beschämte es ihn. Von einer Frau, – von seiner Frau! Wie ein Schuljunge stand er immer vor ihr. Und sie war unerbittlich und unbestechlich in dem, was sie sagte. Hart, kalt und scharf fielen ihre Worte. Es hätte ihn öfters empört, sie so reden zu hören, wenn er nicht ehrlich genug gewesen wäre, sich einzugestehn, daß sie eigentlich immer den Nagel auf den Kopf traf. Peinvoll war es trotzdem, – vielleicht sogar gerade deshalb, so abgekanzelt zu werden. Daß sie das überhaupt über sich

gewann, war doch auch seltsam. Als Frau, die zu ihrem Manne aufsehn sollte, als Frau, die ihn liebte! Wahrscheinlich, – nein, sicher that sie es ja gerade deshalb, sie wollte ihn eben berühmt sehn, alles aus ihm herauslocken, was in ihm schlummerte, sich an seinem Ruhm sonnen, – aber doch begriff er nicht, wie sie es konnte, doch berührte es ihn schmerzlich. Es steckte eine männliche Natur in dieser Frau. Alles Weiche und Milde schien ihr fremd zu sein; sie war ganz Verstand und Energie.

Manchmal erschrak er förmlich vor ihr. Dann kam sie ihm in ihrer Strenge und Folgerichtigkeit wie eine feindliche Gewalt vor, die sich gegen ihn andrängte und sein Leben zerstören wollte. Sie meinte es ja gut, aber sie hätte ihm noch eine Weile Frieden gönnen, hätte nicht gleich so scharf mit ihm ins Zeug gehen sollen. Es war doch noch niemals ein Meister vom Himmel gefallen. Das sah gerade aus, als hätte er sich durch seine Verheiratung verpflichtet, nun sofort ein bedeutendes Werk zu schreiben und ein berühmter Mann zu werden, und er müßte diese Verpflichtung nun einlösen, ohne an etwas andres sonst zu denken, ohne für etwas andres sonst zu leben. Das war denn doch das Rechte nicht, so wars nicht gemeint gewesen. Natürlich brauchte er ein sorgenfreies Leben, um etwas schaffen zu können, natürlich mußten Zwang und Druck des früheren von ihm abfallen, damit er sich voll ausschöpfen, sein Inneres rein und frei ergießen konnte, aber das alles wollte Zeit, ließ sich nicht so im Umsehn verwirklichen. Dafür hatte er zu lange in Ketten und Banden geschmachtet, im Joche des Tagesfrohs sich abgemüht. Man konnte das nicht mit einem Male so von sich abwerfen, mußte sich erst allmählich in all das Neue hingewöhnen. Daß Rosa das nicht begreifen wollte! Daß sie da von Schlendrian und Ausflüchten und Beschönigung der Trägheit reden konnte! Sie hatte sich nun eben vorgesetzt, ihn in eine strenge Schule zu nehmen, sie ließ ihn nicht wieder los. Nur daß schließlich auch das wieder ein Zwang war und daß er keinen Zwang vertrug, – daß kein wirklicher Künstler ihn vertrug!

Zu einem Genuß seines neuen Lebens kam Wolfgang gar nicht. Er hatte seine Gedanken immer bei seiner Arbeit, er quälte sich innerlich damit ab, wie er's Rosa werde recht machen können. Darüber ging ihm die Lust an allem Luxus verloren, der ihn umgab. Er wunderte sich manchmal selbst darüber, daß er nicht mehr inneres Behagen an seinen Räumen, seinen Möbeln und Kunstschatzen, an Essen und Trinken, an diesem ganzen reichen, vornehmen Dasein empfand. Die Lust daran schien vorüber zu sein, er fühlte gar keine Zusammengehörigkeit zwischen sich und den *Sachen* mehr, er kam sich manchmal wie ein Fremder vor, der hier nur eine Zeitlang mitten unter ihnen zu weilen hatte. Das war schließlich das Glück auch nicht. Er war nicht so eine weiche Epikuräernatur, wie Fritz Doppler; ihm war das alles nicht Selbstzweck, er wollte nur sorgenlos leben, sich überhaupt ausleben können.

Und übrigens konnte er nicht einmal, wie er wollte. An allen Ecken und Enden sah er sich gehemmt und beeinträchtigt. Er kam sehr bald dahinter, daß Rosa geizig war. Zum wenigsten war sie's immer dann, wenn er gern mit vollen Händen gegeben hätte, besonders wo es sich um verarmte Künstler und gescheiterte litterarische Existenzen

handelte. Von derartigen Unterstützungen, die ihm eine wahre, innere Genugthuung gewährt hätten, wollte Rosa nichts hören, sie wurde sogar so böse über seine Ansprüche in dieser Richtung, daß er schließlich gar nicht mehr darauf zurückkommen durfte. Sie hielt fest, was sie besaß. Er, der eine Art von Revanche darin gesehn hätte, würde am liebsten jeden hungernden Litteraten versorgt, jeden beschäftigungslosen Künstler mit Bestellungen überhäuft haben. Es fehlte auch nicht an Bittstellern jeder Art, die sich an ihn zu drängen suchten, die es gewissermaßen als ihr Recht, jedenfalls als seine Pflicht geltend machten, daß er ihnen half. Geschah dies dann nicht, so ließen sie es an höhnischer Bitterkeit und offenen Beschimpfungen nicht mangeln. Unwürdige Elemente waren natürloch auch zahlreich darunter vertreten. Aber Wolfgang hätte allen aufgeholfen, wenn Rosa nicht ihr Machtwort gesprochen hätte. Alle Geldangelegenheiten gingen ausschließlich durch ihre Hände. Das war schon so, seit der alte Isidor Silbermann erkrankt war. Seit Jahren war sie sein Advokat und Kassierer in einer Person; ihre Geschäftskenntnisse warn erstaunlich. Wolfgang saß oft mit offenem Munde dabei, wenn er sie mit ihrem Vater über diese Dinge in Ausdrücken und Wendungen reden hörte, die er nicht kannte und nicht verstand, als wenn es das natürlichste von der Welt wäre. Dann zog sich manchmal etwas in ihm zusammen, wie ein Krampf; sie erschien ihm fremd, wie ein Mensch aus einer Welt, in die er nicht gehörte, nach der er kein Verlangen trug.

Er selbst hatte nie irgendwie nennenswerte Summen in seiner Hand. Rosa gab ihm für seine kleinen Ausgaben ein Taschengeld, im übrigen hatte er sich um Geld nicht zu kümmern; das alles war allein ihre Sache und sie war eine genaue, haushälterische Wirtin. Die Bittsteller wußte sie ihm allmählich ganz fernzuhalten, es durfte überhaupt kein Besuch zu ihm herein, dem sie nicht selber Einlaß gewährt hatte. So vereinsamte er mehr und mehr. Nur die Gesellschaft des alten Silbermann mußte er sich viel öfter gefallen lassen, als ihm lieb war. Sie wohnten mit dem alten, gelähmten Herrn eigentlich vollständig zusammen, – Rosa hatte das als etwas Selbstverständliches eingerichtet, – und allmählich fiel Wolfgang die Aufgabe, ihn zu unterhalten und Schach mit ihm zu spielen, fast allein zu. Rosa versicherte ihm, daß es nichts besseres gäbe, um seinen Geist auszuruhen und für die Arbeit zu stählen. Im Grunde waren es recht eigentümliche Flitterwochen, die sie verlebten. Manchmal griff Wolfgang sich an den Kopf, um sich zu fragen, ob denn nun das wirklich das Glück sei, nach dem er durch Jahre und Jahre auf der Suche gewesen. Aber immer tröstete er sich wieder damit, daß alles anders werden würde, wenn ihm nur einmal ein erstes, großes Werk gelungen sei. Und es würde jetzt gelingen.

Mit Fritz Doppler lebte er sich allmählich ganz auseinander. Wie das kam, wußte er selber nicht recht. Es that ihm sogar leid, denn Fritz war ein vortrefflicher Mensch und er hatte ihm ja viel zu verdanken. Aber diese verrückte Idee, sich scheiden zu lassen, ging denn doch über allen Spaß. Es war wirklich schon etwas, was ans Narrenhaus streifte, darin hatte Rosa ganz Recht, und es war eigentlich nicht zu begreifen, daß Frau Luise Doppler die Sache so gemütsruhig aufnahm und sogar mit diesem tollen

Menschen nach wie vor zusammenlebte, als wäre nichts vorgefallen. Keine andre hätte das gethan. Und Fritz nahm das hin und blieb dabei, es sei eine unabweisbare, ethische Forderung, seine Frau zu verlassen. Weil er eine Andre liebte, – eine, mit der er glücklich werden, mit der er die Bestimmung seines Lebens erfüllen konnte. Er wollte nicht sagen, wer diese eine war, und Frau Luise Doppler wollte es auch nicht sagen, obgleich die es erfahren hatte; kein Mensch wußte es und alle zerbrachen sich den Kopf darüber. Nur er, Wolfgang, wußte es. Obgleich es ihm keiner gesagt hatte, am allerwenigsten Fritz; obgleich er gar keinen Beweis, gar keinen Anhalt dafür hatte. Er wußte es doch. Es war Lene, es konnte gar keine andre sein, als Lene. Fritz war ihr Tröster geworden, Fritzen hatte sie sich richtig eingefangen. Es war toll. Aber gerade diese Tollheit sah Fritz so ähnlich. Und weshalb genierte er sich sonst, von seiner Zukünftigen zu ihm, Wolfgang, zu sprechen? Für solche Geheimniskrämerei lag doch gar kein Grund vor, sie beide hatten sich doch sonst nie ein X für ein U gemacht. Aber das war natürlich nicht angenehm, zu dem Vorgänger von der heißen Liebe für dies Mädchen zu sprechen, – das begriff sich. Und es war ja auch nicht auszudenken, wie unsinnig das alles war. So Eine heiraten! Und nun gar der verwöhnte, weichliche, energielose Fritz, der ein unglückliches Gesicht durch vierundzwanzig Stunden machte, wenn mal der Kaffee nicht ganz so stark war, wie er ihn liebte. Der ums tägliche Brod arbeiten – und um was für ein Brod! Der ihn, Wolfgang, welcher daran verzagt und zusammengebrochen war, beschämen wollte, – der! Es war zum Totlachen. Oder ob er sich von Lene ernähren lassen wollte? Vielleicht, auf eine besondere Art – pfui, nein! Aber man mußte wirklich irre an ihm werden.

Die Sache regte Wolfgang viel mehr auf, als er sich gestehen wollte. Gerade, weil es sich um Lene handelte. Er war wütend auf Fritz. Daß der sich mit so etwas einlassen konnte! Wenn er sich durchaus scheiden lassen wollte, – lieber Gott, darüber war ja im Grunde nichts zu sagen; das konnte man unter Umständen wohl wirklich als eine *sittliche That* ansehen, wenn es für Fritz, wie er nun einmal war, auch eher als eine Dummheit erschien. Aber Lene heiraten, – gerade Lene? Es war ein unerträglicher Gedanken für Wolfgang. Er wollte ihm nicht aus dem Kopf, er beschäftigte ihn unablässig. Und gerade dies brachte ihn auf, daß er ihn nicht loswerden konnte, daß sich dieser Gedanke in all das Wichtige und Neue einschlich, was ihn so ganz in Anspruch nehmen sollte; – gegen Fritz und gegen Lene brachte es ihn gleichermaßen auf. Eine Berührung zwischen ihnen würde später unvermeidbar werden. Und wie sollten sie sich gegenüberreten? Da war doch alles so peinlich, – so widerwärtig. Wie konnte man denn so Eine heiraten wollen? Das hieß denn doch der ganzen Gesellschaft ins Gesicht schlagen, in der man nun einmal leben mußte und wollte.

Und noch etwas andres kam hinzu, etwas, das Wolfgang am allerwenigsten verstand, am allerwenigsten sich klar machte: ein Gefühl des Neides, sogar des Hasses gegen Fritz. Wenn er sich die lustigen, harmlos-vergnügten Stunden in die Erinnerung zurückrief, die er mit Lene verbracht hatte, – und gerade die fielen ihm jetzt immer ein und gerade, wenn er sich zum Arbeiten zwingen sollte oder oder sonst sein Tag sich öde

und freudlos gestaltete, – stieg etwas wie Sehnsucht, Reue und Mißgunst zugleich in ihm auf. Es wogte ganz gestaltlos in ihm durcheinander, aber es zwang ihn, sich Einzelheiten auszumalen, die ihn aufregten, sogar berauschten. Es war doch eine leichtlebig-heitre Zeit gewesen, man konnte es Fritz gar nicht verdenken, wenn er sich, all der trocknen, spießbürgerlichen Ehrbarkeit satt, in der er vegetierte, daran erfrischen und damit über mancherlei Tristes und Langweiliges forttäuschen wollte. Nur heiraten mußte man so Eine nicht! Die abgelegte Geliebte eines Freundes! Mit immer sich steigernder, moralischer Entrüstung betäubte Wolfgang, was sonst an Empfindungen in ihm durch die Vorstellung geweckt wurde, daß Fritz jetzt Lenes Liebhaber war. Sie selbst verdammt er schonungslos. Nun sah man's ja, welch eine Tugendheuchlerin sie gewesen war. Einen nach dem Andern, – ihr war Jeder recht. Und nun war sie schon auf dem Standpunkt, wo solche Mädchen an die *dauernde Versorgung* denken und ihre Netze schlau auswerfen. Die hatte sich früher über ihre einstigen Kolleginnen skandalisiert, die jetzt in Federhut und Mantille in herrschaftlicher Equipage die Linden hinunterfahren! Ja, die Zeiten änderten sich. Sie selbst wollte freilich höher hinaus, wollte *ehrbar* werden. Aber wem streute sie damit Sand in die Augen? Die sie war, blieb sie deshalb ja doch.

Wenn Wolfgang Fritz sah, glaubte er jedesmal ein befriedigtes, sattes Lächeln auf dessen Lippen zu gewahren, das ihn erregte und peinigte. Dieser Mensch war wirklich ein prädestinierter Sybarit, dem fiel Alles in den Schoß, der schwelgte unablässig. Und dabei arbeitete er sogar noch, – ohne daß man ihn stachelte, ohne Zwang, mühelos und freudig. Ein wahres Glückskind. Und diese Frau Luise setzte ihm nicht einmal den Stuhl vor die Thür. Die behielt ihn bei sich, als ob sie mit jeder Stunde geizte, wo dieser Mustermensch noch ihr gehörte. Niemals sprach sie sich mehr zu Rosa aus, niemals klagte sie. Sie blieb ganz die Alte. Aus dieser Frau war nicht mehr klug zu werden. Man wußte gar nicht, ob man sie bewundern oder verachten sollte. Nicht einmal Rosa wußte es, die doch sonst so klug war. Sie billigte jedenfalls Frau Luises Verhalten nicht. Es sei keine weibliche Würde mehr darin, hatte sie gesagt. ohne eigentlich klar zu sehn in dem, was vorging. Der Verkehr zwischen den beiden Häusern hörte so gut wie ganz auf.

Rosa liebte eigentlich überhaupt keinen Verkehr. Sie hatte sich in früheren Jahren an Bällen und Gesellschaften rasch übersättigt, damals, als noch alle die adligen Offiziere ihr gehuldigt hatten und man ihr jeden Tag einen Heiratsantrag machte, – bis sie endlich des Spiels überdrüssig war, alle auslachte und sich von allen zurückzog. Diese Frau hatte gar keine Illusionen, nur Ziele und Absichten. Sie durchschaute alles klar, ihr Verstand war von durchdringender Schärfe. Man hatte immer die Empfindung, daß vor ihr nichts bestehen konnte, daß sie alles in seine Bestandteile auflöste und dann zu Staub zerrieb. Manchmal war etwas Grausames in diesem Naturtrieb, dem sie nicht widerstehen zu können schien. Nur ein Rest von Phantasie, der ihr offenbar noch geblieben war, hatte sich um Wolfgang geklammert und ließ nicht los von ihm. Sie, die jedes Menschen Außenhülle sonst mühelos abstreifte und mit geradezu unheimlicher Klarheit in sein Inneres hineinleuchtete, ließ sich ihrem Manne gegenüber verleiten,

kritiklos zu schwärmen, zu hoffen und zu glauben. Es war für sie etwas Mysteriöses in diesem Manne und dies Geheimnisvolle, dem sie fast scheu gegenüberstand, wars, was sie zu ihm zog, was sie an ihm liebte und was sie mit ihm verband. Es war zugleich das, was sie selber vermißte, sowohl bei sich wie sonst bei allen, und wonach sie sich doch sehnte, was sie sogar mit einer Art von Andacht erfüllte. Es war der Dichter, der sie in ihm reizte und lockte. Sie traute Wolfgang Großes zu, gerade weil er das besaß, was ihr selber so ganz fehlte; sie war außerdem durchdrungen davon, daß sie berufen sei, ihn zu ergänzen, weil sie ihn leiten, modeln und zügeln konnte. Und eben um deswillen war sie auch unerbittlich in der Erfüllung ihrer Mission, sie zwang sich zur Strenge gegen ihn, immer nur das eine Ziel vor Augen, ihn groß und berühmt zu machen.

Ihr Leben hatte überhaupt keinen andren Inhalt mehr, sie begriff gar nicht, daß Wolfgang selber nach andrem noch Verlangen trug, daß er Theaterbesuche, Gesellschaften, häuslichen Verkehr vermißte. Sie schüttelte erstaunt und mißbilligend den Kopf dazu. In solchen Augenblicken, wo er klagte oder wo er nicht von dem glühenden Arbeitseifer beseelt schien, der ihrer Meinung nach sein einziges Lebenselement hätte sein müssen, wandelte sie manchmal ein Grauen an bei dem Gedanken, sich je in ihm getäuscht sehn zu können. Was dann werden würde, wußte sie nicht; sie wollte, konnte an solche Möglichkeit nicht glauben.

Aber Wolfgang selber wurde zu Zeiten von der gleichen Furcht heimgesucht. Wenn er Rosas Erwartungen nicht erfüllte, – und sie erschienen ihm, wenn er sich müde und unlustig fühlte, bis zum Unnatürlichen übertrieben, – wenn sie eines Tages zu der Erkenntnis kam, daß er der große Dichter gar nicht war, nie werden konnte, den sie in ihm sah: was dann? Welche Gemeinschaft gab es dann noch zwischen ihnen beiden? Würde Rosa diese Enttäuschung überhaupt überleben können? Würde sie ihn nicht hassen, nicht verachten? Mußte er dann nicht so klein vor ihr erscheinen, daß er die Augen gar nicht mehr zu ihr emporheben konnte? Nicht das Loos an ihrer Seite als eine niederdrückende, beschämende Last empfinden, da es doch einem andren, nicht ihm, wie er wirklich war, zgedacht und bereitet worden? Er hatte in den Stunden, wo solche quälenden Angstvorstellungen über ihn herfielen, oft ein brennendes Bedürfnis nach Betäubung, nach irgend etwas Ablenkendem und Zerstreuem. Er fühlte sich nicht mehr wohl in der Rolle, die er tragieren mußte, er verzagte an sich, er bereute die großenwahnsinnigen Ideen, mit denen er früher gespielt hatte. Es stimmte ihn trübe und zornig, daß Rosa eigentlich gar nicht ihn liebte, sondern in ihm nur das, was sie aus ihm machen wollte, ihr Werkzeug, ihre Schöpfung. Ihre Klugheit erschreckte ihn oft, ihre Härte that ihm weh. Sie war zu wenig Weib; er wunderte sich oft, daß er das nicht eher eingesehn hatte. Wie mit der Peitsche stand sie immer hinter ihm.

So war man mitten in den Winter gelangt. Ein eigentlicher Winter wars freilich nicht, nicht ein einziges Mal hatte es noch gefroren. Wenn es schneite, lösten die Flocken sich alsbald wieder in Regen auf. Es war fast immer milde, der Wind blies unablässig von Südwest, und die Sonne war in Wochen nicht mehr zum Vorschein gekommen. Der

feuchte, warme, dunkle Winter, bei dem man oft am hohen Mittag schon die Lampen anzünden mußte, drückte schwer auf die Nerven. Wolfgang war in einer reizbaren, unbehaglichen Stimmung. Die Erzählung, an der er nun seit Monaten gearbeitet hatte, war zwar vollendet, aber sie befriedigte ihn nicht. Ihn so wenig, wie Rosa. Aus verschiedenen Gründen freilich. Rosa fand sie trotz allem, was sie selber dazu gethan, nicht scharf und nicht eigenartig genug; das oder doch ähnliches hatten andre auch schon gesagt, nur klarer und überzeugender. Es trug nicht den Stempel einer bestimmten Persönlichkeit, es roch nach Familienblättern, nach Durchschnittslektüre und Konvention. Sie erklärte unumwunden, daß das Werk sie ernüchtere, daß der Hauch des Absonderlichen ihm fehle, daß Wolfgang etwas ganz Andres schreiben müsse, um sie zu überzeugen, um sie *zu sich hinüberzuzwingen*; seine *'Verfehlte Liebe'* war frischer und kecker, als dies neue Werk, das gequält und unfrei erschien, das keine Eigenwärme hatte. Sie war entschieden dagegen, es zu veröffentlichen. Man mußte statt dessen mit ganzer Kraft an ein neues Werk gehen.

Wolfgang selber mißfiel an seiner Schöpfung gerade das, was er nicht als sein eigenstes Erkannte, was als fremdes Element durch Rosa da hineingetragen worden war. Es kam ihm fremd vor, gar nicht wie Fleisch von seinem Fleische, und dazu war es nicht einheitlich, sondern in Stil und Inhalt zerfahren und ungleichartig. Er hatte gar keine innerliche Beziehung zu dem Werk, es war kein Teil von ihm. Und doch war er ehrlich genug, sich einzugestehn, daß gerade das Fremde darin das beste war, daß Rosa alles, was gut und bedeutend an dem Werk, veranlaßt, zum Teil selber geschaffen hatte. Aber gerade deshalb war es ihm verhaßt, trotzdem er sich sagte, daß er es nicht besser hätte machen könne, daß er überhaupt nichts besseres werde schreiben können, nicht jetzt und nie. Alles, was von Schwung und Phantasie in ihm war, – und das gerade wars, was sie an ihm liebte und bewunderte, – hatte er in diese Erzählung hineingegeben, und doch wars ein triviales Durchschnittswerk geworden, eins, wie es hundert andere auch schrieben, eins, wie er es in seinem Hofzimmer, vier Treppen hoch, unter Entbehrungen aller Art und mitten im Frohn des Alltags auch hätte schreiben können, schon so und so oft thatsächlich geschrieben hatte, – eher noch ein bischen frischer und harmloser, als jetzt dies da. Nur die paar geistreichen Einzelheiten, die gar nicht von ihm stammten und ihm auch gar nicht ähnlich sahen, stachen als besonderes Erkennungsmerkmal daraus hervor. Man konnte hundert gegn eins wetten, daß dies oder jenes Familienjournal die Erzählung mit Vergnügen zum Abdruck bringen, wohl gar ein namhaftes Honorar dafür bezahlen werde; aber das alles hatte Wolfgang früher auch schon erreicht, das bedeutete nichts. Daß er wirklich ein *Dichter* war, hatte er durch dies Werk nicht bewiesen. Er hatte höchstens bewiesen, daß er selbst mit fremden Stelzen nicht besser laufen konnte, als auf eigenen Füßen.

Es waren peinvolle Tage, an denen diese Selbsterkenntnis ihm aufging. Er war verdrossen und verbittert, wie kaum je in seinem Leben. Die hatten also alle doch wohl Recht gehabt, die ihm gesagt hatten, er könne nicht über den Durchschnitt hinaus und er werde auch in einer sorgenfreien Existenz nichts andres und besseres leisten, als bisher,

all sein darüber hinausgehende Hoffen sei Verblendung, Eitelkeit und Größenwahn, – Fritz hatte Recht und Ottomar Höffert und Lene. Wie die ihn wohl auslachen, über ihn spotten und höhnen würden, wenn sie wüßten, wie es stand! Aber sie sollten es nicht erfahren. Er hatte sich vielleicht nur noch nicht an das veränderte Leben gewöhnt. Er konnte, mußte ja noch andres schaffen!

Auch Rosa glaubte das, sie sagte ihm wenigstens, daß sie es glaube. Ihm kams freilich vor, als ob ihr Ton minder zuversichtlich dabei klinge, als sonst, als ob sie das nur sage, um ihn zu beruhigen und zu trösten, wie ein gescholtenes Kind. Denn ihr Urteil war unnachsichtlich herb gewesen und das Schlimmste war, daß er ihr hatte recht geben müssen, – wie freilich fast immer, wenn sie in ihrer lichtvollen, scharfen Art ihm etwas auseinandersetzte. Ein halb gutmütig-mitleidiger, halb ironischer Ton schien ihm aus ihrem Trost entgegenzuklingen. Er war argwöhnisch geworden, er traute ihr nicht mehr ganz. Noch mehr, als sonst, hatte er die Empfindung, daß sie ihn von oben herab behandle, daß er in ihrem Hause doch eigentlich nur der Geduldete sei. Seine Stimmung wurde die unglücklichste von der Welt. Er kam sich in seinen eignen vier Wänden wie Einer vor, der seine Berechtigung, hier zu weilen, nicht hatte erweisen können. Er war mißtrauisch und innerlich mit sich zerfallen, er schwankte zwischen ausschweifenden, vagen Hoffnungen und haltlosem Verzagen hin und her. Der Mut und die Kraft zu neuer Arbeit fehlten ihm.

Dazu verdroß es ihn merkwürdigerweise, daß Rosa gerade jetzt weicher und zärtlicher gegen ihn war, als vorher, daß ihre Weibesnatur plötzlich ihm gegenüber mehr zum Vorschein kam. Er wollte nicht auf solche Art gehätschelt werden, wie ein Kind, dem man erst eine bittere Medizin eingegeben hat. All diese guten Worte kamen ihm gar zu absichtlich vor; es war ihnen immer etwas spöttisches in seinen Augen beigemischt, sie sollten etwa bedeuten: *Gräm dich nur nicht gar zu sehr! Getäuscht hab ich mich ja stark in dir, aber ein guter Kerl bleibst du trotz alledem!*

Und gerade jetzt, wo sie sein Weib und nur noch sein Weib sein wollte, fühlte er, daß sie ihm als Weib nicht genüge, daß sie ihm mehr sein mußte, damit er sie schätzen, ihrem vollen Wert nach achten konnte. Früher hatte er sie bei all ihren andren Vorzügen auch noch hübsch gefunden, jetzt erschien sie ihm reizlos. Ihre Züge waren in der That schärfer, das ganze Gesicht mit dem etwas vorstehenden, langen Kinn sonderbar spitz geworden. Sie hatte dadurch etws Vogelartiges bekommen; nur die braunen Augen blickten klug und hell, wie immer.

Wolfgang ertappte sich manchmal darauf, daß er in den Armen seiner Frau jetzt an Lene zurückdachte. Er erklärte sich dies dadurch, daß seine Gedanken durch Fritz Dopplers sinnlose, mysteriöse Entschließungen wieder gewaltsam zu dem Mädchen hingedrängt würden, daß er sich sehr wider seinen Willen innerlich mit ihr beschäftigen müsse. In Wahrheit aber verglich er, seit Rosa zu seinem Trost das liebende Weib gegen ihn herauskehren wollte, naturgemäß das, was er besessen, mit dem, was ihm jetzt gewährt wurde, und fühlte hier, daß er keinen guten Tausch gemacht. Rosa mußte immer den

Kürzeren ziehn, wenn man nur das Weib in ihr mit andren in Vergleich stellte, die ausschließlich Weiber waren. Eine unbehagliche Sehnsucht suchte Wolfgang heim. Er fühlte sich unbefriedigt und abgestoßen; er, der anfangs bei Rosa die weibliche Hingebung vermißt und herbeigewünscht hatte, wies sie jetzt von sich, wo sie sich ihm endlich bot, trotzdem er begriff, daß er Rosa unheilbar dadurch kränkte, sie sich mehr, als durch alles andre, entfremdete. Er konnte nicht anders, ihn wandelte manchmal ein erkältendes Erschrecken an, wenn sie sich ihm näherte.

Auch Rosas peinliche Ordnungsliebe und der bis zum Pedantischen bei ihr ausgeartete Sinn für Sauberkeit und Regelmäßigkeit führten manchmal zu Konflikten zwischen den Eheleuten. Denn für Rosa war jedes von seinem Platz verschobene Sophakissen ein Gräuel und das kleinste Stäubchen Cigarrenasche auf einem der kostbaren Teppiche oder Tischdecken brachte sie in Aufregung. Alles mußte immer genau so an seinem Platze stehn, wie sie es angewiesen hatte. Wolfgang war von seinen möblierten Junggesellenwohnungen her nicht an allzuviel Schonung und Ordnung gewöhnt, es hatte da eigentlich nie etwas gegeben, was er hätte in acht nehmen müssen. Außerdem wollte er's vor allen Dingen behaglich haben, sich an seinem üppigen Wohlleben rückhaltlos freuen. Er wälzte sich manchmal in hellem Trotz mitten zwischen all den goldgestickten Divankissen umher, nur um sich in der Verzagtheit über seine dichterischen Leistungen sagen zu können: "Das wenigstens hast du doch, – das kannst du!"

Rosa fand das roh; es fielen da manchmal scharfe Worte von ihren Lippen, die ihn an seine Abstammung und an sein früheres Leben erinnerten, Worte, die ihn im Tiefsten verletzten und die er mit Spott erwiderte. Er verlangte, daß die Wohnung und alle Gebrauchsgegenstände derselben dazu da sein sollten, um auch wirklich benutzt zu werden, nicht bloß zum Ansehn und Zierrat, er wollte in keinem Möbelmagazin und in keinem Schauladen wohnen. Häufig kam es hierüber zu Auseinandersetzungen, die bisweilen einen leidenschaftlichen Charakter annahmen. Rosa duldete keinen Widerspruch und war nicht an ihn gewöhnt, Wolfgang benutzte jede Gelegenheit, um zu betonen, daß er nicht als rechtloser Eindringling hier betrachtet sein wollte, sondern sich als Herr im Hause fühlte. Er brauchte das, um sich vor sich selber einen Halt zu geben.

Er erklärte schließlich, ehe er wieder arbeiten wollte, dringend einer Zeit der Zerstreung zu bedürfen, – der Anregung, wenn das besser klang. Er wollte Menschen sehn, die Theater besuchen, sich in den Straßen, den Cafés und Restaurationen umhertreiben – das vor allem. Die Stoffe für Romane und Dramen lagen ja auf der Straße, aber man mußte selber sehn und hören, es ging nicht an, daß man sich in seinen vier Wänden verschloß. Rosa zuckte zu solchen Auslassungen die Achseln. Für sie handelte es sich da um nichts andres, als um einen Vorwand zum Bummeln. Da sie aber Wolfgang's Ausgaben genau kontrollieren konnte und er nichts besaß, als was sie ihm einhändigte, war ihr weiter vor seinen Extravaganzen nicht bange; im rechten

Augenblick würde sie schon wieder den Riegel vorschieben. Sie vertraute auch darauf, daß ihm der Müßiggang bald wieder leid werden müsse, daß der unbefriedigte Ehrgeiz ihn zur Arbeit zurücktreiben werde.

Wolfgang durchstrich seither ziemlich planlos tagsüber die Straßen. Er war vorzugsweise immer dort, wo das Menschengewühl am dichtesten war, – unter den Linden, am Eingang der Friedrichstraße, auf dem Leipziger Platz und in der Potsdamer Straße. Manchmal hatte er eine Vision: er glaubte Lene unter all den Menschen zu sehn, die an ihm vorüber kamen. Aber immer täuschte er sich. Er begriff auch nicht, weshalb ihm das Herz lauter bei dieser Möglichkeit klopfte. Eine Reminiszenz an vergangene, lustige Zeiten, – was war sie ihm denn sonst? Und jetzt, wo ein anderer Rechte an sie hatte, würde er sogar am besten thun, sie nicht mehr zu kennen.

Einmal, als er in einer Droschke zweiter Klasse von der unteren Friedrichstraße nach Hause fuhr, weil er sich verspätet hatte und Rosa nicht gern mit dem Essen wartete, hatte er eine unerwartete Begegnung. Der Kutscher, der ihn fuhr, hatte ihn schon beim Einsteigen mit eigentümlichen Augen betrachtet und sah sich während des Fahrens dann noch mehrmals vom Bock herab nach ihm um, immer mit einem seltsamen, gutmütig-spöttischen Lächeln um den in grauen Bartstoppeln eingebetteten Mund, über dem die rötliche Kolbennase leuchtete. Die kleinen, geschwollenen Äuglein zwinkerten listig.

Wolfgang kam der Mann bekannt vor, er wußte aber nicht, wo er ihn hinthun sollte, er kannte viele Berliner Droschkenkutscher von Ansehn und dieser da sah sicherlich nicht viel anders aus, als ihrer ein Dutzend. Während der Gaul aber vor dem rumpelnden Gefährt mit gesenktem Kopf in jenem eigenartigen Zuckeltrab, der immer nur verschleierter Schritt ist, weiter dahintrottete, drehte sich der Mann im blauen Radmantel oben plötzlich wieder einmal um und sagte: "Sie kennen mir woll nich mehr? Wat?"

Nun erkannte ihn Wolfgang plötzlich und eine heiße Blutwelle überströmte sein Gesicht. "Ja wohl, ja, – Herr Leistner, nicht wahr? Ich weiß." Er wickelte sich fester in seinen Havelock, als ob ihn fröre, und wandte das Gesicht zur Seite; ein finstrier Zug prägte sich darin aus. Er wollte weiter nichts sprechen, er hatte nichts zu sprechen. Wozu denn auch?

Aber der Alte schnippte mit seiner Peitsche, was auf den lebensmüden Gaul nicht den geringsten Eindruck machte, und sagte dann nach ein paar Knurr- und Brummlauten aus tiefster Kehle herauf: "Ja, dat is nu all ne Weile her, dat wir uns jesehn haben. Und da hat sich ja nu viel verändert seitdem. Wissen Se noch, wie ick damals zu Ihnen jesagt habe: *Soweit is't ja jut, bloß wenn Se ihr nachher sitzen lassen, dann hat se 'n Knacks weg und keen Deubel nimmt se mehr zur Frau!* - ? Wissen Se dat noch?"

Wolfgang wurde unruhig. Wollte der Alte ihn hier vom Kutschbock herunter zur Rede setzen und die Gelegenheit gar benutzen – Das hätt ihm fehlen können! "Die hat sich ja längst anderweitig getröstet!" rief er auf gut Glück mit hellem Ingrimme hinauf.

Dr Alte kicherte in seinen Stoppelbart, die Kinnfalte wulstete sich ihm ordentlich dabei auf. "Na und ob! Erst Sie und denn das Mädchen. Jeder ne reiche Partie. Na, wie's zujeht in der Welt! Is schon rein zu doll!" Er schlug sich mit den Fäusten auf die Kniee.

Jetzt wurde Wolfgang aufmerksam. "Sie hat geheiratet?" fragte er gedehnt.

"Ne, aber et soll ja doch nu losjeht. Ick denke, Sie wissen det allens? Lene sagt ja, dat wär Ihr Freind und Sie hätten ihn man selber zu ihr jebracht. Natierlich: um ihr zu trösten. Sie Schlauberger, Sie! Dat er se rejelrecht heiraten würde wollen, daran is Ihnen ja doch natierlich keen Jedanke nich jekommen. Bloß Sie wollten sich uf jute Manier drücken und Ihrn Joldfisch angeln. Det kennen wir, ick habe mir det jleich jedacht. Lene hat et Ihnen jar nich mal iebel jenommen, so'n jutet Mädchen, wie dat is. Un dat det hernach noch so jut ausjeht würde, hat ja keener nich ahnen können. Ick for meine Person muß Ihnen schonst sagen: bevor dat so kam un wenn ick dat Janze friher erfahren hätte, ick wär Ihnen, als jemeenen Menschen, jehörig uf't Dach jestiegen. Dazu hätte mir in diesen Falle meine Olle jar nich mal ufstacheln brauchen. Aber wer erfährt denn immer jleich allens in Berlin? Ick wußte ja von jar nischt nich, bis dat Mädchen eenes scheenen Dages zu uns kommt, janz wie von 'n Himmel jefallen, un sagt so und so und wir wollten doch man gescheidt sind und uns versöhnen, denn ihr jing et janz famos jut un se hätt den ufrichtigen Wunsch, mit uns in Frieden zu leben, weil nu doch allens so milde in ihr jestimmt wäre, dat se jleich die janze Welt umärmeln könnte, – oder so wat Ähnliches. Na, dat hat meene Olle ja denn nu jerührt, so fuchtig se jewesen is, un de Partie is ja ooch wirklich nich zu verachten, besonders for so'n Mädchen, und nu jar, nachdem Sie ihr in de Tinte hatten sitzen lassen. Vielen wirts nich so jut, wissen Se. Un damit die Sache nu'n richtigen, moralischen Anstrich kricht und allens rejulär wird, hat meene Olle se ja wieder in't Haus jenommen, – mit 'n eijenet Bette und ne Extrakammer, die wir zujemieth't haben, versteht sich. Na, und der Mensch jefällt uns ja soweit ooch janz jut. Is 'n fideles Haus un janz jemiethvoll. Un wat die verfluchte Scheidungsgeschichte betrifft, – na, eklig is dat ja damit, so wat is immer nich fein, aber schlieslich: wenn se nu partuh nich zusammen aushalten können – Lieber Jott, so ne Sachen kommen öfters vor un wir leben ja in ne ufjeklärte Zeit. – Wenn't man bloß 'n bisken schneller jinge!"

Obgleich er die letzten Worte offenbar auf die *Scheidungsgeschichte* bezog, schlug er doch gleichzeitig mit der Peitsche auf den zuckelnden Gaul los, als ob er auch mit ihm endlich ans Ziel kommen wollte. Wolfgang hatte mit immer weiter sich vorbeugendem Oberkörper gespannt zugehört und das Rasseln auf dem Steinpflaster verwünscht, das ihm hin und wieder ein Wort aus dem Munde des Alten entzog. Wohl ein halbes Dutzend Mal wechselte er die Farbe dabei, seine Lippen lagen fest übereinander. Es war also wirklich wahr, alles! Er wußte nicht, weshalb? aber unwillkürlich hatte seine Faust

in dem gefütterten Glacéhandschuh sich geballt. Etwas wie Neid, Hohn, Bitterkeit, – ein Gemisch von dem allen stieg in ihm auf und er stieß eine heisere Lache aus, um, sich besinnend, gleich hinterher zu setzen: "Eine reiche Partie – Fritz Doppler! Das ist nicht übel."

Die Droschke bog jetzt in die Margarethenstraße ein. "Ja na", machte der Alte und schnippte wiederholt mit der Peitsche. "So, wie Sie, natierlich nich. For Ihnen is ja nu woll jeder 'n ruppiget Luder, der nich ne halbe Million hat. Na, wie der Mensch will! – Un da wären wir ja. Dat ick Ihnen noch mal würde fahren müssen und zu so'n vornehmer Haus, wo Sie drin wohnen, hätt ick damals ooch nich jedacht. Et jeht komisch zu in disse Welt. Na, adjes. Wenn Se mich mal weder brauchen können – Un Lene werre ick jrüßen von Ihnen. – Danke."

Wolfgang kam wie im Fieber nach Hause zurück, obgleich er im Grunde ja nichts erfahren hatte, als was er lange gewußt. Er begriff erst jetzt, daß er immer noch geglaubt, – sogar gehofft hatte, er täusche sich. Und doch kümmerte ihn das alles so gar nichts. Mochte Lene doch heiraten, wen sie wollte! Was war sie ihm denn noch? Und zwischen Fritz und ihm selber gab es ja schon längst kein näheres Verhältnis mehr. Wenn der den alten Leistners – und womöglich auch Lene selber – vorgelogen hatte, daß er eine reiche Partie sei, er, der nach der Scheidung auch nicht über einen Groschen würde zu verfügen haben, – ihn, Wolfgang, ging es ja nichts an. Obgleich er es schmäählich fand, obgleich er es Fritz nicht zugetraut hätte. Wozu und wem streute er denn da Sand in die Augen? Er mußte doch einmal ernstlich mit ihm reden. Soviel ging ihn das alles wohl noch an. Freunde waren sie ja einmal gewesen.

Er führte seinen Entschluß aber lange Zeit nicht aus, trotzdem das alles in ihm bohrte und wühlte. Er scheute sich, zu Fritz zu gehen, obgleich er keinen rechten Grund dafür wußte. Dies unnatürliche Zusammenleben der beiden, die in der Scheidung begriffen waren, berührte ihn widrig und er wollte nichts damit zu thun haben. Immer hoffte er darauf, Fritz durch Zufall irgendwo zu begegnen. Aber er und Frau Luise schienen nirgends mehr hinzukommen, selbst Frau Emma Wertheim wußte eigentlich nichts von ihnen. Es hatte den Anschein, als wollten die beiden durch ihr zurückgezogenes Leben allem Klatsch den Boden entziehen; wenn sie niemand mehr sah, konnte auch niemand über sie etwas zu reden finden und vor allem wurden sie den Leuten dann allmählich langweilig. Es lag offenbar Berechnung darin.

Endlich traf Wolfgang Fritz eines Tages auf der Straße. Er sah ihn in Begleitung eines kleinen, schwarzbärtigen, sehr beweglichen Herrn eben in lebhaftem Gespräch aus dem *Café Bauer*³⁰ treten, als er selber in die Friedrichstraße einbiegen wollte. Auf dem Trottoir verabschiedeten sich die beiden, der Kleine mit unglaublich lebhaften Handbewegungen und einem zuckenden Hin- und Herschnellen seines Kneifers auf der

³⁰ Das 1877 eröffnete *Café Bauer* befand sich unter den Linden/ Ecke Friedrichstraße. Es enthielt billard-, lese- und damenzimmer. Es war (seit 1884) das erste café, das mit elektrischem Licht ausgestattet war. Der Standort wurde 1910 aufgegeben.

stark gebogenen Nase. Wolfgang kannte ihn von Ansehn als einen der rührigsten Theater-Agenten der Hauptstadt. Es gab ihm einen Stich durchs Herz. Was hatte Fritz mit dem zu schaffen? War der schon soweit, daß er über ein Stück verhandeln konnte? Und der kleine Agent war so zuthulich, zeigte sich so beflissen, – das Stück war also gut, er versprach sich etwas davon – – Es riß ordentlich an Wolfgang. Das war seit je der Traum seines Lebens gewesen: ein Stück schreiben, auf der Bühne erscheinen, durch den Mund von Künstlern zu einer aufhorchenden Menge in zündenden Worten reden – Und nun sollte statt dessen Fritz – ? Den machte diese Liebe – dieses Mädchen zum Dichter, dem brachte sie Arbeitskraft, Wagemut, Erfolg, – alles das, was ihm selber mehr und mehr unter den Händen zerbröckelte in diesem Leben, das er sich von jeher so heiß ersehnt, um dessentwillen er das andre hinter sich abgebrochen? Welch eine bittere Schicksalsironie lag in dem allen!

"He, Fritz! Fritz!"

Fritz Doppler hatte sich eben nach einem Hutschwenken, das dem drüben in eine Droschke steigenden Agenten galt, in das Café zurück begeben wollen, als er Wolfgangs Anruf vernahm. Er sah sich um; eine schwarze Pelzmütze etwas schief auf dem Kopfe, machte er mehr, als je, den Eindruck lächelnder Behäbigkeit. Dieser zum Embonpoint³¹ neigende, weichnervige Mann, dem ein unverlöschbares Glitzern der Vergnüglichkeit in den Augen lag, schien von der Natur zu einem wohlhabenden Genußleben geschaffen zu sein, das er auch mehr, als jeder andre, von Grund aus, in allen Fasern seines Seins auszuschlüpfen und zu würdigen verstand. Er nickte Wolfgang gleichmütig, ohne viel Überraschung oder Freude zu verrathen, zu. "Gehst mit hinein? Hab noch meinen Sherry-Cobbler auszutrinken."

Als sie an einem der Tische saßen, Wolfgang vor einem Glas Bier, das ihm nicht mundete, und der vormittägliche Lärm drinnen sich mit dem Getöse draußen vermischte, sprachen sie beide eine Zeitlang kein Wort. Es war, als ob sie sich nichts zu sagen wüßten; sie waren sich merkwürdig fremd geworden. Fritz rauchte in aller Behaglichkeit seine Cigarre. Es war etwas zwischen ihnen beiden, was sich mehr fühlen, als aussprechen ließ. "Amüsanter Beobachtungsposten hier", sagte Fritz endlich, nach allen möglichen Tischen hinüberzinkernd.

Darauf gab Wolfgang keine Antwort, sondern fragte plötzlich, zu seiner eignen, nachträglichen Verwunderung: "Bist wohl jetzt dramatischer Schriftsteller geworden? Was?" Es sollte eigentlich Spott in seinen Worten liegen, aber es klang mehr verhaltener Neid daraus, neben einer beträchtlichen Dosis Neugierde.

"War ja immer latent in mir", sagte Fritz, ohne die Cigarre aus dem Mund zu nehmen. "Übrigens versprechen einem die Kerle immer das Blaue vom Himmel und nachher – "

³¹ Übergewicht

Er blies eine mächtige Dampfwolke vor sich hin. "Beim Theater ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit."

Es trat eine Pause ein. Wolfgang kaute an seinem Schnurrbart und trank dazwischen sein Glas leer, ohne es selber zu wissen. Ein paarmal machte er einen Anlauf, zu reden, aber immer wieder schwieg er. Endlich warf er so hin: "Mußt doch schon viel verdient oder zum mindesten sichre Aussicht drauf haben."

"Wieso?" Fritz warf dem Sprecher einen schrägen Blick zu.

"Weil dein künftiger Schwiegeronkel mir neulich erzählte, seine Nichte würde ne reiche Partie machen."

Fritz hatte die Cigarre aus dem Mund genommen. Eine Furche trat auf seiner Stirn heraus. "Spionierst du?" fragte er zwischen den Zähnen hindurch.

"Ich?" Wolfgang lachte kurz auf. "Wozu? Da Herr Leistner Droschkenkutscher ist und ich manchmal Droschke fahre, und da er nicht gerade zu den Stummen gehört, sondern mir, als altem Bekannten, gern was vom Glück seiner Nichter vorrenommieren wollte – Was ist dabei eigentlich zu verwundern? Das Verwundern ist doch wohl ausschließlich bei mir."

"Inwiefern?"

"Weil ich meinerseits dich bisher nicht für eine reiche Partie gehalten habe."

Fritz rauchte eine Zeitlang schweigend vor sich hin. "So, na," sagte er dann verbissen, "Die Geschichte geht dich ja wohl jedenfalls nichts an."

"Gewissermaßen doch. Denn wenn ich Herrn Leistner nun etwa ein Licht aufsteckte – Und ich glaube, als Freund, auch das Recht zu haben, dir zu sagen, daß ich deine Handlungsweise – zum mindesten befremdlich finde."

"So." Fritz zündete sich in aller Umständlichkeit an seinem glimmenden Cigarrenrest eine Cigarette an und bestellte sich dann einen Cognac. "Na, halte das, wie du willst, weißt du. Ich thu deshalb doch, was ich will. Und eine Moralpauke von dir macht sich äußerst komisch, muß ich dir sagen. Du, der du gerade in Beziehung auf diese Menschen da alle Ursache hättest, den Mund zu halten – Ne, lieber Junge, du bist wahrhaftig da nicht der rechte, mir Vorhaltungen zu machen, du zu allerletzt. Und ich wundre mich über dich, daß du den Mut überhaupt hast, vor mir dies Mädchen zu erwähnen, das – " Er spie vor sich hin. "Na, lassen wir das! Ich will dir nur soviel sagen, daß du dich beruhigen kannst. Woher ich das Geld nehme, um mir einen neuen Hausstand zu begründen, kann dir ganz gleich sein, – genug: ich werd es haben, wenn auch von ner reichen Partie in deinem Sinne natürlich keine Rede sein kann. Und damit holla!" Er stürzte seinen Cognac hinunter.

Wolfgang verbiß mühsam seinen Ärger. "Ich habe aus allem nun erst mit Sicherheit erfahren," sagte er in nörgelndem, langsam bohrenden Tton, "daß du wirklich dich scheiden zu lassen und dies Mädchen zu heiraten gedenkst. Bisher hab ichs trotz allem nicht geglaubt. Kein Mensch in Berlin hats geglaubt. Du warst bisher immerhin ein leidlich zurechnungsfähiger Mensch!"

Fritz' Faust lag auf dem Tischchen so schwer, als ob sie von Eisen wäre. Seine Zähne zerbissen die Cigarette. Dann warf er sie mit einem halben Fluch fort und lachte auf. "So! Na, also auch aus der Ecke noch Moral pfeifen! Das könnt mir erst recht gefallen! Gott Strambach!³² Und was Berlin sagt, darauf pfeif ich, mein guter Junge. Die Leute sind mir alle gar keinen rechtschaffenen Ärger wert, – verstanden? Sag ihnen das, wenns dir Spaß macht! Ich thu, was mir paßt, und frag nach keinem. Nach dir nun schon gar nicht. In meinen Augen bist du nicht zurechnungsfähig gewesen damals - In meinen Augen seid ihr alle nicht zurechnungsfähig. Adieu! War mir sehr angenehm." Damit wollte er gehen, nur spöttisch an seiner Pelzmütze rückend.

Wolfgang war das Blut ins Gesicht gestiegen. Der ruhige Hohn des Andren verdroß ihn. Es war etwas Überlegenes darin, was ihn aufbrachte; er wollte sich nicht demütigen lassen, – er von dem da! "Nun," sagte er, sich vorbeugend, mit einem häßlichen, gekniffenen Gesichtsausdruck, und die Worte qutschten sich förmlich zwischen den Zähnen hervor, während ihn hinten im Halse etwas würgte zum Ersticken, "nun, wenn du durchaus die abgelegte Mätresse eines Andren heiraten willst, – meinetwegen! Viel Glück dazu! Aber daß du inzwischen dich noch von deiner Frau aushalten läßt, – das – "

Er konnte den Satz nicht beenden. Auf Fritz Doppler hatten die letzten Worte gewirkt, wie ein Faustschlag ins Gesicht. Er taumelte fast, es schwamm ihm sekundenlang alles vor den Augen. Dann hob er die Hand auf – aber er schlug nicht zu. Eine Schwäche schien ihn plötzlich anzuwandeln. Ein paar Herzschläge lang standen die beiden Männer nebeneinander, den Atem anhaltend, sich mit blutunterlaufenen Augen messend, wie Todfeinde. Und beide fühlten, daß sie es von diesem Augenblicke an waren. Dann wandte sich Fritz, schwer aufathmend, zuerst ab und schritt grußlos hinaus, während Wolfgang in seinen Stuhl zurücksank.



Plötzlich arbeitete Wolfgang wieder. Es war gar nicht nötig, daß Rosa ihn stachelte. Ein fieberhafter Drang hatte ihn befallen, den sie nicht recht begriff, über den sie sich aber freute. Wolfgang hatte scheinbar gar keinen andren Wunsch mehr, als den, etwas zu leisten, etwas fertig zu bringen. Jede Stunde, die auf andres verwandt wurde, war ihm

³² Eine Umschreibung für "Gott strafe mich!" (vgl. Herman Schrader: 'Der Bilderschmuck der deutschen Sprache', Berlin 1886)

eine verlorene, eine unstäte, unnatürliche Hast war in ihm. Die Gründe des verzehrenden Ehrgeizes, der ihn spornte, lagen für Rosa nicht klar, sie hatte nur immer zu mehr Ruhe und Konzentration zu ermahnen. Denn Wolfgang wollte sich in wahrhaft ungestümem Schaffensdrang heute auf ein Drama, morgen auf einen Roman werfen. Eine ganze Reihe von Stoffen reizte und beschäftigte ihn, er wußte nicht wo er zupacken sollte, mit welchem er am ehesten sein Ziel erreichen würde. Es trieb ihn hin und her.

Phantasie hatte er ja immer gehabt, aber die Kraft eigenartiger Ausprägung, das volle Durchdrungensein von einem Stoffe, der nach heißem Ringen sich mit zwingender Gewalt nur in klar bestimmter Form gestalten kann, mangelten ihm auch jetzt völlig. Es wurde alles unter seiner Hand durchschnittsmäßig, banal, konventionell. Es war, als ob er nach ganz klar vorgezeichneter Schablone schriebe; es verflachte alles, es wurde glatt und nichtssgend, man hatte gar keinen bestimmten Eindruck davon, sondern glaubte, das alles schon einmal anderswo gelesen zu haben. Seine Sachen hatten keine Physiognomie und er wußte das selbst. Nie würde ein Kenner, der sie las, auf einen bestimmten Autor geschlossen haben, sie konnten immer von hundert andren genausogut geschrieben worden sein.

Diesmal setzte er sein Alles daran, endlich einmal ein Eigenstes zu vollenden. Es mußte gelingen. Der Ehrgeiz, der Neid, der Haß, die brennende Sucht, zu triumphieren, über den Gegner obzusiegen, mußten ihm ja helfen, mußten ihn über sich selbst hinausheben. Er fühlte seine Kräfte wachsen. Der Gedanke, Fritz Doppler zu überflügeln, wurde gleichsam zur fixen Idee bei ihm. Das Mädchen hatte der ihm entrissen – so stellte es sich jetzt bei Wolfgang allmählich dar –, den Dichterruhm, das große, Aufsehn erregende Werk sollt er ihm nicht auch noch entreißen, vorwegnehmen.

Und gleichzeitig wollte Wolfgang endlich den Beweis liefern, daß er nicht bloß ein ohnmächtiger Renommist gewesen, als er immer geklagt, nur in seiner Frohn ums tägliche Brod könne er nichts Großes und Bleibendes schaffen, aber wenn er einmal sorgenfrei leben könne, werde sich's zeigen, daß er ein wahrer Dichter sei. Nun mußte er's zeigen. Oder er war ein ebenso verächtlicher Gesell, wie damals Fritz gewesen, als der sich nach seiner Verheiratung auf die Bärenhaut gelegt, war ebenso, wie der, in einem goldenen Käfig gefangen. Das Werk, das nun entstehn sollte, mußte ihn rechtfertigen, – vor sich selbst und vor den andren, mußte ihn gleichsam legitimieren als Herrn in seinem Hause und als Rosas Gatten. Man würde dann aufhören müssen, spöttisch zu seiner *reichen Heirat* zu lächeln, wie bei verschuldeten Lieutenants, man würde nicht mehr die Achseln zucken über den Poeten, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Mit einem Schlage wollt er nach allen Seiten hin siegen. Daher das Schaffensfieber in ihm, daher das rastlose Quälen und Drängen nach etwas Befreiendem.

Er war ohnehin nicht mehr auf dem Standpunkt, sich oder andren einreden zu wollen, daß er Rosa aus Liebe – nur aus Liebe geheiratet habe. Daß sie von ihm verlangte, was er in der Stille als eine Forderung seiner Selbstachtung anerkannte, daß sie mit brutaler

Deutlichkeit ihm klar machte, was er sollte und wozu er da war, daß sie ihn sich gleichsam nur hielt, damit er ein berühmtes Werk schrieb, und das Recht haben wollte, sagen zu können, sie habe ihn berühmt gemacht, durch sie sei er geworden, – das alles empörte ihn so im Innersten gegen sie, daß er selbst das Gute zu übersehen sich gewöhnte, was sie ihm bot, daß er das Brod aus ihrer Hand gleichsam nur zähneknirschend hinnahm, wie ein hungriger Hund, der seinen Gebieter haßt. Für dies Brod sollt er berühmt werden! Jetzt wußte er, wie es gemeint gewesen war. Die kluge, verwöhnte, blasierte Weltdame konnte sich den Sport leisten, einen bettelarmen, unbekanntem Litteraten zu heiraten, um aus ihm den berühmten Mann zu creieren, den sie in ihm gewittert, zu dem er prädestiniert war, während er ohne sie rettungslos im Dunkel untergehn mußte. Ein origineller Sport, – einmal ganz was Neues, ganz was andres, als immer die obligaten Heiraten zwischen reichen Bankierstöchtern und adligen Offizieren, die allmählich doch recht banal geworden waren. Nun aber mußte Wolfgang auch das Seinige thun, das der Gesellschaft gegebene Versprechen einlösen helfen. Deshalb war sie so unablässig hinter ihm her, – nur deshalb. An dem Resultat lag ihr viel weniger, als daran, bewiesen zu sehn, daß sie recht gehabt habe. Manchmal sprühte ein instinktiver Haß gegen sie in ihm auf um dieser Erkenntnis willen.

Und doch konnt er sie nicht entbehren, doch wußte er ganz gut, was er an ihr hatte. Sie war ihm unentbehrlich. Ohne sie hätte er gar kein Urteil mehr über das gehabt, was er schrieb, alle Sicherheit ging ihm dann verloren. Was sie sagte, traf immer den Kern der Sache, es war schlagend und überzeugend. Es gab da niemals Widerspruch oder ein Ausweichen, man mußte sich einfach fügen. Und Wolfgang fügte sich auch. Aber er empfand es als Schmach, daß er es mußte. Denn was Rosa sagte, klang immer überlegen, hart und herrisch. Es war etwas Verletzendes in ihrer Treffsicherheit. Sie hatte gegen ihn den kritischen Hohn des Nichtproduzierenden, des Produktionsunfähigen. Die geheime Sucht, selbst etwas zu schaffen, bohrte in ihr. Aber ihr Verstand war zu kühl und klar, als daß sie nicht hätte wissen sollen, sie müsse solche Hoffnungen ein für allemal fahren lassen. Alles, was ihm fehlte, besaß sie, aber sie konnte weder erfinden, noch sich begeistern. Sie gehörte zu denen, die ganz genau wissen, wie es gemacht werde muß, ohne es doch selber so machen zu können. Und alles Ziellose, alles Vagierende war ihr gegen die Natur. Sie hätten sich beide trefflich ergänzen können; nur das Höchste und Letzte fehlte freilich auch dann noch. Rosa staunte oft über Wolfgangs Entwürfe. Sie häuften sich nur so in seinen Mappen. Aber in keinen schien er sich mit ganzer Seele vertiefen, aus keinem das Eigenste herausholen zu können. Und das reizte sie zum Spott.

Übrigens glaubte sie immer noch an ihn; selbst ihr Spott sollte ihn nur spornen, nicht kränken. Daß ihm nichts gelang, hielt sie für einen Fehler seines Willens und Charakters, nicht seines Talents, und dieser Fehler konnte noch gehelt werden, – sie konnte ihn noch heilen. Zum Verzagen sah sie deshalb auch keine Ursache. Wenn sie es hätte sein müssen, es würde voraussichtlich wie ein Zusammenbruch in ihr gewesen sein, sie hätte selber nicht sagen können, was dann hätte werden sollen. Mit einem

unbedeutenden Skribenten, einem Durchschnittsmenschen verheiratet sein – sie! – es war undenkbar!

Stillter, als je, ging es jetzt in der Vogler'schen Wohnung zu, seit der Herr wieder *arbeitete*. Draußen gingen die Wogen des gesellschaftlichen Lebens hoch, Bälle und Routs³³ jagten einander, aber von all dem Lärm und Glanz drang nichts bis hierher; Wolfgang durfte nicht zerstreut und ermüdet, nicht aus seiner *Stimmung* gerissen werden. Manchmal hatte er trotzdem eine wilde Sehnsucht nach diesen Festen der großen Welt, die er noch nicht einmal kannte. Er hungerte danach, sich als Gleichberechtigter dort bewegen zu können, der ganze Ehrgeiz des Plebejers in ihm verlangte danach. Aber Rosa erklärte ihm, daß er erst, nachdem er *sich einen Namen gemacht*, dort auftreten könne und nur dann als Ebenbürtiger geschätzt werden würde; jetzt werde ihn alle Welt als *Mann seiner Frau* über die Achseln ansehen, und davor wünsche sie ihn zu bewahren. Also auch dort müßte er sich erst legitimieren! Manchmal überfiel ihn ein bitterer Ingrim bei dem Gedanken.

Daneben wurde Wolfgang von der Neugierde geplagt, wie es bei den Dopplern aussehn möge. Er hatte Fritz seit jener Begegnung im *Café Bauer* nicht wiedergesehn; es war auch am besten so. Aber er hätte brennend gern gewußt, wie die Eheleute nunmehr zusammenstanden, ob die Beschimpfung, die er Fritz ins Gesicht geschleudert, nicht doch ihre Wirkung gethan. Die beiden früher so eng befreundeten Frauen, Rosa und Frau Luise, sahen sich gar nicht mehr. Ohne daß ein bestimmter Grund sie trennte, waren sie auseinander gerathen, dann sich immer fremder geworden. Seit Frau Luise trotz der eingeleiteten Scheidung Fritz bei sich im Hause behielt, erschien für Rosa die Kluft, die sie von der Freundin schied, unüberbrückbar, sie begriff überhaupt nicht mehr, wie sie diese Frau einmal als ihre Freundin hatte ansehen können. Nur die Macht der Gewohnheit mußte das zuwege gebracht haben, und es hatte Rosa immer wohlgethan, daß Frau Luise zu ihr, wie zu einem höheren Wesen, aufgeblickt hatte. Jetzt verstand sie nicht, warum Wolfgang das Schicksal der Dopplers beschäftigte und warum er so oft danach fragte. Für sie waren diese Leute abgethan. Fritz war ihr eigentlich immer eine verächtliche Persönlichkeit gewesen, und auch er hatte sie nicht leiden mögen; seit sie erfahren hatte, daß er Wolfgangs abgedanktes *kleines Mädchen* heiraten wollte, hielt sie es überhaupt nicht mehr der Mühe wert, sich auch nur in Gedanken noch mit diesem Tollhäusler abzugeben, der offenbar von der *nostalgie de la bou*³⁴ erfaßt worden war. Man kannte solche Beispiele; es war einfach widerwärtig, nicht einmal psychologisch interessant.

Einmal hatte Rechtsanwalt Mirbach, der auch bei den Voglern als Sachwalter fungierte, mit Wolfgang zu konferieren, und dieser benutzte sofort die Gelegenheit, nach den Dopplern zu fragen. Mirbach legte sein Gesicht aber nur in noch mehr Falten, als die Natur das ohnehin schon besorgt hatte, pfiß durch die Zähne und blinzelte über seine

³³ vornehme abendgesellschaften (engl.)

Brille verschmitzt den andren an. "Ja, ja ja," sagte er dann mit der bekannten, streichenden Handbewegung über die lichtblonden Haarsträhnen hin, welche die halbrunde Glatze umlagerten, "wie solche Dinge denn so zugehn – Na, wir sind ja nun fertig, nicht?" Und er wollte fort. Sein Lächeln um den breiten Mund mit den dünnen Lippen schien zu sagen: *Mich alten Diplomaten und Beichtiger denkst du doch nicht auszuholen? Oha! Warum nicht gar!*

"Nun," meinte Wolfgang ungeduldig, "ob die beiden in der Scheidung liegen oder nicht, das dürfen Sie mir doch wohl sagen. Das möchte man schließlich doch wissen und das kann man zur Not ja auch anderswo erfahren."

"Ja, der Prozeß schwebt!", sagte Mirbach nach kurzem Bedenken.

"Wann wird er ungefähr erledigt sein?"

Auf diese rasch hervorgestoßene Frage zog Mirbach nur die Schultern hoch und die Mundwinkel herab. Er sah noch listiger dabei aus, als sonst.

"Und das Ehepaar haust zusammen – wirklich immer noch zusammen?"

"Ich glaube. Ich weiß nichts vom Gegenteil. Die Sache geht mich gar nichts an."

"Unerhört!" stieß Wolfgang entrüstet aus.

"Warum? Wie kann man sich darüber wundern, Herr Vogler? Wie kann man sich überhaupt über irgend etwas in dieser Welt wundern? Mir unbegreiflich. Und nun gar über die Angelegenheiten anderer Leute! Lieber Himmel! Was für ne unnötige Verschwendung von Nervenkraft! Na, jeder, wie er will. Wenn der Appetit nur gut bleibt! Guten Morgen, Herr Vogler. Empfehlungen an die Frau Gemahlin. 'N Morgen." Und er trippelte hinaus.



Auf Fritz Doppler hatte jene Begegnung im *Café Bauer* einen weit tieferen und nachhaltigeren Eindruck gemacht, als Wolfgang ahnte. Wie zerschmettert war er auf die Straße hinausgetreten, mit verstörtem Wesen langte er zu Hause an. Was er selbst bis dahin dunkel gefühlt, was wie etwas Lastendes, Unbequemes auf ihm gelegen hatte, war ihm da plötzlich in zwei Worten klar und brutal ins Gesicht geschleudert worden, ohne alle Verschleierung, ohne alle Schonung. Er wollte die frühere Geliebte eines andren

³⁴ Etwa "wehmütiges sehnen nach dem matsch" (franz.); gemeint ist eine sehnsucht nach dem soliden, einfachen, primitiven insbesondere von verstädterten und gebildeten menschen. Der begriff ist in frankreich heute noch oder wieder populär.

heiraten, – nun, das war seine Sache, das ging niemanden etwas an, das hatte er mit seinem Gefühl und mit seinem Gewissen ganz allein auszumachen. Aber er ließ sich auch wirklich bis dahin von seiner Frau aushalten. Und das – das war in der That schimpflich, es war ehrlos. Deswegen hatte man recht, ihn ins Gesicht hinein zu schmähen. Und er durfte nicht einmal die Hand gegen den Beleidiger erheben, er hatte keine Waffe, keine Verteidigung dagegen. Ihm geschah recht. Nur daß dieser Schlag brannte und schmerzte, wie keine Wunde je brennen und schmerzen konnte.

Er hatte ja auch weggehn wollen, sich hundertmal gesagt, daß er es müsse. Nur aus Gewohnheit, nur so im alltäglichen Schlendrian war er geblieben. Was er in den ersten Tagen, gleich nachdem die Scheidung eingeleitet war, hätte thun sollen und damals unterlassen, später hatte er gar nicht mehr daran gedacht. Man lebte eben so in den Tag hinein, heute, wie gestern, und morgen, wie heute. Er hatte immer nur seine Arbeit im Kopf gehabt und dann das Zusammensein mit Lene. Alles andre existierte eigentlich gar nicht für ihn, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein; er hatte es hingenommen, wie etwas gleichgültiges, notwendiges. Lene hatte ihm auch nur ganz zu Anfang einmal gesagt: "Du mußt aber fort von deiner Frau, du, – unbedingt; so geht das nicht." Und er hatte erwidert: "Natürlich! Natürlich!" Und war dann doch geblieben. Weil er es reinwegs verbummelt, weil er gar nicht mehr daran gedacht hatte; weil ihm so viel andres ganz den Kopf einnahm. Aus keinem andren Grunde, – ganz gewiß nicht. Lene war auch nie wieder darauf zurückgekommen. Warum wohl nicht? Sie hätte ihn doch ermahnen, hätte weiter bohren und nicht davon ablassen sollen, bis er ihr eines Tages gesagt hätte: *Ich bin fortgezogen. Alles in Ordnung.* Warum hatte sie das nicht gethan? Er begriff es nicht. Es war sehr unrecht von ihr. Sie kannte ihn doch, – ihn und seine bummelige, bequeme, vor allem Neuen, allem Entscheidenden zurückschreckende Natur, die jeder Initiative so abhold war. Ihre Sache war es gewesen, ihn zu spornen.

Die Hauptschuld freilich lag bei Luise. Die hatte ihm geagt, es sei das beste, wenn sie bis zu vollzogener Scheidung ruhig bei einander wohnen blieben: das machte kein unliebsames Aufsehn, man vermied dadurch alle lästigen Fragen der lieben Freunde und Bekannten, beugte allem Klatsch vor, schnitt bis zur vollendeten Thatsache, mit der man vor alle Welt hinaustreten konnte, dem Gerede den Lebensfaden ab. Das hatte ihm sehr eingeleuchtet. Es klang so klug und umsichtig, wie alles, was Luise sagte und that. Das mußte man ihr ja lassen: sie war eine gute Frau. Er mußte, wenn er gerecht war, sagen, daß er es immer gut bei ihr gehabt hatte. Kränken wollte er sie durchaus nicht, – nicht mehr, als unbedingt nötig war, als der Lauf der Dinge so mit sich brachte. Denn im Grunde: was konnte sie dafür, daß sie so war, wie sie war, daß ihr aller höhere Schwung fehlte, daß sie ihn systematisch, ohne zu wollen, durch ihr Wesen und Tun immer mehr dem Banausentum in die Arme geführt, seinem eignen Wollen und Streben entfremdet hatte? Es war nun einmal ihre Natur so, keiner konnte gegen die seine. Er hätte sie nicht heiraten sollen, da er das ja vorausgewußt, oder doch nicht bei ihr bleiben sollen, seit er es erkannt; die einzige Schuld lag bei ihm selber. Wozu sie also jetzt so schwer kränken durch ein brüskes Auf- und Davongehn, von dem alle Welt schwatzen, hinter dem man

Gott weiß welche für die Verlassene kränkenden Gründe suchen würde? Nein, er hatte alle Ursache, sie zu schonen, und ein Band, das unerträglich geworden war, so glimpflich zu lösen, wie irgend möglich. Hart genug blieb das ja doch, was er dieser Frau anthat, anthun mußte, denn er sagte sich, daß sie von ihrem Standpunkt aus seinen Entschluß nie begreifen, geschweige denn billigen könne, daß er ihr einfach – abgesehen von der Tollhäußerei, die darin lag, – als schönester Undank erschienen mußte. Aus einem verlumpten Litteraten hatte sie ihn zu einem wohlgenährten, behaglichen Rentier gemacht, ohne sein Verdienst und Würdigkeit. Was er dabei doch entbehrte, was er eingebüßt hatte, wonach er sich sehnte, das begriff sie ja nicht.

Es war also nicht nur Bequemlichkeit gewesen, daß er bis jetzt geblieben war, er hatte auch geglaubt, daß es für alle Theile wirklich das Beste sei, und er hatte ihr etwas zu Liebe thun wollen. Er hätte es nicht dürfen, gewiß nicht, er sah es jetzt ein, seit ihm die brutale Beschimpfung ins Gesicht geschleudert worden war, aber es gab da doch allerlei Milderungsgründe; eine wirkliche Schuld lag gar nicht vor, am wenigsten bei ihm selbst. Er hatte es gut gemeint, er war auch so gewohnt, zu thun, was Luise ihm vorschlug, weil es eigentlich immer das Beste war und ihm das eigne Nachdenken ersparte. Und das jetzt so zu wenden – pfui! Ein gehöriger Grad von gemeiner Gesinnung gehörte schon dazu. Er hätte Wolfgang Vogler den nie zugetraut, wahrhaftig nicht! Aber nun wollt er ihm und seinesgleichen – denn seinesgleichen würden ja wohl zahlreich sein, wie Sand am Meer, die Gemeinheit fand immer Jünger – den Vorwand nehmen, über Luise und ihn noch ferner solche Reden zu führen, – solche niederträchtigen, hundsföttischen Reden.

Luise würde gewiß sehr bestürzt sein. Wenn das alles bis heute gegangen war, wo die Scheidung schon im besten Wege war, ja, bald definitiv sein mußte, – er glaubte das wenigstens aus Mirbachs Reden schließen zu können, obgleich man niemals so recht klug daraus werden konnte, – so würde Luise nicht einsehn, warum es nun mit einem Male zu Ende sein mußte. Aber das half jetzt nichts mehr. Sie hatte sich, wenn man es recht bedachte, erstaunlich taktvoll und vernünftig benommen während der ganzen Zeit, diese Frau, von der man eigentlich hätte erwarten sollen, daß sie keifen und jammern würde zum Davonlaufen. Nie während all dieser Wochen hatte sie mit ihm auch nur ein Wort über die ganze Scheidungsangelegenheit gesprochen, – niemals. Es war gewesen, als existiere das gar nicht. Ganz wie sonst hatten sie zusammen gelebt, ruhig, behaglich, einförmig, – nur daß sie sich noch seltener sahen, außer bei den Mahlzeiten eigentlich gar nicht.

Anfangs war ihm die Sache peinlich gewesen. Er hatte gedacht, sie würde unablässig bohren und nörgeln und immer auf das Eine zurückkommen, offen und versteckt darauf anspielen, drohen, schimpfen, betteln, kurz: gar nichts andres im Sinne haben, als das. Aber keine Rede davon. Nicht einmal mit einem Blick hatte sie ihn je an das erinnert, was vorgefallen war, sich nun weiter in der Stille abspielte und ehebaldigst zu einer völligen Trennung, zu einem endgültigen Bruch führen sollte. Ganz die alte war sie

gewesen, ganz, wie sonst, hatte sie mit ihm verkehrt, gesprochen, für ihn gesorgt. Nicht den kleinsten Unterschied nach irgend einer Richtung hin hatte er wahrgenommen. Und das hatte auch ihn allmählich sicher und ruhig gemacht, das hatte ihn eingelullt, sozusagen. Er hatte an das, was ohne ihrer beider weiteres Zuthun sich vor Gericht und vor den Anwälten abwickelte, gar nicht mehr gedacht, hatte so in den Tag hinein gelebt und war Luise von Herzen dankbar gewesen, daß sie es ihm so über alles Erwarten hinaus erleichterte. Grund dafür, eine Änderung eintreten zu lassen, hatte nie vorgelegen, alles war vortrefflich gegangen. Nach seinen Ausgängen, nach seinem Thun und Treiben hatte sie nie gefragt; selbst wenn er nicht rechtzeitig zum Essen gekommen war, kein Vorwurf, kein böses Wort. Es hatte ihn manchmal beschämt. Auch daß sie ihm jetzt häufiger, als je, seine Lieblingsgerichte vorsetzte, sogar solche, die sie selber nicht mochte! Es war gerade, als ob sie die Zeit noch ausnutzen wollte, wo sie ihm etwas zu Liebe thun konnte. Es rührte ihn, er war nun einmal ein weiches Gemüt. Hin und wieder mochte er gar nicht essen, obwohl ihm das Wasser im Munde zusammenlief, wenn er sah, wie nett das wieder angerichtet war und wenn es ihm so verheißungsvoll entgand. Schließlich hatte er denn freilich doch immer gegessen, aber mit einem nagenden Vorwurf in der Seele.

Das alles mußte nun aufhören. So leid es ihm that; Luise selber mußte ja ein Einsehn haben. Sie wurde durch solche Reden, wie Wolfgang Vogler sie heute geführt hatte, ebenso erniedrigt, wie er. Und schließlich war es auch wohl wirklich am besten, wenn ein Ende gemacht wurde und man nicht erst das Urteil im Prozeß abwartete.

Mit solchen Gedanken war Fritz Doppler damals vom *Café Bauer* nach Hause gegangen. Auf dem weiten Wege bis zur Bendlerstraße³⁵ hinaus hatte er sich alles überlegt; er war ruhiger geworden, hatte sich sogar die Worte schon zurecht gemacht, die er Luise sagen wollte. Nur, wohin er nachher ziehen wollte, wußte er nicht. Aber das galt auch ganz gleich. Und vor dem Restaurationsessen graute ihm ein bisschen. Denn bei Dressel konnt er doch nicht grade immer speisen. Verwöhnt war er ja, das war nicht zu leugnen. Außerdem hate er einen schwachen Magen. Das unregelmäßige, miserable Leben früher, bis zu seiner Verheiratung, hatte ihn ruiniert. Damals war ihm alles recht gewesen, wenn es nur sättigte, wenn es nur vor dem Verhungern schützte. Wenn Lene nur erst die Küche für ihn führte, würde alles gut sein, obgleich es ja nie so werden würde, wie er es jetzt gehabt hatte, – aber als ob es darauf angekommen wäre!

Er überdachte seine Verhältnisse. Hoffentlich – wahrscheinlich würde er bald zu Geld kommen, und zwar zu viel Geld. Sein Roman war angenommen, – so gut, wie angenommen. Der Redakteur hatte ihm ganz entzückt geschrieben. Es handelte sich da nur noch um gewisse Änderungen, denn ein paar Stellen waren für das Publikum, wie es nun einmal war, *zu stark*, das ließ sich nicht leugnen, einige Konzessionen mußten schon gemacht werden, – natürlich, ohne den dichterischen Intentionen zu nahe zu

treten, denn darauf hätte Fritz sich nicht eingelassen, um kein Geld, und das konnte auch kein Redakteur der Welt von ihm verlangen, das wäre ein Selbstattentat gewesen. Sonst aber mußte man wohl oder übel darauf eingehn, so miserabel wie diese Dinge in Deutschland nun einmal lagen. Wenn man ein ausländischer Autor gewesen wäre – *à la bonne heure!* Die durften sich etwas erlauben, denen ließ man's in Deutschland durchgehn, bei denen war das *berechtigte Eigenart, moderne dichterische Freiheit* u.s.w. Aber die deutschen Autoren mußten fein zahm und moralisch schreiben, damit die höheren Töchterchülerinnen nur nicht etwa zu Schaden kamen. Die ganze Sache lag jetzt zur letzten Entscheidung beim Verleger. Jedenfalls zahlte der gut und prompt, und in seiner Lage war Fritz das die Hauptsache.

Und dann sein Stück! Der kleine Agent war heute ganz aufgeregt gewesen über dies Stück, als er sich bei *Bauer* ein Rendezvous mit ihm gegeben hatte. Erst hatte es tausend Schwierigkeiten gekostet, den überhaupt dazu zu bringen, daß er das Stück las. Du lieber Himmel! Tausend liefen in einem einzigen Monat bei ihm ein, – und nun von einem unbekanntem Autor ein modernes Gesellschaftsdrama! Darauf hatte der geschäftskundige Mann gar nicht anbeißen wollen. Die Theatersaison wurde ja heutzutage überhaupt nur von drei bis vier Autoren gemacht, deren neue Stücke immer in zahllosen Wiederholungen über die Bühnen gingen; wer dagegen aufkommen wollte, mußte schon ganz was besondres lohaben. Nun, schließlich hatte er doch gelesen. Und jetzt war er ganz aus dem Häuschen. Das war ein Stück! Einmal ganz was Apartes, ganz was Originelles. Teufel auch! recht ein Stück für Feinschmecker; ein bischen paradox, ein bischen frech, – aber sehr effektiv, ein Schlager, ein richtiger Schlager. Sofort wollt er damit zur Attacke übergehn, und es mußte ihm denn doch alles gegen den Strich laufen, wenn er damit nicht durchdrang. Also Geduld! Mit dem Stück da würden sie siegen.

Auch das lautete also tröstlich. Und inzwischen war Fritz schion wieder bei einer Novelle, die nächstens fertig werden sollte und von der er sich ganz was Besondres versprach. Sein Arbeitseifer war unermüdlich, er hatte auch gerade lange genug gerastet. In zwei, drei Jahren, wenn es so weiter ging, konnt er ein gemachter Mann sein; mit einem einzigen Stücke, wenn es wirklich *ging*, wurde man heutzutage reich. Warum hätt er sich da nicht als *gute Partie* vor *Onkel Droschkenkutscher* ausgeben sollen? Im Sinn dieser Leute war er's doch gewiß. Es handelte sich freilich um lauter Wechsel auf die Zukunft. Aber er hatte schon mit Luise über die Sache gesprochen, die wollte ihm sehr gern auf diese sicheren Aussichten hin eine größere Summe vorstrecken, welche er ihr dann später zurückzahlen konnte, damit er doch für den Anfang versorgt war.

Daran hätten die Leute nun allerdings wahrscheinlich wieder Anstoß genommen, wenn sie's erfahren hätten; allen voran Wolfgang Vogler, der ja schon so hämisch gefragt

³⁵ Heute stauffenbergstraße, am tiergarten. – Vierzig jahre später sollte das gebäude bendlerstraße 11–13 sitz des *Allgemeinen Heeresamtes* und des *Befehlshabers des Ersatzheeres im Oberkommando des Heeres* sein. Dort würde sich das zentrum der widerstandsgruppe des attentats vom

hatte, wieso Fritz denn sich als reicher Freier habe ausgeben können. Aber daran lag nichts, das brauchten sie ja auch gar nicht zu erfahren. Über diese Sache fühlte er sich in seinem Gewissen ganz und gar nicht beschwert. Ob er sich von Luise das Geld vorschließen ließ oder von einem andren, – schließlich war sie ja die nächste dazu und entbehrte es am wenigsten. Er ging doch überhaupt in Frieden und Freundschaft von ihr. Warum mußte denn jede Scheidung immer gleich eine Todfeindschaft zwischen den Eheleuten in sich schließen? Man ging auseinander, weil man miteinander nicht leben konnte, weil das keine Ehe mehr war, weil das höhere Sittengesetz es so forderte. Aber man brauchte sich deshalb nicht zu hassen, man konnte sich trotzdem achten und schätzen und sich was zu Gefallen thun; – gebildete, wirklich gebildete Menschen mußten das sogar. Er hatte auch durchaus die Absicht, später mit Luise ruhig weiter zu verkehren, ihr Lene zuzuführen. Warum etwa nicht? Mit solchen albernen Vorurteilen und faden Konventionen mußte man endlich brechen, – wozu gab es sonst einen Fortschritt in der Welt? Und Lene konnte ja mancherlei von Luise lernen, – in der Küche zum Beispiel.

Einstweilen hatte er selbst veranlaßt, daß sie wieder zu Onkel und Tante zurückgezogen war. Dies Alleinwohnen von ihr hatte ihm nicht recht gefallen wollen. Ein Rest von solidem Spießbürgerempfinden in ihm empörte sich dagegen, fand es anständiger, wenn er ein *Mädchen aus dem Volke*, die Nichte eines Droschkenkutschers heimführte, die sich ihr Brod in einer Fabrik von künstlichen Blumen verdiente, als wenn es hieß, er heirate Eine, die *allein wohnte*. Es war vielleicht nur Grille, Einbildung, aber er hielt nun einmal daran fest. Es war ihm eine Beruhigung, daß man würde sagen müssen, es handle sich um ein einfaches, aber anständiges Mädchen, statt daß es hieß: *Fritz Doppler heiratet seine Mätresse*. Das wär ihm trotz allem und allem wider den Strich gegangen. Wenn nur Wolfgang reinen Mund hielt! In seinem eignen Interesse würde das freilich liegen, denn ein Mann, der davon spricht, ein Mädchen im Stich gelassen zu haben, spielt niemals eine beneidenswerte Rolle, selbst nicht unter Männern. Aber daß Wolfgang es in der Hand hatte, davon zu sprechen, nahm Fritz trotzdem gegen ihn ein, erfüllte ihn mit einem wilden Haß gegen diesen Menschen, der ihm heute die schwerste Beschimpfung seines ganzen Lebens ins Gesicht geschleudert hatte. Todfeinde waren sie beide nunmehr, daran war nicht zu rütteln.

Fritz hätte Luise gern vor dem Mittagessen noch gesagt, was gesagt werden mußte. Nach dem Essen war er zumeist in einer so weichen, gerührten Stimmung, daß er es womöglich gar nicht herausgebracht hätte, denn er wußte ja, wie es sie schmerzen würde. Es wäre ihm dann wahrscheinlich als Undankbarkeit und Härte sonder Gleichen erschienen, was sich vor Tische so ganz *en passant*, im Konversationston abthun ließ. Diese guten Mahlzeiten mit all seinen Lieblingsgerichten, mit allem, was und wie er's liebte, übten nun einmal einen bedeutenden Einfluß auf ihn aus. Aber richtig stand die Suppe schon wieder auf dem Tische, als er nach Hause kam, und so muß er's denn

wohl oder übel vorläufig noch hinunterschlucken und sich seufzend ans Essen machen, denn während des Essens von dieser unerquicklichen Sache zu reden hätte ihm unzweifelhaft eine Indigestion schlimmster Art eingebracht; das durfte er sich nicht zumuten. Und thöricht wäre es obendrein gewesen. Wenn es denn doch einmal die Henkersmahlzeit sein sollte, die er hier im Hause einnahm, war es nur natürlich, daß er sich ihrer noch in Ruhe erfreute. Und nun gab es wirklich Linsen mit Blutwurst als Vorgericht, – etwas, was nur alle Jubeljahre einmal auf den Tisch kam, weil Luise selbst es nicht essen mochte, es sie geradezu eine Überwindung kostete, es auch nur zu sehn und zu riechen. Ein sehr plebejisches Gericht im Grunde, – aber wie das zubereitet war! Lieber Gott, es war eigentlich rührend. Man merkte ihm gewissermaßen an, wie liebevoll es hergerichtet war. Und Luise sah zu und freute sich an seinem Appetit. Er mußte ihr einmal schweigend die Hand über den Tisch herüber reichen.

Und dann hinterher noch gebratene Ende mit Kastanien! Es war wirklich, als hätte Luise es darauf abgesehn, ihm den Abschied so schwer zu machen, wie irgend möglich. Ein paarmal war er drauf und dran, den Teller zurückzuschieben und zu rufen: *Nein, laß nur! Ich kann das nicht mehr annehmen – Ich – ich habe vor, dich zu verlassen – Du bist zu gut zu mir, ich will nicht so undankbar erscheinen, – ich will nicht –*

Aber er rief es nicht, er schob auch den Teller nicht zurück. Er trank nur ein Glas dieses wohltemperierten *Esthèphe*³⁶ nach dem andren aus, bloß um sich Mut anzutrinken für das, was nachher kommen mußte. Und dann packte ihn plötzlich eine heiße Scham, die zugleich mit Zorn gegen sich selber gemischt war. Was er doch für ein miserabler Kerl war! Ein netter Vertreter des deutschen Schriftstellertums, – des deutschen Idealismus, der so berühmt war in aller Welt! Du lieber Gott! Er und Wolfgang Vogler – Wenn sie alle so gewesen wären, die *Ritter vom Geiste*³⁷ von heutzutage –

"Luise, ich muß dir was sagen." Er hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt, ein paar Falten standen auf seiner Stirn.

"Wenns was Unangenehmes ist, laß es lieber bis später, Fritz! So direkt nach dem Essen bekommst dir das nie." Sie sagte das in bittendem, besorgtem Ton. Auch sie hatte ihren Stuhl ein bischen vom Tisch abgerückt. Übrigens sah sie in keiner Weise angegriffen aus, sondern war in der letzten Zeit sichtlich nur stärker geworden; sie bekam schon etwas Rundliches und Matronenhaftes, womit auch ihr mütterlicher Ton gegen ihn nur im Einklang stand.

Fritz schüttelte melancholisch den Kopf. "Das hilft nun nichts, Luise. Heraus muß es. – Ich werde fortgehn. Ich muß fortgehn."

"Wohin denn? Wann denn? Soweit ist es ja noch nicht." Sie schien sehr erstaunt.

³⁶ Bedeutender französischer rotwein (médoc/bordeaux).

³⁷ *Die Ritter vom Geiste* (1850/51) ist ein sehr umfangreicher gesellschaftsroman des frührealistischen schriftstellers karl gutzkow (1811-1878), - dessen politische und ästhetische position allerdings diametral zum *Deutschen Idealismus* war!

"Die Menschen nehmen Anstoß daran, daß wir zusammen bleiben, obgleich – Sie deuten das in gehässiger und gemeiner Weise gegen mich. Und man kann es so ja auch deuten. Es ist nicht das Rechte. Es ist eine ethische Forderung, daß ich gehe. Ich hatte gedacht, daß wir anders handeln könnten, weil wir ja doch nicht alltägliche Menschen sind –" Er stockte, wurde roth und wollte sich verbessern: *wenigstens ich* – fügte dann aber rasch hinzu: "Das geht nun mal nicht. Man muß sich da der allgemeinen Sitte fügen. So steht man doch mal nicht drüber. Und es liegt dem ja auch was Gesundes zu Grunde. Na, kurz und gut: ich will weder in falschen, demütigenden Verdacht kommen, noch dich da reinbringen. Wir haben die Sache versucht, es geht nicht. Ich zieh fort, – heute noch, spätestens morgen früh."

Er hatte das alles nun doch nicht so energisch und überzeugend vorgebracht, wie er beabsichtigt hatte, sondern eher gemütlich, aber Luise war sichtlich betroffen. "Ja, aber Fritz," sagte sie bekümmert, "ich habe dich doch in keiner Weise geniert. Ich lasse dich doch arbeiten, soviel du willst. Du kannst auch ruhig ganz was Modernes schreiben, – ich brauchs ja nicht zu lesen. Du bist doch dein eigener Herr hier. Ich koche ja bloß noch für dich."

Ihre Verständnislosigkeit hatte etwas Rührendes für ihn. Überhaupt: sie war recht sanft, recht nachgiebig geworden, – das mußte man ihr lassen. Wenn sie von Anfang an so gewesen wäre – Aber nein! Der goldene Käfig blieb eben doch der goldene Käfig und er hatte nun einmal hinaus müssen in die frische Luft, in das freie Meer, – müssen, müssen, um nicht zu ersticken, um nicht unterzugehen. *Ich koche ja bloß noch für dich!* Ja, ja. Und weiter hatte sie eben nie etwas für ihn gethan. Ob sie es denn nicht begriff, daß in diesen wenigen Worten das ganze Unglück, die ganze Würdelosigkeit seiner Ehe beschlossen lag? "Ja, ja, trotzdem," sagte er, "das hilft nun nichts. Der Mensch lebt nicht vom Essen und Trinken allein, zumal wenn er ein sogenannter Dichter sein will. Es muß vor allen Dingen auch 'n bisschen Selbstachtung dabei sein. Verstehst du? Na, also. Das ist die Sache."

Er steckte sich eine Cigarre an. Nun er die Hauptsache heraus hatte, wurde ihm gleich leichter. Luise hatte sich ein paar Augenblicke bedacht. Dann sagte sie: "Wenn dich das geniert, daß du so abhängig von mir bist und dir die Leute das aufmutzen, – du könnt'st ja bei mir in Pension bleiben, Fritz. Du mieth'st mir dein Zimmer ab und hast deine Kost bei mir. Du kannst mir das ja alles redlich bezahlen, früher oder später. Wenn dich das erleichtert. – Mir ist es ja nur wegn deines Magens, weißt du. Wenn du schlechte Kost hast, wirst du mir krank, das ist sicher. Weißt du noch, wie ich dich während unsrer Verlobungszeit immer mit deinem Natron geneckt habe? Das kam ja nie aus deiner Westentasche."

Fritz wurde plötzlich unbehaglich zu Mute. Er hatte unliebsame Erinnerungen, die zu ebenso unliebsamen Vorahnungen wurden. Er roch förmlich das Natron wieder, nach dem damals seine Taschen geduftet hatten, und die fettigen, brenzligen Gerüche kleiner, menschengefüllter Speiseanstalten stiegen vor ihm auf mit ihrem Dunst von Leuten und

Gerichten, in den sich schlechter Tabaksqualm mischte. Er empfand sekundenlang geradezu eine gewisse Übelkeit. Und Luises Anerbietungen waren wirklich rührend! Aber nein! Unmöglich! Das war ja Kinderei. Wenn er das Jemand erzählt hätte, kein Mensch hätt's ihm geglaubt. Ausgelacht hätten sie ihn einfach. Und hätten ja auch alle Ursache gehabt. Er der Pensionär und Kostgänger seiner Frau, während er im Begriffe stand, sich von ihr scheiden zu lassen! Nein, nein, es hatte alles seine Grenzen. "Geht nicht, Luise, geht nicht", sagte er. "Kein Mensch würde glauben, daß ich wirklich – Nein, ich mache mich einfach lächerlich."

"Dann zieh aus, aber nimm deine Mahlzeiten hier, – wenigstens die Hauptmahlzeit. Das kannst du doch. Das bleibt ganz unter uns, davon erfährt keiner was. Und ich hab die Beruhigung, daß du gut ernährt wirst."

Fritz stand auf und ließ einen langen Seufzer hören. Eine letzte Versuchung! Diese Frau war wahrhaftig gut. In gewisser Beziehung hatte er sie ja nie unterschätzt. Aber das mußte er jetzt zugestehn: es lag etwas wie echte Seelengröße darin, wie sie erst seinen Entschluß zur Scheidung und nun den, sie zu verlassen, aufnahm, ohne jeden Widerspruch, ohne jedes weibliche Raisonement, auf das man doch gerade bei ihr mit positiver Sicherheit würde geschlossen haben, würdig und einfach. Und nur um ihn, um seine Gesundheit war sie besorgt, – immer noch, trotz seiner Undankbarkeit, trotz seiner Schroffheit. In gewissem Sinne, in ihrer Art liebte sie ihn, dran war kein Zweifel. Heute, wie damals. Weshalb hätte sie ihn sonst auch geheiratet, – sie ihn, – das konnte man ja wohl sagen. Aber was half das alles? Auch so ging es nicht. Er mußte fort. Die Fleischtöpfe Ägyptens durften ihn nicht fesseln.

"Du meinst es sehr gut, Luise," sagte er, auf und ab gehend, immer zwischen zwei Dampfwolken, die er ausstieß, und in etwas väterlichem Ton, zu dem er sich zwang, "aber selbst wenn ich – Nun, es wird ja nicht gleich so schlimm werden. Ich kann mich in keinem Fall davon abhängig machen, verstehst du. Das wäre doch mehr, als komisch, – besonders für Unsereinen. Nein, das ist kein ausschlaggebendes Motiv. Solch ein materieller Lump bin ich denn doch nicht. Ich – ich will dir eins versprechen, Luise, – um dir entgegenzukommen, weißt du. Ich werde dich manchmal besuchen, – ganz gewiß, das werde ich. Auch zu Tische wohl mal, verstehst du. Denn warum nicht? Dabei seh ich nichts ein, absolut nichts. Wir können ja die besten Freunde bleiben. Sonst aber bleibts bei dem, was ich gesagt habe. Ich zieh aus, ich esse anderwärts. Es geht nicht anders."

Luise begnügte sich jetzt damit, langsam die Achseln zu zucken. Sie sah zerknirscht und betrübt aus. "Wie du also willst, Fritz. Ich finde es sehr unrecht gehandelt gegen deine Gesundheit. Aber was kann ich machen? – Soll ich dir packen helfen? Vorläufig brauchst du ja wohl nur die Hauptsachen mitzunehmen. Hat du denn überhaupt schon eine Wohnung?"

"Nein", gestand er zögernd. "Aber es giebt ja einige tausend, die leer stehen. Und ich brauche nur ein einziges Zimmer – das heißt: sagen wir zwei. Meiner Arbeit wegen. Ich fange doch gleich immer morgens früh an. Und in einem unaufgeräumten Zimmer, beim ungemachten Bett – nein, da ginge die Stimmung heidi. Womöglich noch ein schlecht geheizter Ofen dazu – " Er schüttelte sich unwillkürlich. Dann setzte er rasch hinzu: "Ich werde gleich einmal auf die Suche gehen. Wenn du mir dabei helfen willst – dagegen wäre nichts zu sagen. Du hast einen besseren Blick in solchen Sachen."

"Erst solltest du aber doch Mittagsruhe halten, Fritz," warf sie bittend ein, "es bekommt dir immer so viel besser. Nach dem Kaffee gehen wir dann zusammen."

Einen Augenblick schwankte er. Dann sagte er: "Ja, es ist wahr. Ich muß mich ein bischen pflegen. Ich bin das meiner Arbeit schuldig. Und wenn du mir nachher helfen willst, geht es ja auch rasch. Also bis nachher! Morgen kann dann alles fertig sein." Er nickte ihr freundlich zu und ging.



Lene atmete ordentlich auf, als Fritz ihr erzählte, er sei ausgezogen, hätte ein paar sehr nette Zimmer am Lützower Ufer gefunden, parterre, nach hinten raus, mit einem freien Blick auf Gärten, ganz still und ziemlich behaglich. So wie *zu Hause* – er sagte immer noch *zu Hause* – wären sie freilich nicht, aber das könnte auch kein Mensch verlangen, er richte sich schon ein. Eigentlich hätte er ja immer schon ausziehn wollen, aber Luise hätte ihn partout nicht fortgelassen und ein bischen Rücksicht hätte er denn schließlich doch auf sie nehmen müssen, da er ihr im Grunde ja ohne ihr Verschulden solch einen Tort anthue. Nun sei aber alles gut; er hatte auch schon ein paarmal im Restaurant gegessen, und alles war leidlich gegangen, zur Abwechslung schmeckte es ihm sogar ganz gut dort; immer werde er in so großen Restaurants freilich nicht essen können, wie jetzt zu Anfang, man mußte sich natürlich erst allmählich gewöhnen. Im Ganzen sprach aus ihm die tief innerliche Befriedigung Eines, der seinen Überzeugungen ein großes Opfer gebracht hat und sich ein bißchen in seinem Märtyrertum sonnt. Er kam sich ganz gehoben vor.

Lene war's, als fiel ihr ein Stein von der Brust. Sie hatte nie begriffen, wie Fritz noch bei seiner Frau bleiben konnte, während er doch in kurzem ganz ihr selber gehören wollte. Aber sie hatte nach jener ersten Ermahnung, doch fortzuziehn, auf die er nicht gehört hatte, nie wieder ein Wort davon gesagt, so sehr es ihr am Herzen fraß. Das hätte ausgesehn, als wollte sie ihn zwingen, als gönnte sie es ihm nicht und vor allem, als hätte sie Angst, er könne ihr entrissen und dort zurückbehalten werden. Um keinen Preis hätte sie diesen Anschein erwecken mögen, lieber schweigend alles erdulden. Wenn

Fritz selber über diesen Zwiespalt fortkam, mußte auch sie sich darein fügen. Sie war viel zu stolz, um ihn glauben zu lassen, sie fürchte sich.

Lene war überhaupt scheu geworden. Seit Wolfgang sie damals so brüsk verlassen, ohne sie je wiederzusehn, ohne ihr ein Wort des Abschieds zu sagen, hatte sich eine Wandlung in ihr vollzogen, über die sie sich selber nicht klar war. Sie war eingeschüchtert. Mit ihrem heitren Naturell war sie wohl rasch darüber fortgekommen, aber eine gewisse Angst war doch in ihr zurückgeblieben. Sie sah nun erst ein, was für Eine sie geworden war und wie man so Eine behandelte. Ganz verwand sie den Stachel keineswegs. Der naive Glaube war ihr verloren gegangen. Sie hatte kein rechtes Zutrauen mehr zu sich und keins mehr zu den Menschen. Vorher war sie die harmlose Fröhlichkeit selbst gewesen, nun stieg alle Augenblicke irgendein Argwohn in ihr auf.³⁸ Das Getuschel unter den andren Mädchen in der Blumenfabrik blieb auch nicht ohne Einfluß auf sie. Früher hatte sie das meiste gar nicht verstanden, was dort geredet wurde, jetzt wußte sie ganz gut, um was es sich handelte. Und es war immer dasselbe; alles drehte sich darum.

Sie hatte auch von vornherein gewußt, weshalb Fritz Doppler eigentlich zu ihr kam, wieder und immer wieder. Der wollte Wolfgang ablösen, sein Nachfolger werden. Und dann eines Tages sie ebenso verlassen, wie der, und einem Andren Platz machen, vielleicht sie an diesen Andren gar rekommandieren. Das war nun so der Lebenslauf der Mädchen, zu denen sie jetzt zählte: immer von einer Hand in die andre. Wenn man einmal angefangen hatte, gab es da gar kein Halten mehr, zurück konnte keine. Es war manchmal eine große Bitterkeit über das alles in ihr gewesen, bis ihre Leichtlebigkeit wieder darüber siegte und sie alles in den Wind schlug und sich in ihre alte Lustigkeit hinüberlachte. Und Fritz half ihr dazu. Was das für ein guter Kerl war, erkannte sie bei jedem Zusammensein mehr. Er lebte ja förmlich auf in ihrer Nähe, das konnte ihr nicht entgehn und that ihr wohl, half ihr über vieles hinweg. Sie wurde gut Freund mit ihm, sie gewann ihn aufrichtig lieb. Ob das ebensolche Liebe war, wie damals bei Wolfgang, wußte sie freilich nicht, danach fragte sie auch nicht. Sie war ganz zufrieden so. Und sie war auch fest entschlossen, sich Fritz zu versagen, wenn es früher oder später dahin kam, daß er sie begehrte. Einem verheirateten Manne sich hingeben, – pfui, nein, so weit war sie doch noch nicht gesunken, so weit würde es nie mit ihr kommen. Dennoch wunderte sie sich, daß Fritz dies Ansinnen nie an sie stellte, nicht mit Worten und nicht mit Blicken, daß er sich überhaupt so zurückhielt, sie mit *Sie* anredete und der beste Kamerad war, – aber scheinbar nicht mehr sein wollte. Bis er ihr dann an jenem Abend gesagt hatte, er wolle sie heiraten.

³⁸ "Das Wahrzeichen der Intelligenz ist das Fühlhorn der Schnecke 'mit dem tastenden Gesicht', mit dem sie, wenn man Mephistopheles glauben darf, auch riecht. Das Fühlhorn wird vor dem Hindernis sogleich in die schützende Hülle des Körpers zurückgezogen, es wird mit dem Ganzen wieder eins und wagt als Selbständiges erst zaghaft wieder sich hervor. Wenn die Gefahr noch da ist, verschwindet es aufs neue, und der Abstand bis zur Wiederholung des Versuchs vergrößert sich. Das geistige Leben ist in den Anfängen unendlich zart. Der Sinn der Schnecke ist auf den Muskel angewiesen, und Muskeln werden schlaff mit der Beeinträchtigung ihres Spiels. Den Körper lähmt die physische Verletzung, den Geist der Schrecken. Beides ist im Ursprung gar nicht zu trennen." (Max horkheimer/theodor w. adorno: 'Zur Genese der Dummheit', in: 'Dialektik der Aufklärung', 1944/1971)

Sie hatte es ihm nicht geglaubt, damals nicht und auch später nicht. Sie hatte es gar nicht für Ernst gehalten, sondern für einen bequemen Umweg, zum Ziel zu kommen. Und es war ihr auch überhaupt nicht recht gewesen. Sie hatte Wolfgang nicht heiraten wollen, trotzdem er ihr's angeboten, weil sie gefunden hatte, daß es das Rechte nicht war, daß sie als Frau für so Einen nicht paßte. Und wie mochte er ihr's jetzt danken, daß sie fest geblieben war! Wie steinunglücklich wäre er geworden, – er und sie auch! Und Wolfgang war doch ein freier Mann gewesen, während sie hier erst eine Andre vertreiben mußte, um sich an ihre Stelle zu setzen. Und Eine, gegen die Fritz im Grunde gar nichts Nachteiliges zu sagen wußte, bloß daß er sie, Lene, angeblich lieber hatte und daß er bei seiner Frau in einem goldenen Käfig saß, nicht arbeiten konnte und geistig zu Grunde ging, während bei ihr, Lene, alles Freiheit und Lust und Leben war. Sie hatte es nicht so ganz verstanden und auch nicht recht geglaubt. Jedenfalls hatte sie nichts davon wissen wollen. Sie war sogar bereit gewesen, sich ihm hinzugeben, obgleich sie das als eine schwere Sünde empfand, wenn er nur bloß wieder davon abkam. Aber er hatte ja nicht gewollt, er war wütend geworden über solche Zumutung und bei seinem Vorsatz geblieben. Er hatte ihr sogar zugeschworen, scheiden würd er sich doch lassen, auch wenn sie nachher nicht sein Weib werden wollte. Was hatte sie denn da also machen sollen?

Als Fritz dann ruhig bei seiner Frau wohnen blieb, hatte Lene nur ihre Annahme bestätigt zu finden geglaubt, daß er sich wieder besinnen, daß er von seinem Vorhaben zurückkommen werde. Sie hatte sich darauf vorbereitet, sie hatte ihn gewähren lassen. Sie war ja auch nicht gut genug für ihn. Und vor allem war er gar nicht der Mann, um Entbehrungen auf sich zu nehmen und ums tägliche Brod zu arbeiten. Sie hatte ihn ja lieb, sie schätzte wahrlich alle seine guten Eigenschaften, aber blind war sie doch auch nicht. Er redete ihr zwar immer viel vor von seinen künftigen, großen Einnahmen, aber sie hatte kein rechtes Zutrauen zu diesen Dingen. Sie wußte, wie wenig Wolfgang immer eingenommen hatte. Eines Tages würde er ihr sagen, es ginge doch alles nicht so, wie er's sich gedacht und aus ihrer Verheiratung könne nichts werden. Kein Wort würde sie dann sagen, um ihn halten oder umzustimmen, – wahrhaftig nicht! Das hätte auch noch gefehlt! Sie hätte ihn ohne Klage und ohne Vorwurf freigegeben.

Und nun hatte er seine Frau verlassen, – plötzlich, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt, ohne daß ein Wort darüber zwischen ihnen gewechselt worden war. Lene war sehr erstaunt. Sie hatte gar nicht mehr darauf zu hoffen gewagt. Nun jauchzte alles in ihr. Es war also wirklich ernst, es blieb sein heiliger, unwandelbarer Entschluß. Und der Rechtsanwalt hatte ihm gesagt, in drei bis vier Monaten sei alles zu Ende, und wenn sie dann einen Dispens bekämen, was gar nicht weiter schwierig sei, könne gleich losgeheiratet werden. Sogar nach Helgoland³⁹ wollten se dann gehn, wie Fritz ihr sagte, um sich ohne alles Aufgebot trauen zu lassen, so rasch wie nur irgend möglich.

³⁹ Helgoland gehörte bis 1890 zu großbritannien. Während dieser zeit war es, wie gretna green in schottland, ein "heiratsparadies" für paare, die ansonsten nicht oder nur unter erschwerten bedingungen hätten heiraten können.

Wie ein Rausch kam es über Lene. Also wirklich! wirklich! Es war ihr, als würde sie nun erst wieder ehrlich, als könne sie nun erst wieder die Augen frei emporschlagen. Und in dieser milden, weichen, zärtlichen Stimmung gab sie sich ihm hin, – zum ersten Male.



Auf den Regenwinter folgte ein hartes, unwirtliches Frühjahr. Im März schneite es, als ob der Dezember eben angebrochen wäre, alle jungen Knospen und die Saaten auf den Feldern draußen erfroren in den winterlichen Nächten. Durch die Straßen fegte ein rauher, schneidender Wind, der das Atmen erschwerte. Kein Mensch glaubte noch an den nahen Frühling.

Wolfgang aber sehnte sich danach, als ob er von ihm Befreiung erwarte. Er wußte freilich selbst nicht, worin die bestehn sollte. Aber ein unbestimmter Dang ins Weite erfaßte ihn manchmal und nahm Besitz von ihm. Was sollte denn auch werden? So weiter konnt es ja doch nicht gehen. Körperlich und seelisch verkam er in diesem Leben. Er mußte fort. Das war freilich nur so vor sich hinaus gedacht, er hatte gar nichts Festes dabei im Sinne. Es war nicht viel anders, als ein Fluchtgedanke, – ein feiger, kläglicher Fluchtgedanke. Wie wenn er ein Verbrechen begangen hätte! Oder nein: vielmehr, wie wenn er eine übernommene Pflicht schmäählich im Stiche lassen wollte. Auch da traf nicht ganz zu. Es war am ehesten, als ob er vor sich selber entfliehen wollte.

Ja, das wars. Wenn man das nur gekonnt hätte! Und was hatte damit der Frühling zu thun? Für ihn kam keiner mehr. Er hatte sich verkauft für eine bestimmte Leistung und nun konnte er die nicht liefern, – das war alles. Aber es genügte gerade. Es brauchte gar nichts weiter, um ihn todeselend zu machen, um ihn zur Raserei zu bringen, gegen sich und gegen alle Welt. Und um sich selber zu verachten! Das wars, das gab den Ausschlag. Er verachtete sich, ihn ekelte vor sich selber, – vor seiner Ruhmredigkeit, vor seiner Einbildung, vor seinem Größenwahn. Und was hatte er um dieser Verblendung willen von sich geworfen, – was dafür eingetauscht? Schande und Schmach darüber!

Allmählich war es ihm unleidlich geworden, dies Schuften um Ruhm, wie ihm früher das Schuften um Geld unleidlich gewesen war. Denn das war der ganze Unterschied – das! Eins war so ekelregend, wie das andere. Von innen heraus, aus einem Naturdrange geschah es ja jetzt so wenig, wie damals. Er mußte gar nicht, er hatte nur einfach einen bestimmten Zweck dabei im Auge, damals so gut, wie jetzt; nur daß der damalige Zweck entschuldbarer und im Grunde ehrenwerter gewesen war, als der jetzige. Eine Entwürdigung der Kunst war freilich der eine, wie der andre; um ihrer

selbst willen hatte er ihr noch gar nicht gedient, seiner Kunst. Aus dem einfachen Grunde, weil er gar kein Künstler, gar kein Poet war.

Nutzlos, sich das noch länger einzubilden. Ruhig und friedlich hatte er seine kleinen Geschichten geschrieben, – harmloses Zeug, das schon hundertmal so oder ähnlich dagewesen war, das aber doch gefiel und das man brauchte, weil die gewaltige Maschine, die das tägliche Lesefutter fürs Publikum in tausend Zeitungen und Zeitschriften auswarf, so leicht nicht zu sättigen war. Es wurde auch noch viel Schlechteres geschrieben, als das, was er konnte, schämen brauchte er sich dessen gar nicht, es war ehrliche Arbeit, Handwerkerarbeit. Nur nicht mehr; nur nicht für etwas Höheres mußte er es ausgeben wollen oder sich zu etwas Höherem berufen glauben. Das, was er konnte, gab er, und andres konnte er nicht geben. Die, die sich darauf verstanden, hatten es ihm ja immer gesagt, allen voran Ottomar Höffert. Bescheiden hätte er sich sollen, ein fleißiger Handlanger, ein gewissenhafter Kritiker, ein tüchtiger Redakteur hätte er werden können. Statt dessen hatte er immer weiter hinausgewollt, hatte wunder was für Kräfte in sich schlummern gefühlt. Wenn er nur das sorgenfreie Leben erst hatte, nach dem all sein Dichten und Trachten von je gegangen war! Nun hatte er's und nun hatte er einsehen gelernt, daß das alles eitel blauer Dunst und klägliche Selbsttäuschung gewesen war. Mit dem höchsten Aufgebot seiner Kräfte, mit aller fieberhaften Gier danach, etwas Besondres zu schaffen, – durch Wochen, durch Monate – hatte er nun doch wieder bloß eine von jenen Dutzendgeschichten geschrieben, wie man sie in jedem Provinzzeitungs-Feuilleton findet und für *hübsch* und *nett* und *unterhaltend* zu erklären pflegt. Und das, trotzdem Rosa mit ihrer scharfen Kritik, mit ihren ewig spornenden und stachelnden Redensarten unablässig hinter ihm her gewesen war!

Nun war wenigstens der letzte Zweifel in ihm erstorben. Wenn er's mit all dem glühenden Ehrgeiz, mit dieser verzehrenden Mißgunst gegen Fritz Doppler im Herzen, wiederum zu nichts gebracht hatte, konnte er alle und jede Hoffnung aufgeben. – Einer von Vielen, Einer von den Zuvielen!

Und daraufhin war er Rosas Gatte geworden! Denn ihn hatte das Wohlleben an sich nicht gereizt und verführt, – nicht sein schlimmster Feind hätte ihm das nachsagen können, – er war kein Epikuräer, wie Fritz, nur als Mittel zum Zweck hatte es ihm dienen, nur dem Dichter in ihm gestatten sollen, endlich seine Schwingen frei und stark zu entfalten. Wie kläglich er damit gescheitert war! Er hatte sie also gar nicht verdient, diese Seidenkissen, auf denen er sich wälzte, diese Mahlzeiten, von denen eine hungernde Proletarierfamilie sich hätte sättigen können. Das alles war gar nicht für ihn bestimmt, wie er wirklich war, sondern für ihn, wie er sich bei sich selber und bei Rosa und bei aller Welt gespiegelt hatte, – für seinen besseren Doppelgänger, für sein idealisiertes Ich. Er selbst mußte sich jedes Bissens schämen, den er hier genoß, sich als Fremder fühlen in seinem Zimmer und in diesem Hause, das er bewohnte. Ein großsprecherischer Usurpator war er, den man entlarvt hatte und dem man nun den

ganzen Flitterkram, in den der Komödienheld sich eingemummt, in Fetzen vom Leibe riß, ein Stück nach dem andren. Nichts gehörte ihm hier zu eigen, nichts hatte er verdient von dem allem, was ihn umgab; das alles grinste ihn an, wie eine einzige, ungeheuerliche Satyrfratze. Und aus allen Ecken kicherte es ihm zu: *Ja, ja, im Wohlleben bist du der große Poet geworden, der allezeit in dir steckte, – nur des Wohllebens hats bedurft, ihn in dir zu entfesseln, – nur des Wohllebens!* Und er schlug sich die Hände vors Gesicht, um nur nichts zu sehn, um nur nicht gesehen zu werden, – er schämte sich. Er schluchzte, er raste vor Scham.

Manchmal dachte er, er würde wahnsinnig werden. Ausgehn mocht er schon nicht mehr, er meinte, die Leute könnten mit Fingern auf ihn zeigen: *Das ist der, der bloß kein Dichter werden konnte, weil er arm war. Jetzt – jetzt ist er einer!* Und wie sie da hinterher lachen würden! Rosa hatte ja auch schon immer dies unleidliche, dies abscheuliche, verhaltene Spottgrinsen um die Mundwinkel, das so viel beredter war, als alle Vorwürfe, aller Hohn, und das ihn eines Tages noch um den Verstand bringen würde.

Dabei arbeitete Wolfgang aber immer weiter. Eine Geschichte nach der andren fing er an. Nur ohne alle Hoffnung, ohne jede innere Befriedigung. Die Illusion war ihm zerstört worden, die wachte nicht mehr auf. Was er früher bei seinen Geschichten geträumt hatte, war für immer todt. Es war ein rein mechanisches Arbeiten. Er wollte sich nur damit über die Zeit forttäuschen, sich über sein Gefühl des Überflüssigseins hinweghelfen. Irgend etwas muß er ja doch thun, obgleich er's nicht nötig hatte. Veröffentlicht wurde auch nichts von seinen Sachen, er sandte sie gar nicht fort. Rosa hätte es nicht geduldet, sie würde es als eine Schmach empfunden haben, wenn der Name ihres Mannes unter einer Geschichte in irgend einer Sonntagsabeilage gestanden hätte. Sie reizte und stachelte ihn immer noch, endlich einmal das herauszubringen, was ja doch in ihm stecken mußte. In Wahrheit hatte sie aber schon längst nicht viel Hoffnung mehr. Sie begriff, daß sie viel mehr in ihm gesehn hatte, als in ihm war. Aber es wurde ihr schwer, sich einzugestehn, daß sie, die immer klare, bei der alles vom Verstande beherrscht und überwuchert wurde, hier, wo eine so wichtige Lebensfrage ins Spiel gekommen war, einer solchen Täuschung verfallen sein sollte. Sie wollte das nicht bekennen, – noch nicht. Und so zog sich dies traurige Spiel denn hin, – weiter und weiter.

Wolfgang sehnte sich nach dem Frühling. Zwischen Rosa und ihm war es zu gar keinem Verhältnis gekommen, sie blieben sich im Innersten fremd. Beide hatten ineinander ganz Andres vermutet, als sie nachher gefunden. Ihre kalte Ruhe stieß ihn ab, verwundete ihn allerorten. Er hätte, gerade weil er mit sich selbst zerfiel, soviel Wärme gebraucht und ein mildes, tröstendes Verstehn. Davon war bei Rosa keine Rede. Oft sagte er sich, daß er das, was er brauchte, bei Lene gehabt haben würde. Rosa schien allen weicheren Regungen unzugänglich zu sein. Das Einzige, was an Zärtlichkeit in ihr war, vergab sie an ihren Vater, für den sie die sorgende Pflegerin blieb. Je mehr sie

einsah, daß sie über ihren Mann wegblickte, desto weniger bedeutete er für sie. Er schrumpfte in ihren Augen immer mehr zusammen. Und seltsamerweise hatte sie gar kein Mitleid mit ihm. Sie schien nichts zu ahnen von dem, was in ihm selber vorging an Kampf und Qual und Verzweiflung. In ihr wuchs nur der eisige Hohn und langsam, ganz langsam die Verachtung. Nicht um deswillen, daß er nichts leistete, sondern um deswillen, daß sie selber sich so grausam getäuscht hatte. Sie rächte sich an ihm dafür, daß sie eine so unberechtigt hohe Meinung von ihm gehabt. Wäre das nicht gewesen, hätte sie sich wahrscheinlich in die Sachlage gefunden, wohl gar den Mann in Wolfgang schätzen und lieben gelernt. Aber es demütigte sie zu stark, daß sie, die sonst wegen ihrer Urteilssicherheit und Menschenkenntnis berühmt war und ihren höchsten Stolz darein setzte, hier so schmäählich sich hatte irreführen lassen. Das verzieh sie Wolfgang nicht. Als ob der sich vor ihr in ein falsches Licht gestellt hätte! Sie wollte nicht mehr verstehen, daß es im Grunde doch nur das Weib in ihr gewesen war, das sie verleitet, in dem Manne, weil er ihr als Mann gefiel, zugleich den Dichter zu sehn und zu lieben. Das Weib in ihr war eben gestorben. Die Scham und die Enttäuschung hatten es getötet. Und um dieser Scham und Enttäuschung willen war er ihr verächtlich, wie sich selber.

Noch etwas andres kam hinzu: sie wuchs über ihn hinaus. Nicht nur in dem, warin sie ihn immer schon überragt hatte, sondern allmählich auch in seiner eignen Kunst. Als alle ihre Versuche fehlschlügen, ihn in die richtigen Bahnen zu lenken, ihm das zu geben, was ihm fehlte, in ihm den Dichter zu wecken, versuchte sie endlich selber, zu schreiben. Während sie ihn belehrte, kritisierte, tadelte und auslachte, hatte sie von ihm gelernt. Sie machte sich seine Methode zu eigen, sie bereicherte sich an seiner Phantasie. Alles nahm sie von ihm, was sie brauchen konnte, was er in Überfluß besaß und was sie selber entbehrt hatte. Und dazu that sie ihr Eignes: ihren klaren, sichtenden, zergliedernden Verstand. Sie raubte ihn vollständig aus, erbarmungslos, mit einer gewissen Wollust. Sie benutzte das, was er konnte, nach jeder Richtung hin.

Was da schließlich zu stande kam, war auch noch lange nichts Großes, kein wirkliches Kunstwerk, nichts Echtes, Volles, Wahres. Aber es war besser, als das, was er konnte und er fertig gebracht hatte. Und sie schien es bloß geschrieben zu haben, um ihm sagen zu können: *Da siehst du's, das ist gar nichts, so viel kann jeder!* Es war ein raffiniert ausgesonnenes Mittel, um ihn zu Boden zu drücken. Und außerdem blieb die Möglichkeit offen, daß sie allmählich mehr und besseres leisten werde, daß sie ihn immer mehr überflügeln werde. Das sah Wolfgang oft, wie eine grauenvolle Vision, vor sich.

Und dann – was würde er dann sein? Der Mann seiner berühmten Frau. Vielleicht, – im besten Falle wuchs er sich wohl gar zum *schönen Manne* aus, der mit lächelndem Behagen die Komplimente einsteckte, die seiner Gattin galten, der er zur Folie diente, während er seine Eroberungen auf andrem Gebiete suchte und fand. Der sich allmählich auch an seinen Reichtum gewöhnte und davon einen *vornehmen* Gebrauch zu machen

wußte. Der langsam vergaß, daß er selbst einst ein Dichter zu sein sich vermessen hatte und jetzt seinen einzigen Ruhm darin fand, immer seine Frau und die Werke seiner Frau in den Vordergrund zu schieben, von denen ein bescheidener Abglanz dann mit auf ihn zurückfiel, und der als Abschreiber und Botengänger und Korrektor für seine Frau fungierte. Bis er denn glücklich das letzte bisschen Charakter eingebüßt und seinen jämmerlichen Bettelstolz zu Grabe getragen hatte und ganz der Lump war, als der er in diese Gesellschaft von Lumpen und Heuchlern paßte, seelisch zu Grunde gerichtet, sich selbst zum Ekel, aber ein wohlsitruierter, beneidenswerter Mann, vor dem man katzbuckelte, daß es nur so eine Art hatte!

Er sah das alles vor sich und lachte, – lachte oft bitter und grell auf mitten in all seinem bohrenden Jammer. Dann wieder griff er sich an den Kopf., Würd er denn gar wahnsinnig werden? Nun, deas Schlimmste wär es noch lange nicht. Krank fühlte er sich seit langem, krank im Innersten. Und diese krankhafte Sehnsucht nach dem Frühling dabei! Als ob ihm der Frühling noch Hilfe hätte bringen können! Als ob es für ihn noch einen Frühling gegeben hätte!

Schließlich wurde selbst Rosa auf sein schlechtes Aussehn aufmerksam, obgleich sie sich sonst nicht viel um ihn kümmerte. Seit sie ihn in allem übersah und nichts mehr von ihm erhoffte, interessierte er sie kaum mehr. Ihr sinnliches Wohlgefallen an ihm schien völlig geschwunden zu sein; sinnlichen Regungen war diese kühle, verstandesklare Frau scheinbar überhaupt nicht unterworfen. Entweder lagen die Aufregungen ihres Blutes schon hinter ihr oder sie setzten sich bei ihr gleichsam in Phantasie um und wurden in der Phantasie rasch überwunden. Daß dieser Mann sie besitzen sollte, der ihr nichts mehr war, vor dem sie keine Achtung mehr hatte, würde ihr wie eine Schmach erschienen sein. Vielleicht trug aber auch gerade dies, daß es sich mit ihrem Stolz nicht mehr vertrug, sich von ihm besitzen zu lassen, dazu bei, daß sie ihn in gewissen Zeiten haßte, daß sie ihn dann gar nicht sehn mochte.

Nun hatte der alte Silbermann ihr zuerst gesagt, Wolfgang sehe übel aus, er sei immer zerstreut beim Schachspiel und scheinere krank zu sein. Dann fand sie es auch selbst. Seine Augen lagen merkwürdig tief in den Höhlen und glühten, wie im Fieber. Die Haut war weiß und er war viel magerer geworden. Er wollte aber nichts davon hören, daß er krank sei. Immer saß er noch die ganzen Tage am Schreibtisch und schrieb, als ob er stundenweise dafür bezahlt würde; das meiste zerriß er nachher wieder. Rosa ließ er jedenfalls nichts mehr sehn. Es war etws Fiebrisches, Irres in seinem Thun.

Rosa ließ hinter seinem Rücken den Arzt kommen, der hin und wieder ihren Vater besuchte. Es war ein alter Sanitätsrat, der sich, wenn er eine Flasche guten Wein getrunken hatte, über die ganze medizinische Wissenschaft lustig machte und lachend versicherte, daß er *auch nicht so viel auf sie halte und ohne jede ärztliche Beihülfe zu*

sterben hoffte. Alle neuen Entdeckungen, besonders die im Gebiete der Bakteriologie, fanden in ihm einen ironischen Kritiker.⁴⁰

"Wird wohl der Bacillus der Langeweile sein, der ihn plagt", sagte er mit seinem Faunlächeln in dem spitzen, bartlosen Vogelgesicht, als Rosa ihm von ihres Mannes Unwohlsein erzählte. "Kommt ja gar nicht heraus, lebt sich nicht aus, der Herr Gemahl. Geben Sie ihm wöchentlich drei Gesellschaften ein und laden Sie ihm Leute mit ner gesunden Dosis Humor, – passen Sie auf: er wird wieder gesund. So'n moderner Bacillus muß in Sekt ersäuft werden, meine Theuerste, und Sie haben's ja dazu. Weshalb knickern Sie?"

Als er dann mit Wolfgang gesprochen hatte, der seinerseits von Krankheit nichts wissen wollte, wurde er wieder zweifelhaft. Der Puls ging merkwürdig erregt, und in Wolfgangs Blick war etwas, was ihm nicht gefiel. Medizinen gabs aber da nicht zu verschreiben; von denen hielt er überhaupt nichts. "Die sind bloß für hysterische, alte Jungfern", meinte er. Er verbot alles Arbeiten, mit einem Wort jede geistige Anstrengung, und verordnete Zerstreung, gutes Leben, körperliche Übungen. Sobald als möglich sollte man in die Villa nach Wannsee hinaus. Dort schwimmen, rudern, angeln, – das war das Richtige, kurzum: dem lieben Herrgott die Zeit abstehlen. Weiter wußte auch er nichts.

Rosa konnte sich nicht enthalten, als er gegangen war, zu sagen: "Daß dein Arbeiten so viel Geist absorbiert, hätt ich auch nicht gedacht." Mit solchen Spitzen, in denen ihr Groll über die große Enttäuschung ihres Lebens sich Luft machte, martete sie ihn oft.

Im übrigen blieb alles ziemlich so, wie es gewesen war. Gesellschaften zu geben, hatte Rosa keine Lust, jetzt weniger, als je, und sie versprach sich auch nichts davon. Wolfgang selbst graute es sogar davor. Statt zu schreiben, lag er jetzt die langen Tage auf dem Diwan und las, – das war der ganze Unterschied. Er mochte nicht einmal ausgehn. Mit der möglichst baldigen Übersiedelung nach Wannsee war er sehr einverstanden. Er sehnte sich danach, wie nach einer Erlösung. Aber immer noch wollte es nicht Frühling werden.



⁴⁰ Protagonist der bakteriologischen forschungen war in deutschland robert koch. 1891 kam es im zusammenhang mit einem von ihm entwickelten heilmittel gegen tuberkulose ("*tuberkulin*"), das sich dann als wirkungslos und sogar krankheitsverstärkend zeigte, in preußen (berlin) zu einem skandal, der sich noch bis 1897 hinzog, also zeitgleich mit telmanns arbeit am vorliegenden buch. Der autor starb im januar 1897 – an tuberkulose.

Sanitätsrat Michels bekam in der nächsten Zeit einen zweiten Patienten, bei dem er aber diesmal sehr gut wußte, wo es fehlte und was man da zu verordnen habe. Es war Fritz Doppler. Eines Tages wurde er zu diesem in ein Parterre-Hinterzimmer am Lützowufer gerufen. Michels war sehr erstaunt. Er hatte keine Ahnung davon, daß das Doppler'sche Ehepaar in der Scheidung begriffen war. Seit Monaten war er nicht zu ihnen ins Haus gekommen, weil da nie Einer krank war, und keinerlei Gerüchte waren zu ihm gedrungen oder er hatte doch nicht darauf geachtet. Mirbach war die Diskretion selber und leugnete für gewöhnlich alles; im übrigen war die Sache auch so unglaublich, daß die meisten wieder davon abgekommen waren, zumal es an allen äußeren Anhaltspunkten fehlte. In der Gesellschaft hatten die Dopplers ohnehin nie eine Rolle gespielt, waren sogar immer weniger sichtbar gewesen, so daß das Interesse an ihnen nicht hervorragend war. Michels erinnerte sich jedenfalls nicht, daß von dieser Sache die Rede gewesen.

Seine erste Frage, als er bei Fritz eintrat, war daher: "Ja, um Gotteswillen, wie kommen Sie denn hierher, Verehrtester?"

Fritz lag im Bett und sah so kläglich aus, als ob alle Leiden der Welt sich auf ihn gehäuft hätten. Seine Jammermiene hatte beinahe etwas Komisches für Michels. Und nun machte ihn dessen Frage vollends rabbiat. "Aber bester Herr Sanitätsrat," wimmerte er, sich förmlich vor Unbehagen windend, "kommen Sie mir auch noch damit! Ich lasse mich scheiden, ich lebe getrennt von meiner Frau. Das pfeifen ja die Spatzen schon von den Dächern. Deswegen hab ich Sie nicht rufen lassen. Wenn es mir nicht so hundeschlecht ginge, hätt ich Sie überhaupt nicht rufen lassen, denn ich hab jetzt gar kein Geld mehr übrig für Ärzte. Aber mir ist gradeswegs zum Sterben zu Mute. Ich werd am Ende dran glauben müssen."

"Na, na, na!" machte Michels, der sich mit seiner ruhigen Ironie rasch in die veränderte Sachlage fand.

Was Fritz fehlte, ergab sich denn auch sehr bald. "Du gute Kost von Frau Luise Doppler," erklärte der Sanitätsrat, listig sein Kinn streichend, "sonst nichts."

Fritz litt an einem chronischen Magenkatarrh, der von heftigen Fiebererscheinungen begleitet wurde, starke Abmagerung zur Folge gehabt hatte und gar nicht unwesentlich war. Von Typhus, auf den Fritz gefaßt gewesen, war jedoch keine Rede. Die Krankheit war nur in die Länge geschleppt und hatte einen bedrohlichen Charakter angenommen, energisches Eingreifen that not. Fritz erzählte, daß er schon vor Wochen leidend geworden sei, er habe sich aber nicht daran gekehrt, sondern weiter kasteit, sogar immer erbärmlichere Speisewirtschaften aufgesucht, um *sich abzuhärten*, da es mit dem verdammten Lotterleben ja nun doch einmal ein Ende nehmen müsse. Schließlich sei's aber nicht mehr gegangen. Er habe überhaupt nicht mehr essen können und sei so schwach geworden, daß er sich nur noch mit Mühe aufrecht gehalten habe. Dazu fielen ihm die Ringe von den Fingern vor Magerkeit und nachts werde er von Fieberschauern

geschüttelt. Heute habe er überhaupt nicht mehr aufstehen können und ihm sei stark nach Sterben zu Mute, Schmerzen und Mattigkeit seien kaum mehr zu ertragen.

Michels hörte diese Leidensgeschichte sichtlich ohne tieferen Eindruck mit an. "Was soll das Ganze denn nun?" fragte er endlich. "War's auf'n Selbstmord abgesehn? So was kann man doch bequemer haben."

"Es handelte sich bloß ums Abgewöhnen", ächzte Fritz, sich umherwerfend.

Michels begriff allmählich. Aber nun war guter Rat teuer. Mit den puren Arzneien war hier nichts geholfen, die Hauptsache blieben sachgemäße Pflege und Diät. Da Fritz diese hier nicht haben konnte, wo man ihm seinen Berichten nach nur morgens einen Tee bereitete, der wie Seifenwasser schmeckte, und im Übrigen Keiner nach ihm fragte, mußte man an eine Überführung ins Krankenhaus denken, denn *zu fackeln gabs hier nichts*, wie Michels versicherte. Übrigens wäre ihm die Aufnahme des Kranken in Privatpflege bei weitem lieber gewesen.

"Wissen Sie denn gar nichts dergleichen?" fragte er mit einem sondierenden Blick. "Im besten Krankenhaus bleibt man doch immer nur eine Nummer. Je liebevoller die Pflege aber ausfällt, desto rascher der Erfolg."

Fritz wurde ganz tiefsinnig. Zu Leistners kommt er sich doch nicht bringen lassen. Er dachte bloß an einen Nachmittagskaffee dort und es schüttelte ihn schon. Ohnedies hatten sie kaum Platz genug für sich selber, und Lene, die fast den ganzen Tag im Geschäft war, hätte zu seiner Pflege gar keine Zeit gehabt. Befreundete Familien aber kamen nicht ernstlich in Frage. Eine nette Zumutung, plötzlich einen schwerkranken, minutiöser Pflege bedürftigen Mann ins Haus zu nehmen! Wenn er mit Wolfgang noch gestanden hätte, wie früher – Aber so!

"Na, im Grunde haben Sie ja vorläufig noch ne Frau", sagt der Sanitätsrat, der vorsichtig auf sein Ziel lossteuerte. "Solange Sie nicht definitiv geschieden sind, bleibt sie immerhin in solchem Falle die Nächste – und wie gesagt: selbst wenn Sie im Krankenhaus ankommen, was ja noch nicht mal zweifellos ist – Es kommen auch da manchmal allerlei Versehen vor – Immer ist man hinter den Wärterinnen nicht her – und ein einziges Versehen kann in Ihrem Falle unberechenbare Folgen haben."

Fritz stürzten in seiner nervösen Schwäche die Thränen aus den Augen. "Nein, nein, nein," wimmerte er, "das kann ich nicht, das darf ich nicht, Doktor. Diese Frau wäre im stande – jawohl, sie wäre im stande, mich wieder aufzunehmen. Ich kenne sie, sie ist gutmütig bis zum Exzeß bei all ihrer spießbürgerlichen Strenge – Aber es geht ja nicht. Es wäre eine Gemeinheit von mir. Und nun wieder zurückzufallen, nachdem ich mühsam – Ach, Doktor, nein, erbarmen Sie sich! Das ist ja unmöglich. Dazu müssen Sie mich nicht zwingen in meiner gotterbärmlichen Schwachheit – Nein, nein, lieber verenden, wie'n herrenloser Hund."

Er wurde beinahe ohnmächtig, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Wangen brannten. Er kämpfte gewaltig gegen die Versuchung an. Gleich am ersten Tage, wo er krank geworden, hatte ihn der Gedanke gepackt: *Zurück! Nur zurück!* Aber er hatte widerstanden. Er wollte nicht, er schämte sich. Pfui, ein Mann mußte das doch überwinden können. Aber je elender er sich gefühlt hatte, desto heißer war sein Verlangen geworden. Ein förmliches Heimweh hatte ihn überfallen, verzehrend und peinigend. Selbst Lene hatte ihn davon nicht heilen können. Lene war noch gar so thöricht gewesen, ihn auzulachen, in der Meinung, daß ihn das am besten heilen werde. In Wahrheit kam ihr dieser dicke Mann mit dem rosigen Gesicht, der immer mit der wehleidigsten Stimme und einem wahren Armesündergesicht über seinen Magen klagte, einigermaßen komisch vor. Sie begriff gar nicht, daß sie ihn tief dadurch kränkte, daß sie ihn durch diese *Verständnislosigkeit* sogar geradezu sich entfremdete. Je schlechter es mit ihm wurde, desto seltener ging er zu Lene. Er war manchmal innerlich ganz verbittert gegen sie. Das, was er bei Luise gehabt hatte, erschien ihm in seinen Hungerdelirien im rosigen Licht, er träumte nachts in seinen Fieberschauern davon. Aber eben deshalb, wegen dieses krankhaften Verlangens *nach Hause*, zitterte er auch davor. Er empfand, daß dies eine schwere Gefahr sei, vor der er sich hüten müsse, ein süßes Laster, in das er nicht wieder verfallen dürfe, um nicht den letzten Rest seiner Männlichkeit einzubüßen. Denn wenn er nun wieder schwach würde, könne es leicht für immer sein. Wenn der Sanitätsrat ihm vor einigen Tagen den Rat gegeben hätte, zu seiner Frau zurückzugehen, würde Fritz wütend geworden sein, er würde gerast haben; jetzt weinte er nur noch, – er jammerte förmlich um Mitleid, man solle ihn nicht zwingen, so schwach wußte er sich, so gering schätzte er selber seine Widerstandskraft, die ihm in seiner körperlichen Hinfälligkeit noch geblieben war.

Michels zuckte bei diesem Ausbruch die Achseln. "Verehrtester," sagte er, "mir kanns ja gleich sein. Aber solchen Kranken, wie Ihnen, nimmt man das Recht überm Kopf weg. Entweder Sie thun, was ich Ihnen verordne, dann ists gut, dann garantier ich Ihnen auch für den Erfolg, oder Sie thun's nicht, – na, dann lassen Sie sich 'n andren Pflasterkasten holen. Der find't sicherlich gleich 'n neuen Bacillus bei Ihnen. Also entscheiden Sie sich gefälligst!"

Fritz weinte jetzt, wie ein Kind. "Sich die Schwäche eines Menschen so zu nutze zu machen, Doktor," jammerte er, "das ist nicht ehrenwert, das ist ein Mißbrauch Ihrer Gewalt. Sie sind mit allen denen, die mich verderben wollen, gegen mich verschworen. Ich hasse Sie, wissen Sie das?"

"Das ist mir sehr egal", sagte der Sanitätsrat. "Also: wir sind einig. Ich fahre jetzt zu Ihrer Frau, um alles Nötige mit ihr zu besprechen. Vielleicht will sie Sie ja gar nicht wieder. Sonst hol ich Sie in einer Stunde etwa ab. Bis dahin werden die Sachen aus der Apotheke fertig sein, die ich jetzt aufschreiben und nachher gleich abgeben werde. Haben Sie irgendwo Papier? Tinte seh ich schon."

Während er seine Rezepte schrieb, schluchzte Fritz, der sich jetzt keinen Zwang mehr auferlegte, herzbrechend. Rührung, Freude, Scham, Angst, – alles wogte in ihm durcheinander. Aber der vorherrschende Gedanke in ihm blieb doch immer: Nur erst wieder gesund werden! Ich muß ja gesund werden, um arbeiten zu können, um Geld zu verdienen! Plötzlich rief er: "Doktor! Bitte, schreiben Sie mal auf, was ich Ihnen diktieren werde."

"Wenns nicht grad ein Wechselakzept sein soll – los dafür!"

"Der Endesunterzeichnete bescheinigt hierdurch, daß er den an einem schweren Magenleiden erkrankten Patienten Fritz Doppler gegen dessen ausdrücklichen Wunsch aus höheren Rücksichten in das Haus seiner Frau in der Bendlerstraße hat zurücktransportieren lassen, weil er nur unter dieser Voraussetzung eine Wiederherstellung desselben möglich halten konnte. – Dr. Michels, kgl. preuß. Sanitätsrat. – Und dazu das Datum, Doktor. Haben Sie's?"

"Ist gemacht. Für wen ist denn das bestimmt? Zur eignen Gewissensberuhigung?"

"Das geht Sie gar nichts an."

"Meine Verordnung wirkt. Sie werden schon grob. Das ist ein gutes Zeichen. Der Patient fühlt selber, daß das Richtige verschrieben worden ist. Na, auf Wiedersehn also! Und Kopf oben! Noch ist Polen nicht verloren." Damit nahm er seinen Cylinder und ging.



Der April brachte die ersten Sonnentage des Jahres und gleich eine so milde Wärme, daß man sich mitten in den Sommer versetzt glauben konnte. Fritz Doppler konnte auf dem Balkon sitzen, der an beiden Seiten Glaswände hatte, um die Zugluft abzuwehren. In seinem bequemen Lehnstuhl, unter einer rot und schwarzen Wollendecke, die Frau Luise selbst gestrickt hatte, fühlte er sich sehr behaglich. Er sah drüben das knospenübersäte Wipfelmeer des Thiergartens, der bis hierher die ganze Fülle seines frühlingsfrischen Duftes zu verströmen schien, und rauchte zum ersten Male wieder eine von seinen schweren, schwarzen Cigarren. Der Sanitätsrat hatte nichts mehr dagegen gehabt. Ja, das Leben war doch eigentlich schön! Die Schwarzamseln drüben, die so geschäftig durchs junge Unterholz huschten, wußten's auch. Die bauten jetzt ihre Nester.

Das ganze Wonneempfinden der Genesung war in Fritz. Er sog die Sonnenluft in sich und träumte in den blauen Himmel hinauf. Er war sehr weich und wohligh gestimmt.

Dabei sah er zwar noch blaß und hager aus, aber das kleidete ihn nicht schlecht, sein hübsches Gesicht erschien markierter und männlicher, selbst die paar grauen Fäden im Bart standen ihm gut. Die Müdigkeit, die in seinen Gliedern immer noch lag, hatte etwas Lösendes und Behägliches für ihn, er hätte sie gar nicht anders gewollt. Auf dem Tische ihm zur Seite stand eine Flasche schweren, spanischen Weins mit einem Spitzglase daneben, aus dem der Rest des letzten Schlucks noch heiß und süß duftete. Auch allerlei Zeitungen lagen da, über deren Druckseiten das Sonnengold hinflimmerte, ohne daß Fritz sie noch berührt hätte. Es war so viel genußreicher, planlos und ziellos vor sich hinaus zu sinnieren.

Er war wirklich sehr krank gewesen; eigentlich wußte er's jetzt erst, wie krank. Der Sanitätsrat hatte sich eifrig um ihn bemüht. Wenn freilich die Pflege nicht gewesen wäre, diese umsichtige, nie ermüdende, liebevolle Pflege, – der Sanitätsrat hatte das selbst gesagt, – dann wäre doch alles umsonst gewesen, was er an Pillen und Mixturen verordnet hatte. Und keine gelehrte Krankenwärterin hätte das leisten können, was Frau Luise geleistet, der Michels jeden Tag vergebens gepredigt hatte: "Nehmen Sie sich eine Hilfe, Frau Doppler, Sie haltens nicht durch." Sie hatte gelacht, – das hätte ihr fehlen sollen! Er würde schon sehn. Und sie hatte es wirklich durchgehalten, – bis zum letzten Tage. Sie sah freilich ein bischen angegriffen aus nach dem allen, die gute, dicke Frau, aber von Ermattung war nichts bei ihr zu spüren, auch jetzt nicht, wo er *über'm Berge* war, nein, die stand ihren Mann, die ließ sich nicht lumpen. Alles was recht war, ihre Verdienste durfte man ihr nicht schmälern. Was ohne sie aus ihm geworden wäre, daran mochte Fritz gar nicht denken.

Und schließlich war es ja doch kein kleines Stück, daß sie ihn so ohne weiteres wieder bei sich aufgenommen hatte, – *mit Handkuß*, wie Michels ihm damals bei seiner Rückkehr versichert hatte, als er den Kranken vom Lützowufer abgeholt, – im Gegenteil: keine Andre hätte das gethan. Einen Mann, der sich so undankbar benommen hatte, von dem sie morgen oder übermorgen gerichtlich geschieden sein würde auf Lebenszeit! Noch dazu, wo sie wußte, welch eine Last ihr durch die Pflege erwachsen würde, wo sie gar nicht sicher sein konnte, ob er nicht doch am Ende den Typhus bekam.⁴¹ Nein, es war schon was Großes, was Besonderes. Eine kleinliche Natur hätte das nicht gekonnt, die wäre rachsüchtig und schadenfroh gewesen. Und über den Begriff der *Pflicht*, an den solche Durchschnitts- und Philister-Naturen sich sonst klammern und der sie zu allen Dingen zu treiben vermag, die kein Mensch ihnen je zugetraut haben würde, ging das, was Luise gethan hatte, denn doch weit hinaus. Pflichten hatte sie, strenge genommen, überhaupt nicht mehr gegen ihn. Und sie konnte zudem wissen, daß er sofort, wenn er genesen war, – durch sie, durch ihre aufopfernde Pflege genesen war, – sie wieder würde verlassen wollen, um –

⁴¹ Gemeint ist *typhus abdominalis*, im 19. Jahrhundert auch in Deutschland eine weitverbreitete Krankheit. Der Erreger wurde um 1880 erkannt, sodaß erst seit dieser Zeit die Übertragungswege (über verunreinigtes Trinkwasser und Lebensmittel) geklärt werden konnten. Zudem konnte die Krankheit erst dadurch vom symptomatisch ähnlichen Fleckfieber (Typhus) unterschieden werden.

Das wars! Das war der Punkt, an den Fritz Dopplers Gedanken schon ein paarmal leise angestoßen hatten, um immer wieder scheu zurückzuweichen. Und zu dem sie doch wieder und wieder zurückkehrten, wie wenn sie magnetisch angezogen würden. Nur daß seine ganze Sonnen-Behaglichkeit sich darüber zu verflüchtigen drohte und ein kalter Schauer ihm plötzlich über den Rücken hinlief. Er hatte gar nicht nachdenken wollen, nur träumen, gegenstandslos träumen. Und nun – der Himmel war gar nicht mehr so lichtblau, wie vorher, der Stuhl nicht mehr so bequem, die Luft nicht mehr so lind, so von Frühlingsahnungen und Sonnenfunken durchflirt.

Er goß sich ein neues Glas Wein ein; es schmeckte ihm nicht mehr so gut, wie vorher. Und die Cigarre – vielleicht war sie doch zu schwer für das erste Mal. Herrgott! Wenn doch dieser eine Punkt nicht gewesen wäre! Fritz rückte unruhig hin und her, zerrte an seiner Decke, trommelte mit den Fingern auf der Balkonbrüstung. Wie schön, wie behaglich hätte alles sein können! Aber die gelbschnäbeligen Amseln da drüben hatten's verschuldet: Er mußte plötzlich denken, daß er sich ja auch ein Nest hatte bauen wollen und daß –

"Fehlt dir was, Fritz?" fragte Frau Luise vom Balkonzimmer her. "Du rückst so unruhig hin und her. Wünschst du was? Ists dir zu kühl draußen?"

"Nein, nein. Alles gut."

Er nahm eine Zeitung vor und wollte lesen. Aber das nützte nichts. Er mußte nun doch an Lene denken. Lieber Gott, natürlich. Wie denn auch nicht? Er wäre ja ein Wicht gewesen, wenn er nicht an sie gedacht hätte. Und jetzt, wo ihm Gesundheit und Lebenskraft wiederkehrten, wo er bald wieder würde arbeiten können –

Nur: jetzt zum zweiten Male von Luise fortgehn – nach allem Geschehenen – natürlich: es mußte ja sein, – mußte, – mußte. Aber schwer würde es werden, sehr schwer. Daß ihm davor graute, konnte niemand ihm verübeln. Wenn das nicht hätte sein müssen –

Was Lene wohl von ihm denken mochte? Das liebe Mädchen! Sie hätte ihn ja gewiß gern gepflegt und nicht minder aufopfernd, als Luise, sicher nicht. Aber die Verhältnisse hatten es nun doch einmal nicht erlaubt. Die Verhältnisse! Man glaubte sich so oft über sie erhaben, und doch waren alle ihre Sklaven, alle ohne Ausnahme. Und je lächerlicher und absurder diese Verhältnise waren, desto mehr. Nur keine Täuschung darüber! – Es war übrigens merkwürdig: er hätte es Lene ungern zugemutet, diese Pflege für ihn zu übernehmen. Sie sollte nicht seine Magd sein, sie war ihm etwas ganz andres, viel höheres. Es hätte ihn geniert und gedemütigt, wenn sie in dieser Krankheit, die noch dazu einen so lächerlichen und widerwärtigen Beigeschmack hatte, sich als seine Pflegerin hätte für ihn aufopfern sollen. Eine Verrücktheit, aber es war so. Er hatte als Student einmal ein kleines Mädchen lieb gehabt und die hatte ihm, als sie für ein paar Tage hatte verreisen müssen, als Liebeszeichen eine Wurst geschickt, eine veritable Cervelatwurst, mitsamt einem ganz von Thränen verwischten Abschiedsbrief.

Seitdem hatte er das Verhältnis mit ihr abgebrochen, obgleich ihm die Wurst ganz gut geschmeckt hatte. Warum? wußte er eigentlich nicht recht, aber diese Wurst hatte ihn beschämt, hatte ihm unerquickliche Empfindungen geweckt, hatte ihn innerlich von diesem Mädchen losgelöst, für das er die idealsten und schwärmerischsten Gefühle gehegt hatte. Und ungefähr so wär es mit Lene vermutlich auch geworden, wenn sie als seine Pflegerin in dieser Krankheit gewaltet hätte. Er fürchtete das wenigstens. Eigentlich brauchte er zwei Frauen: eine für sein leibliches Wohl, – und da war Luise einfach unübertrefflich, das Muster einer Frau, – und eine für sein seelisches, eine, mit der er lachen konnte, die ihn anregte, neckte, küßte, – kurz: eine, wie Lene. Schade, daß sich so etwas nicht arrangieren ließ!

Diese verdammte Krankheit! Er hatte doch wahrhaftig lange genug ausgehalten, sich lange genug gesperrt. Er hatte nicht krank werden wollen. Es war ja auch lächerlich und verächtlich, so vom Essen und Trinken abhängig zu sein. Ein Dichter! Aber der Teufel konnte für seine Natur. Der Eine so, der Andre so. Man mußte sich darein finden. Lene hatte die Sache nie so recht ernst nehmen wollen. Die hielt ihn einfach für einen verwöhnten Feinschmecker. Du lieber Gott, ja, das arme Wurm, das in seinem ganzen Leben nicht erfahren hatte, was eigentlich gutes Essen war! Wenn sie beide erst einmal in die glänzenden Verhältnisse gekommen waren, die für einen erfolgreichen Bühnenschriftsteller heute ja nicht ausbleiben konnten, sollte sie es schon noch kennen lernen, das liebe Mädchen.

Sie hatte nun auch schwere Wochen hinter sich. Jener Brief damals, dem er das Attest des Sanitätsrats beigegeben hatte, mußte sie getroffen haben, wie ein Schlag ins Gesicht. Er begriff das ganz gut. Nun doch wieder – nun doch noch einmal zurück, nach allem, was geschehen, was zwischen ihnen beiden geredet worden war! Und dann ihn schwer krank zu wissen, ohne ihm helfen zu können, ohne ihn pflegen zu dürfen, ohne bei ihm zu sein! Ja, selbst ohne weiter etwas von ihm zu erfahren! Denn er hatte ihr eine Zeitlang gar nicht schreiben können, als es so schlimm mit ihm gestanden hatte. Und dann – seither – immer nur ein paar Zeilen, die ganz heimlich durch das Mädchen hatten spediert werden müssen, weil er Luise nicht damit hatte kränken wollen. Eine peinvolle Lage für Lene. Und sie selbst hatte ihm nicht schreiben können, weil er es nicht gewollt hatte, – wieder aus Rücksicht auf Luise, – und mündliche Erkundigungen hatte sie schon gar nicht einziehen dürfen; wer wußte denn, wie Luise sie empfangen haben würde! Das hatte sie natürlich nicht gewagt. Nun, heute hatte er ihr mit seinen kitzeligen Bleistiftzeilen endlich geschrieben, schreiben dürfen: *Keine Sorge mehr! Auf dem besten Wege der Genesung. Vortrefflich gepflegt. Bald ganz wieder hergestellt. Dein Fritz.*

Vortrefflich gepflegt! Das hatte er ihr jedesmal geschrieben. Das konnte sie wenigstens beruhigen. Und jetzt würde sie ja überhaupt ohne Sorge sein. Nur daß sie nun wieder denken würde: *Wann kommt er zurück? Wann wird er definitiv von seiner Frau fortziehn?* Ja, das wars eben, da war der Punkt, an den seine Gedanken anstießen,

immer, immer wieder, der Punkt, der so schwarz war, daß er die ganze sonnige Frühlingswelt da draußen überschattete und verdunkelte. Wenn das nicht gewesen wäre –

"Luise!"

Frau Luise trat unter die Balkonthür. "Was willst du, Fritz?"

"Wann – hat der Doktor gesagt – könnt ich fort?"

"Morgen, wenn schönes Wetter ist, kannst du zum ersten Male ausfahren, in drei bis vier Tagen ausgehn, – wenn du nicht noch zu schwach bist. Du wirst deine ganze Schwäche erst fühlen, wenn du versuchen wirst, zu gehen, Fritz."

Fritz brummte einiges Unverständliches. – "Überhaupt, Fritz, das mußt du doch nur gar nicht denken, daß du nu über alle Berge wärst. Ne, ne, du hast noch ziemlich weit bis zum Gesundsein, weißt du. Der Doktor sagt: außer bei größter Schonung kann alle Tage 'n Rückfall kommen und dann steht er für gar nichts mehr. Doch man bloß jetzt nicht leichtsinnig, Fritz! Vorsichtig sein mußt du dein ganzes Leben lang, sagt der Doktor, besonders im Essen. Da drauf los leben, das ginge nu mal bei deiner Konstitution nicht."

"Du und der Doktor – ihr steckt immer zusammen. Das ist schon das reine Komplott."

"Hast du denn irgend 'n notwendigen Gang, Fritz? Könnst ich nicht für dich gehen?"

"Nein", sagte er rauh. Und nach einer Weile: "Ist alles schön und gut. Aber ich kanns schließlich nicht mehr annehmen. Und weiter gehen kanns doch auch nicht so bis ins Aschgraue. Mal muß ich doch wieder weg, das hilft alles nichts. Man muß ja doch 'n Ziel vor Augen haben."

Sie stand immer noch in der Thür, in ihrem grauen, spießbürgerlichen Kleide, mit vorgebundener Schürze, eine Häkelei zwischen den Fingern. Jetzt überschattete sie die Augen mit der Hand, als ob die grelle Sonne sie blendete. Und nach einem kurzen Schweigen erwiderte sie ganz ruhig: "Du kannst ja natürlich weg, wann du willst. Ich halt dich nicht. Ich hab bloß gesagt, was der Doktor gemeint hat."

Fritz drehte sich unruhig auf seinem Sessel hin und her. Wie peinlich das alles war! Dieser Frau brüsk zu begegnen, war doch eine ausgesuchte Rohheit. Und Recht hatte der Arzt ja auch. Alles gut und schön, daß er nun wieder genesen war, aber wenn er das alte Leben wieder anfing, würde auch das alte Leiden wieder da sein, darüber war kein Zweifel. Mocht er immerhin noch ein paar Wochen warten, das verschlug nichts, er vertrug diese Speisewirtschaftsküche nun einmal nicht, jetzt nicht und nie. Er mußte also bei Luise bleiben, bis er mit Lene zusammenzog, bis die für ihn kochen konnte. Nur daß Luise schließlich sich doch auch dafür bedanken würde und daß dies alles überhaupt lächerlich und verächtlich war. Zum allgemeinen Gespött muß er ja werden,

wenn man je davon erfuhr. Von der Einen fort direkt zur Hochzeit mit der Andren! Bei der Einen noch das Gabelfrühstück und dann das Diner bei der Andren! Hol's der Henker, nein! Das war ein Stoff für einen Humoristen, er aber fühlte gar nicht den Beruf in sich, zum Mittelpunkt einer Humoreske zu werden, ihm war verteufelt ernst zu Mute. Wenn er da nur einen Ausweg gesehn hätte!

"Du langweilst dich gewiß, Fritz", sagte Frau Luise, als er stumm blieb.

Nein, er langweilte sich gar nicht. Wahrlich nicht. Nur allzuviel Beschäftigung hatte er innerlich. Das, was andre Leute Langeweile nannten, dies träumerische Hindämmern wär ihm gerade das liebste gewesen. Nur daß ihm dies alles ja keine Ruhe ließ. "Ja, natürlich, ich langweile mich", sagte er trotzdem mürrisch.

"Soll ich dir etwas vorlesen?"

"Warum nicht gar! Nein, danke. Wozu das?"

"Hast du die Zeitungen schon gelesen?"

"Nein. Ich will auch nicht. Reichstagsreden – das ist ja alles Quatsch. Da schwatzen die Juristen übers Militär und die Landwirte übern Handwerkerstand, jeder über das, was er nicht versteht. Und was unter'm Strich steht,⁴² ärgert mich sicher jedesmal. Da haben sie 'n Stück von Briesen angenommen, – der Kerl kompiliert seine Sachen immer aus einem Dutzend anderer Dramen, auf die man mit Fingern zeigen kann, – oder Selters Jammerroman hat mal wieder ne neue Auflage erlebt, – na, u.s.w. Lauter Gemeinheiten und Albernheiten! Fällt mir nicht ein, das zu lesen. Die ganze Welt ist daraus zusammengesetzt. – Du, Luise, ich glaube: du lachst mich noch gar aus. Dich amüsiert das wohl, daß ich mich ärgre?"

Luise hatte wirklich vor sich hin gelächelt, ganz behaglich und zufrieden. "Ja," sagte, sie, "in gewisser Beziehung. Der Doktor meint: wenn du recht anfingst zu schimpfen und grob zu werden, das wär das beste Zeichen, dann gings vorwärts mit dir. Deine Lammsgeduld, die wär vom Übel."

Fritz seufzte. Nicht einmal in Rage bringen, nicht einmal unwillig machen konnte man diese Frau! Die war wirklich zu gut für ihn. Wenn sie wenigstens eine Megäre gewesen wääre! Hol's der Henker, was für ein verrücktes Leben!

"Ich möchte dir gern jemand einladen," meinte Luise, "wenn ich nur wüßte, wen? "

"Ach, die Menschen sind ja alle langweilig, dumm oder ordinär."

"Weißt du, daß Voglers schon nach Wannsee hinausgezogen sind?"

⁴² "Unter'm Strich" standen früher in Zeitungen die feuilletonistischen ("kulturellen") Beiträge.

"Mein'twegen."

"Die Wertheim hats mir erzählt. Wolfgang ist krank."

"Wenn ich krank bin, kann er auch krank sein. Mir ganz egal. Alle Welt kann krank sein."

"Man weiß nicht recht, was es ist. Die Wertheim meint, es säße ihm hier oben." Sie faßte sich nach der Stirne.

"Die Wertheim ist ne richtige, alte Tratsche. Wenns bei der man nicht da oben sitzt!"

"Nein, nein, es ist ganz ernst. Michels ist auch schon gerufen worden. Er soll sich überarbeitet haben und Rosa hat ihn immer noch gehetzt. Die Wertheim sagt übrigens, die beiden lebten steinunglücklich zusammen, geradezu wie Hund und Katze. Sie haben sich in ihrer Gegenwart die scheußlichsten Dinge gesagt."

"Na", machte Fritz uind pfiß vor sich hin. "Das zeugt höchstens davon, daß es da oben doch noch ganz richtig mit ihm steht. Denn Rosa – na, sie ist ja immer dein Ideal gewesen, aber ne kultivierte Hexe war sie deshalb doch immer. Ich hab ihn genug vor ihr gewarnt. Nu kann er die Suppe auslöffeln. Übrigens: nach Wannsee gehen wir dieses Jahr nicht wieder, nicht? Das ist zu langweilig. Und mit Voglers wär das jetzt auch peinlich; wir stehn doch gar nicht mehr."

"Nein, ich hab auch schon gedacht: wenns dir recht ist, gehen wir dies Jahr mal weiter. Auf Reisen. Vielleicht in die Schweiz. Der Doktor möchte auch eine gründliche Luftkur für dich. Interlaken zum Beispiel. Was meinst du dazu?"

Fritz hatte mit der Zunge geschmalzt. "Famose Idee!" Seine Mienen hatten sich aufgehellt. Plötzlich wurde er jedoch wieder ganz verlegen und unruhig. Was sollte denn das? Mit ihr reisen? Er wollte ja doch fort von ihr, sobald es sich nur irgend thun ließ. Sie schien das ganz vergessen zu haben und auch er war nahe daran gewesen, es zu vergessen. Es war eigentlich eine Schmach. "Na, wir reden noch 'n andermal drüber", sagte er ablenkend. "Jetzt bin ich viel zu schwach, um an so was denken zu können. Ich will nun doch lieber 'n bischen lesen. Das Sprechen greift mich an."

Frau Luise trat ins Zimmer zurück, kam aber gleich wieder und sagte: "Da fällt mir ein, daß während deiner Krankheit ein dickes Packet nebst einem Begleitbriefe an dich angekommen ist, der Doktor wollte aber nicht, daß ich dir's geben sollte, um dich nicht etwa aufzuregen. Wenn du's jetzt haben willst – Es zerstreut dich vielleicht ein bischen – "

"Giebs her!" sagte er gelangweilt. "Was kanns denn groß sein?"

Als sie Packet und Brief brachte, lief es ihm roth über die Stirn hin. Was war denn das? Der Firmenstempel der Zeitschrift, bei der sein Roman lag? Man schickte ihm das Manuskript zurck? Wahrscheinlich sollte er selbst nun doch die nötigen Abänderungen darin – Wütend riß er den Briefumschlag auf. Dann las er. Erst ein ganzer Rattenkönig von beschönigenden Floskeln und schmeichelhaften Redensarten. Und dann:

Der Herr Verleger, von dem an letzter Stelle der merkantilen Interessen wegen, die bei jeder Zeitschrift leider ausschlaggebend sein müssen, die Annahme aller Manuskripte abhängt, ist nun leider trotz unsrer wärmsten Fürsprache und trotz der eignen Annahme, daß Ihr Roman eine Zierde unsrer modernen Litteratur bilden wird, der Meinung, daß der Abdruck bei uns nicht gewagt werden kann, so viele Konzessionen Sie auch zu machen bereit wären. Denn ganz abgesehn davon, daß durch die letzteren der Roman in seiner geschlossenen Struktur erheblich geschädigt werden müßte, würden dieselben nach der Ansicht des Herrn Verlegers auch doch nicht genügen, um Ihr Werk für unser vielköpfiges Publikum annehmbar zu machen, da seine Tendenz ganz im allgemeinen eine zu freie dafür sein dürfte. Sie glauben nicht, wie vorsichtig wir sein müssen, um keinen Anstoß zu erregen. Wenn ich Ihnen den Roman daher anbei zurückreiche, geschieht dies mit dem Ausdruck meines aufrichtigsten Bedauerns, daß unsre verfahrenen, litterarischen Verhältnisse in Deutschland uns nicht gestatten, unser Journal durch den Abdruck eines Romans zu bereichern, über dessen künstlerischen Wert unter Sachverständigen nur eine Meinung sein kann. Ich möchte hinzufügen, daß sich nach der leider von mir getheilten Ansicht des Herrn Verlegers auch schwerlich eine unsrer andren Zeitschriften, soweit sie überhaupt in Frage kommen, entschließen wird, den Roman zu bringen. Sie werden daher – wenn ich mir erlauben darf, Ihnen kollegialisch einen Rat zu erteilen – am besten thun, von weiteren, sicher fruchtlosen Versuchen in dieser Richtung abzusehn und den Roman sofort als Buch erscheinen zu lassen, in welcher Form er seine verdiente Würdigung bei einem kunstverständigen Publikum sicherlich finden wird. Pekuniär kommt bei diesem Modus ja zwar – wie in Deutschland, dem "Lande der Dichter und Denker", die Dinge nun einmal liegen – erfahrungsgemäß nichts heraus, zumal Ihr Werk zwei Bände ausmachen wird, also ausschließlich auf Leihbibliotheken rechnen kann; da Sie ja aber zum Glück in der Lage sind, hierauf kein Gewicht legen zu brauchen –

Mit einem Fluch, den Fritz Doppler zwischen den Zähne zerknirschte, riß er den Brief in Fetzen und ballte diese in seinen nervös zuckenden Fingern zu einem Knäuel zusammen. "Himmel Herrgott – !"

Frau Luise war wieder an der Thür. "Du hast gerufen, Fritz? Ist dir was? Du siehst ein bischen blaß aus, find ich."

"Ja, mir ist schlecht. Ich will mich wieder legen. Es wird kalt draußen. Koch mir ne Tasse Thee, – aber starken. Komm, führ mich rein! – Herrgott, ist das ein fades Leben!"



Der Sanitätsrat war gegangen. Noch unter der Thür hatte er sich umgedreht und gesagt: "Also, machen Sie, daß Sie fortkommen! Der *bacillus melancholicus* richtet sonst noch Verheerungen bei Ihnen an. Interlaken ist 'n ausgezeichnete Gedanke von ihrer Frau. Hiermit *recte* ordiniert. Vorwärts! Glückliche Reise!"

Fritz Doppler hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und die Seidenschnur, die seinen blausamten Schlafrock zusammenhielt, fester angezogen. Eine Störung heut über die andere! Und er hatte endlich einmal den langen Brief schreiben wollen, den er Lene schon längst zgedacht hatte und der über die Eingangssätze nicht hinauskommen wollte. "Wenn ich nicht erst wieder ganz gesund bin und also auch arbeitsfähig und was verdienen kann" – las er murmelnd vor sich hin. Dann tauchte er die Feder ein. Ja, das war's, davon mußte er ausgehn. Michels hatte es ihm ja klar und deutlich gesagt: ohne eine mehrwöchige Luftkur in der Schweiz konnte er überhaupt nicht für genesen gelten und selbst dann mußte er wegen etwaiger Rückfälle noch die äußerste Vorsicht gebrauchen. Eine verdammte Lage! Eigentlich hätte er Lene das alles mündlich auseinandersetzen müssen, eine einzige Unterredung mit ihr hätte die Sachlage zwischen ihnen so geklärt, daß auch nicht das geringste Peinliche, kein Zweifel und keine Kränkung zurückblieb. Er kannte sie ja, er wußte sie zu nehmen. Aber das war's eben: vor dieser Unterredung zitterte er. Nicht weil er feig war oder weil er sich vor Lene fürchtete – du lieber Gott, nein. Nur: er war jetzt so nervös infolge seiner Krankheit, er mußte sich so ängstlich schonen, er war das gerade ihr schuldig. Und dies Wiedersehen, nach dem langen Getrenntsein, in dem so Großes und Schweres sich ereignet hatte, würde ihn doch zu mächtig erregt haben. Also schreiben –

Zum zweiten Mal tauchte Fritz die Feder ein. Schon wieder klingelte es draußen. Wer heute nur alles kam! Nun, was ging es ihn an? Dumm, daß er heute so nervös war! In der Schweizer Luft würde sich das ja hoffentlich verlieren. Wo war denn Lenes letzter Zettel? Immer nur Zettel hatte sie ihm geschrieben, seit sie überhaupt schrieb, seit er wieder außer Bett war und ihr's erlaubt hatte. Sie hatte keine Zeit, wirkliche Briefe zu schreiben, – natürlich nicht. Es war ja auch ganz überflüssig. Nur: diese Zettel – nun, schreiben war begreiflicherweise ihre Sache überhaupt nicht. Sprechen mußte man sie hören, sprechen mit ihrem allerliebsten Plappermaul, ihren blitzenden, weißen Mäusezähnen, ihren vollen, weichen, roten Lippen. Dazu die lachenden Augen – denn sie lachte tatsächlich mit den Augen – und das liebe, frische, süße Gesicht mit dem herrlichen Blondhaar – Ja, an das alles mußte man denken, das sich vor Augen stellen. Das klang alles so steif, so unnatürlich, so gemacht, was sie schrieb. Gar nichts von ihrem lieben, lustigen Geschwätz darin. Es hatte Fritz jedesmal wehmütig gestimmt, wenn so ein Zettel ankam. Er hatte ein Gefühl dabei, als ob er sich ein bisschen genieren müsse, daß die Schreiberin dieser Briefe diejenige war, um deretwillen er seine Frau –

Da war ja der letzte Zettel. Eine ungelente Kinderhandschrift, der es anzumerken war, wie schwer sie der Schreiberin fiel. Und dann: – *Es hat mich sehr erfreut, zu hören, daß du dich nun wieder in bestem Wohlbefinden befindest. Auch ich kann soweit ja nicht klagen.*

Im Geschäft geht es gut, bloß daß ich jetzt immer so leicht müde werde. Und die Andren hänseln natürlich sehr. So was lassen sich die nicht entgehn. Ich hoffe sehr, daß wir uns jetzt bald sehn können. Das schöne Wetter wird dir gut bekommen, hoffe ich. Womit ich verbleibe deine dich liebende Lene.

Einen Augenblick stützte Fritz die Stirn in die Hand. *Die Andren hänseln natürlich sehr.* – ? wiederholte er bei sich. Wieso denn? Weil sie jetzt immer so leicht müde wurde? Es schoß ihm sekundenlang etwas durch den Kopf, was ihm siedig heiß machte. Aber dann lächelte er. Unsinn! Das hätte sie ihm ja doch längst gesagt, klar und deutlich. Aber die Andren hatten's natürlich längst wieder herausgebracht, daß er jetzt wochenlang nicht mehr bei Lene gewesen ware. Und das war's, deshalb hänselten sie, das ließen sie sich nicht entgehn. Diese losen Mäuler! Man kannte das ja. Die stellten ihr vor, er hätte sie für immer im Stiche gelassen. Dummes Gewäsch!

Ja, was sollt er ihr denn nun alles schreiben? Trösten muß er sie doch vor allem. Zum dritten Male setzte er an. Es war wirklich nicht ganz leicht, ihr klar zu machen, daß er nicht persönlich – Das arme Ding! Sie that ihm doch sehr leid. Die schwitzte nun in der Fabrik, während er – Eine verrückte Welt! Ganz verrückt!

Es klopfte. Das Dienstmädchen brachte ein paar Briefe und Zeitungen herein. "Wer ist denn da vorher angekommen?" fragte Fritz. "Das war doch nicht der Briefträger, der klingelt ja ganz anders."

"Herr Rechtsanwalt Mirbach ist gekommen."

"Was? Mirbach? Warum ist denn der nicht hereingekommen? Ich habe doch nichts davon gesagt, daß er abgewiesen werden soll."

"Herr Rechtsanwalt wollte zur gnädigen Frau."

"So?"

"Ja. Und er ist noch immer da. Wenn ich was bestellen soll – "

"Nein. Nichts. Sie können gehen."

Mirbach! Das regte Fritz nun wieder auf. Er war eben gar zu leicht echauffiert jetzt. Was konnte denn Mirbach aber auch wollen? Und bei Luise? Er war doch sein Anwalt.

Er griff nach den Briefen. Gleich obenauf einer von der Theater-Agentur, die sein Stück vertrieb. Also doch endlich wohl die Nachricht von einer definitiven Annahme irgendwo, – lange genug hatte es gedauert nach all den großen Versprechungen! Und ihm that eine günstige Nachricht jetzt wahrhaftig not. Das mit dem Roman war ein harter Schlag gewesen. Eine ganz aussichtslose Gschichte; – auch die litterarische Agentur, bei der das Werk jetzt lagerte, hatte ihm wenig Hoffnungen gemacht. Und

dabei immer noch dieser höflich lächelnde Hinweis darauf, daß er es ja *gar nicht nötig hatte*, daß ihm die Sache ja nichts verschlug! Es war zum Tollwerden. Und die Novelle war seiner Krankheit und all dieser Störungen wegen, die sie zur Folge gehabt, noch immer nicht fertig geworden. Wenn nun sein Stück wenigstens –

Er hatte das graue, lappige Kouvert aufgerissen. Was war das?

– Die wenigen Stücke von unbekanntem Autoren, die heute überhaupt Aussicht haben, neben den die Saison beherrschenden Dramen unserer Mode-Autoren berücksichtigt zu werden, müssen erfahrungsgemäß von jener Mittelmäßigkeit sein, die nirgendhin Anstoß erregt, nicht gut und nicht schlecht, die richtige, längst auf ihren Effekt hin ausprobierte Durchschnittsware. Ihr Stück ist, mit einem Wort gesagt, zu gut. Wären Sie ein bekannter Autor, so würde man sich darum reißen. Da Sie noch keinen Namen haben – wenigstens auf dem Theater nicht –, will kein Mensch es mit einem so durch und durch neuartigen und kühnen Werk versuchen, das nur einen Riesenerfolg oder einen kolossalen Durchfall erleben kann, denn ein Mittelding ist da unmöglich. Ich habe alles versucht, bin von Pontius zu Pilatus gelaufen. Alles umsonst. Man ist nach der letzten, ziemlich verkrachten Saison vorsichtiger und zaghafter, als je.⁴³ Weder hier in Berlin noch an den großen Provinzbühnen ist etwas zu machen. Ich kann Ihnen hiernach nur den folgenden Rat geben: lassen Sie mich in Ihrem Namen mit einer mittleren Provinzbühne, die schon öfters als Probebühne für bedeutende Dramatiker gedient hat, unterhandeln, daß sie – ich nenne vorläufig lieber den Namen noch nicht – Ihr Stück vor einem zum Teil geladenen Publikum von Rezensenten, Bühnenleitern und Theaterschriftstellern zur Darstellung bringt. Schlägt es dann ein – woran ich gar nicht zweifle –, so ist das Glück des Stücks gemacht, denn wenn nur erst der Anstoß gegeben ist, riskiert mindestens ein Dutzend weitere Bühnen die Aufführung. Im entgegengesetzten Fall ist nichts verloren. Es versteht sich von selbst, daß Sie für sämtliche Unkosten würden aufkommen müssen. Da Sie ja aber in der glücklichen Lage sind, das zu können, und der Garantiefonds kaum mehr, als – –

Fritz las nicht weiter. Diesmal zerriß und zerknitterte er auch den Brief nicht, sondern ließ ihn nur matt niederfallen, stützte seinen Kopf in die beiden Arme und stierte mit einem müden, verbitterten, verzagten Ausdruck vor sich hin. Sich seinen Ruhm etwas kosten lassen! O ja, – ja, – wenn er danach lüstern gewesen wäre! Aber leben, leben von seiner Arbeit, – das wollten sie ihm nicht gönnen, das vermochte er nicht. Und das hatte er ja auch nicht nötig! Eine unsägliche Schlawfrheit überfiel ihn. Es sollte also nicht sein, – es sollte nicht! Ihm war zu Mute, als hätte er weinen sollen, weinen, wie ein Kind, herzbrechend – er wußte freilich nicht, worüber? Aber es würde ihn erleichtert haben. Er war eben krank. Er wußte selbst nicht mehr, was er wollte. Fort wollte er. Weit fort, – in andre Gegenden, zu andren Menschen – gesund werden –

Schon zweimal hatte es an seiner Thür geklopft. Als er sich aufrichtete, trat Luise bei ihm ein. "Verzeih, Fritz," sagte sie mit jener Schüchternheit, die ihr neuerdings oft ihm gegenüber eigen war, "ich störe dich gewiß, aber –"

"Nein, nein. Wobei denn auch?" Seine Stimme klang matt und weich. "Setz dich doch!"

⁴³ 1889 fand im Berliner Lessingtheater die skandalbegleitete Uraufführung von Gerhart Hauptmanns erstem Drama 'Vor Sonnenaufgang' statt.

Sie setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber, mit einer gewissen Zagheit, und blickte vor sich zu Boden. Sie war sichtlich in Verlegenheit, ihre Finger spielten mit der langen, goldenen Uhrkette, die sie um den Hals trug und vorn an der Brust in das Kleid eingeknüpft hatte. "Die Sache ist nämlich die – Rechtsanwalt Mirbach war hier."

"Line sagte mir's. Was wollt er denn?"

"Er wollte dir mitteilen, daß morgen – der Schlußtermin in unsrem Prozeß sein würde."

Über Fritz' Stirn flutete eine rote Welle hin. "So? Schon? Aber warum ist er denn nicht hereingekommen? Warum hat er's mir denn nicht selbst gesagt?"

"Er meinte – Du mußt aber nicht böse werden, Fritz – "

"Ach nein, nein. Ich hab heut gar keine Kräfte dazu. Fühl mich elend und schwach, wie nie."

"Er meinte, ich sollte dir's noch mal vorstellen – Vielleicht – Heute wär's noch Zeit. Wenn wir uns heute entschlossen, könnten die beiden Anwälte morgen im Termin erklären, daß der Scheidungsantrag zurückgenommen wäre, weil die Parteien sich versöhnt hätten. Sonst würd es morgen definitiv und dann könnten wir doch nicht gut zusammen reisen und müßten uns später auch richtig wieder verheiraten, falls wir zusammenbleiben wollten. Und das wäre immer so lächerlich. Besser doch, wir kämen jetzt zur Einsicht und alles wäre so, als ob gar nichts vorgefallen wäre, die meisten wüßten ja nicht mal davon. Und seit du wieder zu mir zurückgekommen wärst und ich dich gepflegt hätte – – Bis morgen früh um neun müßte er aber unsre Entscheidung wissen, sonst – Ich sage das bloß alles so, wie er's gesagt hat, Fritz. Du mußt um Gotteswillen nicht denken, daß ich das von mir aus sage. Ich hätte dir gar nichts davon gesagt."

Ein paar grunzende Laute waren von Fritz' Lippen gekommen. Er hatte auch mit der Hand einmal eine fuchtelnde Bewegung durch die Luft gemacht. Dann saß er, geschlossenen Auges, matt den Kopf in den einen Arm gelegt, und murmelte jetzt: "Na, und was hättest du mir denn statt dessen gesagt? Was sagst du überhaupt zu dem allen?"

"Ich will alles so, wie du willst, Fritz."

"Etwas muß dir aber doch das Liebere sein, scheint mir."

"Na, das weißt du ja. Davon brauch ich doch wahrhaftig nicht zu reden."

Eine Weile herrschte Schweigen. "Luise," sagte er dann, immer ohne sie anzusehn, ohne überhaupt die Augen zu öffnen, "du – ja, du hast sehr großmütig an mir gehandelt. Ich fühle das nur allzusehr. So, wie du, hätte wahrscheinlich keine Frau gehandelt. Ich

möchte dir das aufrichtig gern danken. Aber wir beide – sieh mal, wir passen nicht recht zusammen – Ich meine natürlich: geistig. Denn sonst – wie gesagt: eine bessere Hausfrau, eine bessere Pflegerin, als dich, giebts auf der ganzen Welt nicht zum zweiten Mal. Da bin ich ja wie im Paradies. Aber der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Und du – du mußt ja ebensogut, wie ich, fühlen, daß da eine gewisse Kluft zwischen uns liegt, – verstehst du – Warum sagst du nichts, Luise?"

"Ich? Ich könnt dir bloß nochmals sagen, Fritz, daß du von jetzt an – sobald du erst wieder gesund bist – so viel solltest bei mir arbeiten können, wie du nur irgend willst. Und, wie gesagt: du kannst auch ruhig ganz was Modernes schreiben. Ich brauch es ja schlimmstenfalls nicht zu lesen. Ich hab nu mal da keinen rechten Sinn für. Aber sonst – " Ihre Stimme zitterte ein bischen vor innerer Bewegung.

Auch er war ehrlich gerührt. Und dann diese Reise, die für seine Gesundheit nötig war – und zu eignem Verdienst gar keine Aussicht, – alles zerschlagen; also verhungern oder von Luise abhängig bleiben, während er mit der Andren – pfui! Nein! Fort! Das war das Einzige. Fort! und lange, lange nicht zurückkommen! – Sie war wirklich eine engelsgute Frau. Und so zartfühlend jetzt, so nachgiebig –

"Luise," sagte er weich und zögernd, " ich habe aber dieser Andren das Versprechen gegeben – "

Sie nickte. "Ja, das ist freilich schlimm. Aber sie muß doch selber einsehn – Und daß die dir geistig nu so sehr viel mehr bieten könnte, als ich, Fritz – eine Blumenmacherin! Nein, weißt du, das kann doch wohl eigentlich kein Mensch glauben. Aber das ist sicher, daß sie mir sehr leid thut. So'n armes Mädchen! Bloß – sieh mal: ich würde mir selber doch noch viel mehr leid thun, wenn ich nu wirklich um ihretwillen sollte für immer verlassen bleiben, nicht? Und sie muß doch am Ende selbst einsehn, daß du dich da geirrt hast, – daß das nicht geht, – aus hundert und hundert Gründen nicht geht, Fritz. Wenn du meinst, denn will ich selber zu ihr gehn. Und du brauchst um Gotteswillen nicht zu denken, daß ich streng mit ihr sein würde. Nein, gar nicht. Im Gegentheil. Ich wollte ganz rhig und vernünftig mit ihr reden, – mich mit ihr auseinandersetzen, Frau gegen Frau. Sie müßte ja doch zu Verstand kommen. Und ich könnte vielleicht auch was für sie thun, – ich wollt's ja sehr gern. Schlecht gehen soll's ihr auf keinen Fall. Wenn du mir's überlassen willst – "

Fritz schüttelte sanft den Kopf. "Ach nein, nein, laß nur lieber! Es könnt ihr doch wehthun."

Er mußte unwillkürlich an seinen eignen Botengang zu Lene im Auftrage Wolfgangs oder eigentlich Rosas denken. Damals war er der Tröster gewesen. Und jetzt sollte Luise – ? Nein, nein, das ging nicht, das würde sie erst recht kränken. Damals schon war sie bloß deshalb so traurig gewesen, weil Wolfgang nicht selber gekommen war und nichts von sich hatte hören lassen. Und nun bei ihm! Er hatte doch noch ganz

anders zu ihr gestanden, als Wolfgang. Er mußte selber zu ihr gehen – Oder nein, das konnt er nun leider doch nicht, das erlaubte sein Gesundheitszustand nicht. Also schreiben – ja, schreiben muß er ihr selber, – einen langen, lieben, guten Brief. Und später – wenn sie wieder nach Berlin zurückkamen, – nach einem halben Jahr oder so, denn von der Schweiz würden sie im Herbst doch wohl noch ein bisschen nach Italien hereinschauen, – würd er zu ihr gehen; dann würden die Wunden ja wohl so ziemlich vernarbt sein und dann konnte man in aller Ruhe für sie sorgen, dann würde sie ja wohl mit sich reden lassen. Denn gesorgt mußte für sie werden, – natürlich, und einmal für allemal. Das arme Mädchen! Selbst Luise hatte so gesagt. Nun schon zum zweiten Mal diese gausame Enttäuschung und diesmal noch grausamer, als das vorige Mal – – Aber was war denn zu thun? Luise jetzt im Stiche lassen, nachdem – ? Ja, wenn sie alle drei hätten zusammenleben können! Wenn das verrückte Leben so etwas gestattet hätte! Aber nun mußte er sich ja entscheiden, – heute noch, – noch in dieser Stunde, – so oder so.

"Luise", sagte er nach einer Weile heißen, quälenden Ringens. "Du bist jetzt ganz anders, du bist jetzt soviel milder, als früher – " Er sah sie zum ersten Mal heute an. Hübsch war sie immer noch nicht; auch in diesem Augenblick der Rührung und versöhnlichen Stimmung konnt er sich das nicht einreden wollen. Aber in ihren Augen war etwas, was er zum ersten Male entdeckte: ein warmer, weicher Glanz. Diese Frau liebte ihn, hatte ihn aus Liebe geheiratet, aus Liebe jetzt gepflegt. Er machte sich das eigentlich zum ersten Male im Leben klar und es war ihm eigen. Er entbehrte viel bei ihr, würde in aller Zukunft viel bei ihr entbehren, aber Dank war er ihr doch auch viel schuldig und ihre Liebe zu ihm konnte manches überbrücken, zumal sie jetzt so ehrlich nachgiebig geworden war –

"Ja", sagte Luise. "Ich bin manchmal wohl 'n bisschen herbe mit dir gewesen, Fritz. Ich – na, man gewöhnt sich ja immer erst allmählich ineinander, nicht? Und jetzt hast du mir doch so 'n gehörigen Schrecken eingejagt, daß ich mir vorgenommen hab: wenn er wieder gut wird – – Aber wir schwätzen und schwätzen, lieber Mann. Ich hab ja eigentlich gar keine Zeit, ich muß in die Küche. Wir haben heute zum ersten Mal junge Gans. Wenn Rieke mir die verdirbt – Sag mal, ich hab gedacht: wir könnten heute den Léoville trinken, was?⁴⁴ Es ist zwar 'n bisschen üppig, aber weil die Gans doch 'n bisschen schwer für dich sein könnte – Was meinst du?"

Ein halbes Lachen ging um seinen Mund. "Alles, wie du willst."

"Und –" sie stand auf, "ich kann Mirbach gleich durch Line sagen lassen – ?"

Er seufzte leise. "Mein'twegen."

⁴⁴ Das *Château Léoville-las-Cases* ist eines der berühmtesten weingüter von bordeaux.

Sie trat auf ihn zu und fuhr ihm leicht mit der Hand über die Backe hin. "Du, Fritz, und denn schreib man gleich an das arme Mädchen, ja? Bis wir essen, könnt'st du das noch fertig machen. Die Spargel dauern doch noch ne Weile, die sind heut riesendick."

"Ja, ja, Luise. Ich werd schreiben." Es klang ein bisschen zerstreut.

"Und am Besten wärs, Fritz, wenn wir recht bald abreisten, nicht? Warum nicht schon morgen?"

"Ach ja, gewiß!" rief er lebhaft. "Morgen! Dafür bin ich sehr. Und nicht so bald wiederkommen, nicht?"

"Fällt uns gar nicht ein. Wenn wir mal da unten sind, gehen wir auch gleich 'n bisschen weiter. Durch 'n Gotthard – das ist ja 'n Katzensprung."

"Ja, famos! Nach Genua, – nach Rom."

"Wollen schon sehn! Wollen schon sehn! Ich muß jetzt wirklich fort, ich hab Angst. Riechts nicht schon 'n bisschen brenzlig hier?" Sie schnupperte mit der Nase in der Luft. "Ich ruf dich nachher ab. Adieu." Sie lief hinaus.

Und Fritz setzte sich nieder und schrieb. Er schrieb an Lene. Den lieben, langen, guten Brief, den er sich zu schreiben vorgenommen hatte. Einmal entschlüpfte ihm darin der Ausdruck: *Ich krieche also wieder hinein in meinen vergoldeten Käfig*. Aber das strich er dreimal durch, sodaß es unleserlich wurde.

Als Luise kam, um ihn zum Essen zu rufen, war er ziemlich fertig, er konnte abschließen. Die hellen Thränen standen ihm in den Augen, als er das Schreiben kouvertierte. "Ach Gott, du armer Kerl!" sagte Luise mitleidig, "das war ein saures Stück Arbeit. Na, nu komm nur! Wir haben Krebsuppe."

Sein Gesicht hellte sich ein bisschen auf. "Das ist aber gerade, als ob du's drauf abgesehn hätt'st, mich heute recht zu verwöhnen," sagte er ein bisschen geniert, "mir's so recht behaglich zu machen. Ganz raffiniert – " Dann gingen sie. Er bot ihr sogar den Arm, um sie ins Eßzimmer zu geleiten.



Die erste Hälfte des Mai war sonnig und warm gewesen, jetzt aber waren regnerische, windige Tage gekommen. Trotzdem war Wolfgang immer den ganzen Tag draußen. Er fuhr im Boot auf den See hinaus, ruderte, angelte, badete, – alles, wie der Sanitätsrat es angeordnet hatte. Das Wetter war ihm ganz gleichgültig dabei.

Im Hause hielt er's nicht aus. Was hätt er da auch anfangen sollen? Rosas Spott hatte ihm das Arbeiten völlig verleidet, das er noch eine Weile mechanisch so weiter betrieben hatte, trotzdem er schon ganz genau wußte, daß nichts dabei herauskommen würde und sich über sich selber erboste, daß er solch alltägliches, banales Zeug zusammenschmierte. Er hatte ja auch in jeder Stunde zu Hause das Bewußtsein, daß er da nicht hingehörte, daß er da ein Fremder war, der das alles gar nicht verdiente, was ihm zuteil wurde, sich sogar ausdrücklich dessen unwürdig gezeigt hatte. Scheu schlich er in der Villa umher. Das alles war gar nicht sein, damit hatte er gar nichts zu thun. Was man ihm hier gewährte, war ein Gnadengeschenk. Und man gewährte es nicht einmal gern, sondern unwillig, man ließ ihn fühlen, daß er es nicht wert war. Überallhin begleiteten ihn die höhnischen, herausfordernden Blicke, die spitzen Redensarten, das ironische Lächeln. Er sah es, hörte es, fühlte es, wo er ging und stand. Die Dienerschaft machte es nicht anders, als die Herrschaft. Johann, der in seiner Livrée, mit dem glatttrasierten, feisten Gesicht aussah, wie ein geheimer Kommerzienrat, lächelte genau so, wie der alte Silbermann oder Rosa. Sie wollten ihn quälen, provozieren, verscheuchen. Es war alles Absicht. Er fühlte das ganz deutlich und es hätte ihn oft rasend machen können wie Empörung, wenn er sich nicht beherrscht hätte, wenn er sich nicht fest vorgeneommen hätte: nein, den Gefallen thust du ihnen nun doch nicht, ihnen auch noch zu zeigen, wie sie dich in Wahrheit bis aufs Blut martern.

Aber es war so und er fühlte es. Ob er es fühlte! Zum Wahnsinnigwerden war es. Von allen Seiten sah man sich verfolgt durch diese Blicke, diese Mienen. Sie hetzten ihn, sie ließen sein ganzes Inneres sich emporbäumen vor Scham, Wut und ohnmächtiger Entrüstung. Manchmal ballte er insgeheim die Fäuste und blekte die Zähne. Das war aber auch alles. Mehr konnte er nicht, und dieses sinnlosen Grimms, von dem sie nichts merkten, schämte er sich nur abermals. Eigentlich hätt er weggehn sollen, sich für immer heimlich davonschleichen, wie ein entlassener Diensthote, der zu nichts sich tauglich erwiesen hat und nun selbst das Gefühl seines Überflüssigseins nicht mehr erträgt. Er wußte auch gar nicht, warum er blieb. Es war nur so der alte Schlendrian, aus dem er sich nicht mehr herausfand. Und dann: wohin hätt er gehen sollen? Er wußte es nicht, mochte auch nicht darüber nachdenken. Über nichts mocht er nachdenken. Der Kopf schmerzte ihn immer so, wenn er's that. Nur so vor sich hinträumen, nur so vegetieren, ohne selbst zu wissen, womit er den Tag eigentlich verbrachte, mechanisch dies und jenes thun, weil er's gestern und vorgestern auch so gethan hatte, – das war sein Leben. Er wehrte alles andre von sich ab, angstvoll, als fürchte er, es könne ihm über den Kopf wachsen, ihn aufrütteln, Gewalt über ihn erlangen.

Manchmal dachte er, er würde wahnsinnig werden. Immer dieser fieberische Puls, immer dies Hasten und Jagen der Gedanken, von denen keiner feste Gestalt annahm, keiner verweilen wollte! Und immer dies Angstgefühl, dies scheue Gedrücktsein und dieser bohrende, wühlende Grimm: sie lachen hinter dir her, sie zucken verächtlich die Achseln über dich, sie tuscheln und wispern und spotten über dich! Einmal hatte Wolfgang es auch dem Sanitätsrat gesagt, der manchmal nach Wannsee hinauskam, um

nach ihm und nach dem alten Silbermann zu sehn: "Hören Sie, Doktor, ich glaube, wenn das so weiter geht, werd ich verrückt." Aber der hatte ihn ausgelacht: "Ach, da wären Sie schön dumm. Freuen Sie sich doch lieber Ihres Lebens, haben ja alle Ursache dazu." Und dann gab er ihm Brom und alles blieb beim alten.

Nein, wahnsinnig würd er wohl nicht werden. Rosa sagte ihm geradezu ins Gesicht, dazu hätt er gar nicht Geist genug. Aber verblöden konnt er allmählich. Und davor graute ihm. Wenn ihm das einfiel, hatte er immer die Empfindung, als müßte er fliehn, weit, weit fort fliehn, so weit, daß er sich nie mehr zurückfand, daß von da gar keine Wiederkehr möglich war. Hin und wieder verstand er auch gar nicht mehr, was Rosa zu ihm sagte. Er nickte dann bloß noch und sie wurde ungeduldig und rief ihm ein hartes, häßliches Wort zu, weil sie meinte, er habe nur nicht zugehört und wolle sie ärgern. "Trottel!" sagte sie einmal in ihrem Zorn zu ihm. Und das ging ihm nach, das vergaß er nicht wieder. Wie ein Geschwür fraß das an ihm. Er begriff es ja, daß sie ihn haßte. Zu grausam hatte sie sich in ihm betrogen, sie, die so klug und klar war und die Menschen kannte und keine Illusionen besaß und immer recht hatte, – sie! Ihr hatte das geschehen können. Wenn sie ihm das je hätte verzeihen können! Aber das hätte sie ihm ja nicht verziehn, selbst wenn sie ihn liebte, je geliebt hätte, – heiß und blind und verzehrend, – das nicht. Und nun hatte sie ihn nicht einmal geliebt. Sie konnte gar nicht lieben. Den zukünftigen Ruhm, den sie großziehn wollte, der ihr Verdienst sein sollte, hatte sie in ihm geliebt, – sonst nichts, sonst gar nichts. Und dann hatte sie eines Tages eingesehn, daß sie umsonst seinen Ehrgeiz stachelte, umsonst ihn immer wieder trieb und hetzte, – daß er nichts war, als ein gewöhnlicher Dutzendschriftsteller, trotz allem, was sie selber aus ihrem Eigensten in ihn legte und zu seinem Können hinzuthat. Nackt und bloß, in seiner ganzen kläglichen Mittelmäßigkeit, Einer von Hunderten, hatte er vor ihr dagestanden, und sie hatte sich überdies noch gesagt, das, was er könne, könne sie selbst auch und sie könne sogar mehr jetzt, nachdem sie ihm abgewonnen, was er bis dahin vor ihr vorausgehabt. Und sie hätte ihn nicht hassen, nicht verachten sollen? In ihm fühlte sie sich gedemütigt, wie nie im Leben. Und diese Demütigung konnte sie ihm nie vergeben, sie, die wahrlich nicht daran gewöhnt war, die es wahrlich nicht nötig hatte, sich je zu demütigen. Das alles wußte Wolfgang, – wie gut wußt er's! Und daß jedes Stück Brod, das er hier im Hause genoß, um deswillen ihm nur widerwillig gereicht wurde, er hier als ein frecher Eindringling galt, den niemand vermessen würde, wenn er ging, – weit, weit fortging.

Deshalb fühlte er sich am wohlsten auch immer auf dem See. Hier war er frei und allein, sah nichts von den höhnischen Mienen und Blicken, die ihn verfolgten, athmete auf. Manchmal breitete er hier weit die Arme aus, als wollt er ein unsichtbares Liebes an seine Brust drücken, und seine Augen glänzten wie verklärt dabei. Mit ausgebreiteten Armen warf er sich auch jedesmal ins Wasser, wenn er vom Boot aus badete. Er liebte das Wasser förmlich, das ihn trug und in dem er sich wohligh dehnte. Er konnte etwas schwimmen; hin und wieder muß er sich freilich immer an den Bootsrand klammern, um sich auszuruhn. Dennoch mocht er nicht drüben in der

Badeanstalt baden, er hatte Scheu vor jedem Zusammentreffen mit Menschen. Wie leicht konnten Bekannte darunter sein! Und dann würde das Fragen losgehn und das Hänkeln und die listigen, hinterhaltigen Blicke, die so verwundeten mit ihrem Spott und mit ihrer Überlegenheit. Nein, nein, nur allein bleiben, – nur immer allein bleiben.

Mitten im strömenden Regen trieb er oft auf seinem Boot umher. Bis auf die Haut durchnäßt, frierend, zitternd vor Kälte kam er dann nach Hause und warf sich in sein Bett. Am liebsten wars ihm, wenn er auch vom Wasser aus die Villa Silbermann nicht sah. Er suchte es immer so einzurichten, daß sie ihm verdeckt bleib dort, wo er fuhr. Er wollte nicht an die Zeit denken, wo er vom See aus schmachtend und sehnsuchtsvoll, wie ein verliebter Primaner, nach jenen Fenstern emporgeblickt hatte, hinter denen er Rosa Silbermann wußte. Wie lange war das her? Im vorigen Sommer sollt es gewesen sein? Es erschien ihm unglaublich. Was alles dazwischen lag! Eine Welt, – ein ganzes Menschenleben. In der Laube am Seeufer dort hatte er ihr seine Gedichte vorgelesen und sie ihn fühlen lassen, daß sie ihn liebe, daß er nicht fortzugehen brauche. Lüge, – Lüge, – alles Lüge! Damals wars ihm wie ein rauschartiger Gedanke gewesen, diesen Park mit seinen alten Baumkronen, seinen schillernden Blumenrabatten, seinen englischen Rasenplätzen, diese vornehme, in die grüne, lauschige Einsamkeit eingebaute Villa je als Herr und Eigentümer betreten zu sollen; er hatte es nicht fassen, sich nicht darein finden können, sondern war sich wie einer jener verwunschenen Prinzen des Märchens vorgekommen, die eines Tages erfahren, daß nur eine böse Fee sie in Armut und Dunkelheit gebannt hat, daß sie aber von Rechtswegen zu Glanz und Herrlichkeit geboren sind. Und heute – heute ballte er die Faust gegen die Villa hinüber, die sich so kokett hinter den lichten Laubwipfeln versteckte, heute schlich er, wie ein Verbrecher, froh wenn Keiner ihn kommen und gehen sah., durch die Baumgänge zum See und wieder hinauf und mied die Laube, die immer noch Roas Lieblingsplatz war, als wär's ein verhexter Platz.

Ene Tages fuhr Wolfgang vormittags zum schwedischen Pavillon hinüber. Um die Zeit waren niemals Menschen dort und es war ohnedies heute wieder kühl und windig, ein Tag, der nicht ins Freie lockte. Der Himmel war bedeckt, die grauen Wolken jagten daran hin und her, der See waf kleine, krause Wellen. Es war ziemlich leer darauf, kaum hie und da in der Ferne gewahrte man ein tanzendes Boot. Warum er eigentlich zu dem Rastationsgarten hinüberraute, wußte er selber kaum. Aber es war plötzlich eine Erinnerung in ihm aufgetaucht, wie von langer, langer Zeit her, daß er dort einmal jung und glücklich gewesen. Wie ein Heimweh nach solcher Stätte hatte es ihn überfallen, als er die Fahne von dort in den grauen Tag, über den grauen See hatte hinübergrüßen sehn. Er wollte eine Weile dort auf dem gleichen Platze sitzen, wie damals, – finden würd er ihn schon, – und die Augen schließen und sich einbilden, es sei alles so, wie damals. Weiter wollt er nichts. Eine weiche, schwermütige Stimmung wurde Herr über ihn. Auch dies Zurückflüchten in eine lange versunkene Glücksempfindung, die er sich wieder neu beleben wollte, war nur ein Ausfluß seiner Sehnsucht überhaupt, dieser

unerträglichen, lastenden Gegenwart zu entrinnen, seines Verlangens nach Flucht, nach einem weit weit Fortsein.

Als er langsam drüben am Ufer hinruderte, froh, daß er die Silbermann'sche Villa von hier aus nicht mehr sah, fiel ihm eine weibliche Gestalt auf, die dort mit langsamen Schritten hinter dem hohen Uferschilf hin und herging, den Kopf gesenkt, als suche sie etwas. Sie trug einen langen, dunklen Regenmantel von einfachstem Schnitt, der sie beinahe völlig einhüllte, und einen dunklen, breiten Strohhut mit schwarzen Federn, die von der feuchten, windigen Luft zerzaust waren. Sie kehrte sich gar nicht an ihn, sah ihn vielleicht nicht einmal, er aber verfolgte, während er nur mechanisch und ziemlich geräuschlos die Ruder weiter rührte, jede ihrer Bewegungen mit immer mehr sich weitenden Augen, in die allmählich etwas seltsam Helles und Glimmerndes trat. Und plötzlich stieß er das Boot mit ein paar raschen, kraftvollen Ruderschlägen bis dicht ans Land und rief aufspringend, halb ungläubig, halb jubelnd aus: "Lene! Lene!"

Die dunkle Gestalt zuckte heftig zusammen und es machte fast den Eindruck, als würde sie in die Kniee brechen vor Schreck. Sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Dann, als Wolfgang Miene machte, ans Land zu springen, wollte sie fliehn. Aber sie schien nicht zu können, ihre Füße trugen sie gar nicht. Es war nur ein flehender, entsetzter Blick, den sie ihm zuwarf. Sie machte eine abwehrende Handbewegung, – es war nicht recht zu unterscheiden, ob sie ihn verscheuchen oder beschwören wollte. Er aber, der aufrecht im Boot dicht am Ufer und dicht vor ihr stand, sah erst jetzt, wie sie sich verändert hatte, daß sie die Lene von ehemals gar nicht mehr war, kaum in einem einzigen Zuge. Ein blasses, verhärmtes Gesicht mit brennenden, großen Augen und merkwürdig scharf gewordenen, vergrößerten und vergrößerten Zügen, – ein bittres Zucken um die Mundwinkel. Auch ihre Gestalt schien ihm ganz anders, als früher, oder der häßliche Mantel mußte sie völlig entstellen. Zudem hatte sie gar keine Farbe mehr, gar keine Elastizität, – alles Jugendliche, Schlanke, Geschmeidige schien gänzlich von ihr gewichen zu sein. Wie lange war es denn her, daß er – ? Wolfgang stand immer noch da, stand und starrte. Er begriff nichts, er wußte gar nicht einmal sicher, ob er sich nicht doch täuschte, ob das alles überhaupt mehr war, als ein Fantasiebild. Ein parmal strich er sich mit der Hand, die naßkalt geworden war, über die heiße, zuckende Schläfe hin.

Und dann fragte er stotternd: "Was willst du denn hier? Warum bist du denn gekommen? Ich wollte dich da drüben – " Seine Gedanken verwirrten sich, er brach ab, er blickte ganz ratlos um sich. Und er fragte so ins Blaue hinein – denn er erinnerte sich doch ganz deutlich, daß Fritz Doppler Lene hatte heiraten wollen –: "Du bist ganz allein?"

Lene hatte noch immer kein Wort gesprochen, in den letzten Minuten aber auch keine Anstalten mehr gemacht, zu fliehen oder ihn zu vertreiben. Sie schien sich allmählich in das Unvermeidliche gefunden zu haben, war jedoch offenbar immer noch wie einem Bann befangen und rührend in ihrer Hülflosigkeit. "Ja, ich bin allein," sagte sie nun plötzlich mit einem gewaltsamen Aufraffen, "ich – ich wollte hier spaziergehn – Ich

hab heut frei und der Tag ist so frisch. Das ist komisch, daß ich – Sie hier treffen muß, Herr Vogler. Aber es ist ja richtig: Sie wohnen ja hier im Sommer. Ich hatte gar nicht mehr dran gedacht. Es ist überhaupt sehr lange her, daß ich Sie nicht mehr gesehn habe. Da vergißt man so was."

Auch ihre Stimme klang Wolfgang ganz anders ans Ohr, als früher. Er hätte sie gar nicht wiedererkannt, sie war merkwürdig dunkel geworden und dabei klang das Organ spröde und brüchig. Am meisten aber schmerzte es ihn, daß sie ihn *Sie* nannte, obgleich das im Grunde doch nur natürlich war. Aber sie hatte vor dem ersten *Sie* gestockt, das hatte er ganz deutlich gemerkt. Auch ihr war's also im Grunde unnatürlich. Und so sagte er: "Nenn mich doch ruhig *Du*. Warum denn nicht? Ich hab schlecht an dir gehandelt, ich weiß. Aber das ist mir ja auch schlimm genug bekommen. Und dir dagegen ists ja gut gegangen."

"Ja," machte sie in seltsam gedehntem Ton und mit dem krampfartigen Zucken ihrer Mundwinkel, "gut, – gut – " Es war fast wie ein unterdrückter Aufschrei.

Er wurde nicht klug aus ihr. Ein ganz andres Wesen stand da vor ihm, als er einst gekannt hatte und als in seiner Erinnerung zurückgeblieben war. Dies hier kannte er gar nicht, die war ihm fremd, beinahe unheimlich. Er mußte sie immer wieder ansehen und in ihren Züge forschen. Plötzlich fiel ihm ein, daß Sanitätsrat Michels bei seinem letzten Besuche neulich beiläufig gesagt hatte: Die Dopplers hab ich nun gottlob auch endlich in die Schweiz spedit. Es war damals eindrucklos an ihm vorübergegangen. Was kümmerten ihn die Dopplers noch, was überhaupt anderer Leute Wohl und Wehe? Jetzt kams ihm, diese Abreise könne mit Lenes Hiersein irgendwie in Verbindung stehn, er wußte nicht gleich, wie?

"Wollen wir zum schwedischen Pavillon hnüberfahren?" fragte er plötzlich. "Es ist ganz nahe. In fünf Minuten rudre ich dich hin. Wir haben da früher mal gesessen. Weißt du noch?"

Sie nickte. "Ja, ich weiß. Ist lange her. Damals bin ich zum ersten Mal nach Wannsee gekommen. – Wollen wir dahin?"

Sie fragte das gleichsam sich selber, stieg aber dann wirklich zu ihm ins Boot, wobei er ihr half, und schien sich gleichsam einem sonderbaren Zwang der Stunde willenlos zu überlassen, nachdem ihr anfänglicher Widerstand verschwunden war. Sie saß auf der schmalen, hölzernen Bank ihm gegenüber, den Kopf gesenkt, ohne ein Wort zu sprechen, und schweigend ruderte er sie.

Als er ihr beim Aussteigen behülflich war, sah sie ihn zum ersten Male an und da sagte sie mit schmerzlichem Erstaunen plötzlich: "Wie du aussiehst, Wolf! Du bist ja ein ganz alter Mann geworden! Du siehst ja gar nicht aus, wie ein glücklicher Mann."

Er lachte irr auf. "Müßt auch mit seltsamen Dingen zugehn."

Sie stiegen ans Ufer, er pflöckte den Kahn fest und sie schritten zwischen den Tischen und Stühlen des menschenleeren Restaurationsgartens hin. "Wo haben wir doch damals gegessen?" fragte Wolfgang suchend. Auch Lene hatte nach dem Platz ausgespäht. Endlich fanden sie ihn und da setzten sie sich nieder. "Wir wollen hier zusammen Mittag essen," sagte er, "meinst du nicht?" Und er klopfte nach dem Kellner.

Der kam träge, mit der Serviette unterm Arm, erst nach einer geraumen Weile herangeschlendert, und dann bestellten sie, als müßte es so sein und als wäre gar nichts besonderes vorgefallen. Ganz das Nämliche, wie damals; sie erinnerten sich genau. "Damals war's wärmer", sagte Lene, als der Kellner wieder gegangen war, und hüllte sich noch dichter in ihren Mantel.

Wolfgang sah flüchtig auf und über den See hin. "Die Sonne kommt noch heraus", meinte er. "Nachher können wir spazieren fahren." Sie nickte zerstreut.

"Damals war's hier sehr voll," sagte er dann nach einer kleinen Weile, "es war Sonntag". Und es war ihm, als sähe er alle die Menschen von damals an den Tischen umher sitzen und hörte alle ihre Bemerkungen, die sie über Lene machten. Sie hatten ihn damals stolz gemacht. Heute – er sah sie wieder einmal an, während er sonst meist ins Leere vor sich hinblickte, – heute hätte ihn keiner mehr um seine Begleiterin beneidet. Was aus diesem leibfrischen, lustigen Ding geworden war! Es kommt einen ordentlich anfrösteln, wenn man sich's vorstellte. Und warum nur? Hatte Fritz Doppler sie nun schließlich doch noch im Stiche gelassen und darüber zergrämte sie sich ihre Jugend und ihre Schönheit? Ihm sah's schon ähnlich, von ihm konnte man kaum etwas anderes erwarten. Aber daß es ihr gleich so ans Leben gehn sollte – Er mochte nicht fragen. Ihm stand der Sinn nur nach gedankenlosem Hinbrüten, nach einem dämmerigen Wiederauflebenlassen des Einst, das ihn keine Anstrengung kostete.

"Hier haben wir damals Brüderschaft gemacht", sagte er, wieder nach einer Weile. Sie gab keine Antwort.

Endlich kam der Kellner, deckte den Tisch, brachte Bier und dann das Essen. Die beiden mochten ihm bei näherer Betrachtung wunderbarlich vorkommen, wie sie da so schweigsam und verdrossen am Tische saßen, vielleicht kannte er Wolfgang auch und begriff nicht, was der Herr aus der Villa Silbermann mit dem Frauzimmer hier heute zu thun haben mochte. Er wollte eine Unterhaltung anfangen. Aber er kam nicht gut damit an. Keiner von den Beiden antwortete ihm. So ging er leise pfeifend davon.

Die beiden aßen und tranken. Dabei wurden sie allmählich nun doch lebendiger und, als jetzt ein Sonnenstrahl durch das jagende Gewölk fiel, den unruhig quirlenden See überflimmerte und vor ihnen durch das Baumgezweig in gelben Streifen an ihrem Tisch entlang lief, sagte Wolfgang: "Ja, ja, wie ich dir sagte: es wird noch ganz schön, Lene, und nachher können wir fahren. Weißt du, man könnte denken, es wär wieder alles so, wie damals. Ja, wenn man das so zurückhaben könnte! Aber das ist ja nun so: man weiß

niemals so recht, was man hat, und möchts anders haben und denkt, dann würds besser. Lieber Gott, ja! Es ist 'n verrücktes Leben. Wenn man sein bischen Verstand drüber verliert, ists am Ende gar kein großes Wunder."

Lene sah ihn einen Augenblick gleichsam neugierig an. Er hatte das ganze Gesicht voller Bartstoppeln, die zum Teil grau waren, und viele graue Fäden in seinem dünn gewordenen Haar. Seine Hautfarbe war fahl und er hatte gar nichts Keckes und Aufrechtes mehr in seiner Haltung, sondern seine Gestalt erschien eher zusammengesunken, wie die eines Brustkranken.

"Dir ist 's also nicht gut gegangen", sagte sie, halb fragend. "Ach ja, ich weiß. Fritz hat mir ja manchmal davon gesprochen. Der war immer 'n bischen schadenfroh drüber. Aber er meinte es nicht so schlimm. Er sagte denn ja auch immer hinterher, er für sein Teil könnt dir jedenfalls bloß dankbar sein, aber abgered't hätt er dir genug. Das wär keine Frau für dich gewesen, und was sie in dir säh, das steckte bei dir gar nicht drin, deshalb würds noch mal schrecklich tagen, wenn sie dahinter käme, denn ne Furie wär sie doch im innersten Herzen trotz aller feinen Bildung obendrauf. So hat er gesagt. Ich habs nicht recht geglaubt, denn er redete ja immer schlecht von allen Frauenzimmern, die reich und anständig und gebildet sind, – das waren ja nach ihm meistens bloß Heuchlerinnen und verkappte Hexen und abscheuliches Volk. – Und ich dacht auch immer dran, daß du ja gesagt hatt'st, wenn du bloß nicht mehr ums tägliche Brod zu arbeiten brauchtest, denn könnt'st du was, denn würd sich's zeigen. Das würd nu auch wirklich so werden, hab ich gehofft. Denn ich hab dir ja ehrlich alles Gute gegönnt und gewünscht, Wolf, das kannst du mir ruhig glauben, trotzdem du damals nicht hübsch gegen mich gehandelt hast, – hätt'st mir doch müssen ein gutes Wort zum Adieu schreiben, so viel hatt ich wohl um dich verdient. Aber ich sollt ja nu selber glücklich werden und da konnt ich doch dir nichts Schlechtes an 'n Hals wünschen, – nein, gewiß nicht, so war ich nicht. – Und jetzt bist du doch kein glücklicher Mann geworden."

Sie war ganz gesprächig geworden nach ihrer alten Art, bloß ihre Weise, zu sprechen, hatte etwas sonderbar Müdes und Apathisches, während früher alles lustig und keck und so recht vom Innersten heraus geklungen hatte. In ihren letzten Worten hatte ein trübes Erstaunen gelegen.

"Du lieber Gott," sagte er, vor sich niederstierend, "du lieber Gott!" Sonst nichts. Es klang unsäglich bitter und verzweifelt. Dann raffte er sich auf und rief nach Bier. Er fühlte plötzlich Durst, brennenden Durst. Vielleicht kam's ihm auch nur, daß er damals hier viel getrunken hatte, und es sollt wieder so sein, – alles; es war nun schon nicht anders. Und dann, beim dritten oder vierten Glase, sprach er. Er erzählte Lene von seiner Ehe, von seinem Jammer, von dem elenden, schmachvolle Leben, das er führte. Er hatte noch nie zu einem Menschen davon geredet, kaum sich selber in schlaflosen Nächten diese ganze Trostlosigkeit klar gemacht. Nun quollen ihm die Worte unaufhaltsam über die Lippen, wie ein lange gestauter Strom, und jedes Wort war von

Bitterkeit getränkt, hart, scharf und ätzend, und aus jedem klagte sein Weh und stöhnte seine Verzweiflung und seine Scham.

Lene hörte ihm zu, ohne sich zu regen. Nur manchmal fingerten ihre Hände an der Tischkante umher, als suchte sie nach einem Halt, weil um sie her alles wankte und zusammenbrach. Sie sagte kein Wort, sie nickte bloß ein paarmal vor sich hin, wußte aber selber nicht, daß sie es that. Und auch, als er fertig war, sich wie erschöpft in seinem Stuhl zurücklehnte und sich den Schweiß trocknete, der ihm auf der Stirne stand, und ganz haltlos und gebrochen dasaß, ohne scheinbar mehr zu wissen, sie sei da, sagte sie nichts, als: "Das ist aber traurig, Wolf. Ach, wie das traurig ist!" Aber die Worte thaten ihm doch wohl.

Dann war wieder Schweigen zwischen ihnen. Der Kellner kam und räumte das Eßgeschirr fort und brachte noch einmal neues Bier. Er machte sogar einen zweiten Versuch, eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er auf den See hinauswies, der jetzt vom vollen Sonnengold überleuchtet wurde, und sagte: "Doch noch schönes Wetter geworden. Hätt kein Mensch geglaubt." Aber auch diesmal kam keine Antwort. Nur die Beiden blickten gleichzeitig über das Wasser hin, dessen weiße Wellenspitzen jetzt ganz silberig gegen das graublau Gewoge sich abhoben.

Erst, als der Kellner wieder weg war, fragte Wolfgang: "Fritz ist fort?"

"Ja, Fritz ist dort", sagte sie.

"Er heratet dich also nicht?"

"Nein, er heiratet mich nicht. – Er hat mir nen langen Brief geschrieben und da hat er mir das alles aus'nandergesetzt, daß es nicht geht, und daß er nun fort muß um wieder gesund zu werden. – Ich hätt es ja auch nicht glauben sollen. Wie man so was glauben kann! Aber er hat sich ja wirklich so angestellt – und 'n guter Mensch war er, lieb und gut, man konnte recht nett mit ihm auskommen. Bloß daß er deswegen sollte seine Frau im Stiche lassen, die ja 'n ganz braves Frauenzimmer zu sein scheint, das hat mir nie gefallen wollen. Na, wie's denn so kommt. Die Männer wissen Einen schließlich zu allem zu bringen und reden so lange, bis man wirklich glaubt, im Sommer könnt's schneien und im Winter blühten die Apfelbäume. Das ist nu schon so, das hat der liebe Gott ja wohl so eingerichtet."

Trotzdem sie jetzt mitten in der Sonne saß, schien sie immer noch zu frieren, sie kroch ganz unter ihren Mantel zusammen, der auch ihre Arme völlig bedeckte. "Ja, was soll aber nun werden?" fragte Wolfgang.

Darauf erwiderte sie nichts. "Das könnt'st du mich freilich auch fragen," sagte er nach einer Weile, das Kinn in die Hand gelegt, "mich noch mit viel größerem Recht. Denn was bleibt mir?" Er bohrte mit den Blicken im Wegkies, er scharrte mit den Füßen darin. – Dann sah er plötzlich zu ihr auf. Mit einem langen, tödtlich erschrockenen

Blick glitt er über sie hin, über ihr Gesicht, über ihre Gestalt. Mit einem Male verstand er, – wie ein Blitz flammte es in ihm auf, beleuchtete grell eine ganze, trostlose Geschichte, die heute hatte ihr Ende finden sollen, es vielleicht schon gefunden hätte, wenn er nicht dazu gekommen wäre.

Und nun wogte ein Chaos von Empfindungen in ihm durcheinander, – Qual, Reue, Jammer und ein Aufjauchzen, wie nach naher Befreiung. Es war ihm, als lichtete sich alles um ihn her, als sähe er nun den Ausweg, der so lange im dicken Nebel vor seinen Augen gelegen, deutlich vor sich, und als wüßte er nun, wohin er gehen müsse, um weit, weit fortzukommen, wie er ja immer schon gewollt, um dahin zu flüchten, von wo er nicht mehr zurückkam, – vor sich selbst, vor seinem Elend, vor seiner Scham –

Ob sie ihn verstand? Ob sie das alles, was er ihr sagen wollte, in seinen Augen las, die jetzt nicht mehr von ihr abglitten? Sie lächelte ihn an. Aber was das für ein Lächeln war! Es zerschnitt ihm das Herz. Was erzählte es nicht alles von lustigen Tagen der Vergangenheit und wie es so gut hätte werden können, wenn er nicht höher hinaus gewollt hätte, und wie traurig, wie traurig war es, dies Lächeln! Oder lag nur eine sprachlose Verwunderung darin über dies seltsame, schier märchenhafte Zusammenfinden von ihnen beiden hier und darüber, daß sie hier saßen, wie zwei gute Freunde, und zusammen aßen und tranken, als wäre nichts geschehn? Er wußte es nicht, seine Gedanken waren wieder einmal wie auf regelloser Flucht. "Wir könnten jetzt fahren", sagte er und stand auf, wie in plötzlicher Angst. "Es kommen andre Leute, seh ich eben. Und es ist so schön jetzt: Du willst doch? Du hast doch noch Zeit?"

"Ja, ich habe Zeit", sagte sie mit eigenartiger Betonung. "Wir können fahren."

Er rief nach dem Kellner, um zu bezahlen. Lene litt nicht, daß er auch ihre Zeche berichtigte, und darüber hätten sie sich beinahe gezankt, bis sie plötzlich beide zugleich in ein lustiges Gelächter ausbrachen. Im Grunde war das alles aber auch furchtbar komisch. Keiner sagte dem andren, warum er es fand, aber beide fanden es und aus ganz dem gleichen Grunde. Sie rechneten sich das Bezahlte auseinander, bis auf den letzten Pfennig. Dann gingen sie in heiterster Laune zum Ufer hinab, bis an die Stelle, wo der Kahn angekettet lag, und Wolfgang löste ihn und half Lene hinein.

Als er die Ruder eingelegt hatte, sagte er: "Du, weißt du noch? Damals hast du gesungen, als wir fuhren. Es war schön. Nachher hab ich dich geküßt zum Lohn und weil wir ja auch vorher Brüderschaft gemacht hatten und man sich dabei küssen muß, du dich aber vor all den Leuten geniert hattest. Und du wurd'st ganz böse. Weißt du noch? Dort war's, dort! Und dann kamen die aus der Villa Silbermann an uns vorüber und sahen's. Das war dir schrecklich. Mir übrigens auch nicht angenehm. Aber Irgendwer rief aus einem Boot in der Nähe: *Bravo! Famos!* Weißt du das noch alles? Herrgott, ist das eine Ewigkeit her!"

"Ja," sagte sie, "lange, – lange."

"Sing doch wieder!" bat er, während er ruderte.

"Ach, du lieber Gott!" Sie sah ihn mit einem Blick voller Entsetzen und voller Jammer an. Dann zuckte sie hilflos die Schultern. "Mit meiner Stimme – Du hörst doch meiner Stimme an, was daraus geworden ist. Und denn – singen! Ich! Und heute und hier!" Sie lachte merkwürdig bei dem Gedanken. Das war nicht mehr das gurrende Lachen, das er früher so geliebt hatte, es klang, wie wenn etwas in ihr zersprungen wäre.

"Wenn du nicht singen kannst," bat er, "so sprich mir die Worte, ja? Ich möchte sie so gern wieder mal hören. Wie war's doch – ?"

"Im ersten Grün, im Frühlingwald – "

"Nein, nein, das mein ich nicht, das war's nicht. Das hast du damals gesungen, als wir zum allerersten Mal zusammen im Thiergarten waren. Das heißt am Schluß: *Zum letzten, letzten Mal* – nicht?"

"Ja – " Sie sah ihn plötzlich mit großen, brennenden Augen an.

"Ah, das!" Sie nickte. Und dann sprach sie mit ihrer brüchigen Stimme, die etwas so Wundes hatte und enen so wehmütigen Eindruck erregte, die Verse leise, wie vor sich hin:

*"Es ging ein Hirtenknabe
Einst über das grüne Feld,
Er wollte am Wanderstrabe
Hinaus in die weite Welt.
Er ging, das Glück zu finden,
Er sucht es in Süd und Nord,
Es trieb ihn mit allen Winden
Durch Länder und Meere fort – "*

"Weiter! Weiter!" bat er, als sie stockte. Er ruderte nicht mehr, sondern hatte über den Rudergriffen seine Hände gefaltet und seine Stirn herabgebeugt. Er saß da, wie in Andacht versunken.

"Ich weiß nur noch das Letzte", sagte sie. Und dann sprach sie auch das:

*"Es hatte das Glück indessen
Ihm lang gewohnt in der Brust,
Er hatte daheim es besessen
Und hatte es nicht gewußt."*

Wolfgang nickte lebhaft vor sich hin. "Ja, ja, das ist es." Und nach einer Weile des Ruderns sprach er die letzte Strophe noch einmal leise nach. – "Das ist so, das Leben", sagte er dann hintennach. "Weißt du, Lene, mit uns wars ja auch nicht anders. Damals waren wir glücklich. Aber wir wußten's nicht. Und ich wollt immer was andres und was besseres. Lieber Himmel! Und dann kam's so. Und nun ist's zu spät. Der Hirtenknabe ist auch nicht wieder zurückgekommen, – davon steht nichts im Lied. Das kann man

dann nicht mehr, da wieder anknüpfen läßt sich dann nicht mehr. Ach, mein Gott, ist das eine verrückte Welt!"

Lene sagte nichts darauf und er ruderte weiter. Er ruderte jetzt mit Kraft und Ungestüm. Sie waren mitten auf den See hinausgelangt, der im vollen, blendenden Mittagssonnenschein glitzerte, und die grün umbuschten Uferhügel mit den lauschig darin eingebetteten Landhäusern lagen in all ihrer Anmut vor ihnen. Die kleinen, krausen Wellen mit ihren silberigen Schaumkronen hüpfen und leckten am Kahnrand hinauf. Plötzlich stand Wolfgang auf, er reckte den Arm aus, er schüttelte drohend seine geballte Faust in die Luft hinaus, zu einer der Villen hinüber, die eben jetzt frei mit ihrer Fassade zwischen den Baumwipfeln drüben zum Vorschein kam. Sein Gesicht hatte sich in Wut, Haß und Angst zugleich verzerrt, seine Zähne knirschten aufeinander. Dann duckte er sich rasch wieder nieder und ruderte mit dem Aufgebot all seiner Kräfte weiter. Eine tödtliche Furcht prägte sich in seinen Zügen aus. Der Schweiß floß ihm von der Stirn. Ein paarmal blickte er sich halb um, scheu, entsetzt, als fürchte er irgend einen Verfolger zu gewahren. Erst allmählich, je mehr die Villa drüben wieder im Laubgrün verschwand, wurde er ruhiger, seine Mienen glätteten sich, ein Erschlaffen und Ermatten trat ein. Er ruderte langsamer, er atmete tief auf, er schob seinen Hut in den Nacken. Irgend etwas schien langsam von ihm abzugleiten, in seinen Augen verlor sich der Ausdruck irrer Angst.

Lene hatte das alles mit angesehen, ohne es zu begreifen. Ein paar Sekunden lang überrüttelte sie ein Gefühl des Unheimlichen. Dann aber lächelte sie, – es war ein sorgloses, weltvergessenes Lächeln, das zu sagen schien: *Wovor etwa hätte ich mich noch zu fürchten?*

Und nun rieb Wolfgang sich die Hände und kicherte schadenfroh in sich hinein, als ob er Jemandem einen wohlgelungenen Streich gespielt habe. Dann plötzlich schien er sich erst wieder an Lenes Gegenwart zu erinnern und sehr erstaunt darüber zu sein. Er sah sie mit einem langen Blick an und sagte dann: "Ich kann nicht mehr dahin zurück, mußt du wissen. Sie stellen mir dort nach, sind alle hinter mir her; – mit ihrem Lächeln, diesem gottverdammten Lächeln, – und mit ihren Blicken verfolgen sie mich und dann wispern sie immer hinter mir her, – verstehst du? Dies niederträchtige, leise Wispern, das man überallhin hört, das Einem bis in alle Nerven geht, so nadelscharf, so spitz – ah, pfui, nein!" Er schüttelte sich. "Ich kann nicht und ich will nicht. Und hierher kommen sie mir nicht nach, sie finden mich nicht. Sollen mich doch mal suchen! Ah, ich habs satt, – gründlich – satt – satt – satt!" Er hatte zu den letzten Worten wieder gerudert, jetzt ließ er abermals davon ab. Wieder sah er Lene an. Er hatte sich weit vorgebeugt und starrte ihr ins Gesicht. "Was willst du denn eigentlich?" fragte er.

"Auch nicht mehr zurück will ich", sagte sie dumpf.

"Du? – Ja so. Wegen Fritz Doppler. Der ist nun wieder versöhnt mit seiner Frau und in die weite Welt. Und wenn er zurückkommt, wird er als dicker, behäbiger Bourgeois

weiterleben. Das ist nun mal so. Das war bloß so eine Idee von ihm, mit dir – " Er stockte, wurde roth, griff sich an die Stirn. Ja, so! Nun begriff er erst ganz. Die Veränderung, die mit Lene vorgegangen war, – ihr Entschluß, sich das Leben zu nehmen, – denn das hatte sie ja doch wohl gewollt, als er vorher so unvermutet vor ihr am Ufer aufgetaucht war – Heiliger Gott! Natürlich, das war's, – das! Und nun stieg etwas in ihm, auf, er wußte kaum, was es war? Haß, Neid, Zorn – Wenn er jetzt Fritz Doppler hier im Kahn gehabt hätte! Erwürgt hätt er ihn mit diesen seinen Händen, ersäuft hätt er ihn, den Schurken, den – Ah, es gab gar keine Worte für diesen Buben. So Einer hätte nun das Glück haben können, dies Mädchen und ein Kind von diesem Mädchen zu besitzen und –

"Du, Lene," sagter er plötzlich in ganz weichem und mitleidigem Ton, "du solltest es doch nicht thun, du solltest dich doch noch besinnen – Sieh mal: der ist das ja gar nicht wert, daß du um seinetwillen – Ah, nein, thu's nicht! Du – du brauchst das nicht."

Sie schüttelte langsam den Kopf. "Um seinetwillen? Nein, da hast du recht, Wolf. Deswegen nicht. Aber sonst – Um meinetwillen. Ich habs eben auch satt. Denn sieh mal: was sollt nu wohl werden? Von einer Hand in die andre, nicht? Immer so weiter. Denn wenn's mal so angefangen hat, denn ist ja kein Halten mehr. Und ich mag nicht, – ich mag nicht." Sie zuckte apathisch die Achseln, ihr Kopf sank vornüber. "Verhungern müßt ich ja auch wohl. Bei Onkel und Tante kann ich doch nicht bleiben. Die wissen noch gar nicht, daß Fritz auf und davon ist. Bloß, wie es mit mir steht, wissen sie und drängen mich, er müßt nu endlich Ernst machen. Wenn sie die Wahrheit erfahren, jagen sie mich auf die Straße, das ist sicher. Und wohin denn mit mir? Geld hab ich nicht. Ins Geschäft trau ich mich so wie so nicht mehr. Das ist die reine Hölle. Dies Getuschel und Gehänsel! Keinen Augenblick lassen sie einen mehr in Ruh! Ich hab eben früher immer die Tugendhafte gespielt, die *fromme Helene* haben sie mich genannt. Jetzt lassen sie mich's büßen. Mußt's ja auch noch wissen, Wolf, wie ich immer so hochmütig auf die runtergesehn hab, die sich so weit hatten vergessen können – Ach, lieber Gott! Wer das gedacht hätt! Ja, so was geht schnell. Nu bin ich auch so Eine. Nu brauchen mir die Andren auch nicht mehr die Hand zu geben und können vor mir ausspucken. Nu hab ich's. Aber ich nehm's nicht so, wie die Andren. Wir müssen ja wohl alle mal dran glauben, sind ja wohl dazu da. Aber die Eine trägt's so und die Andre so. Ich kann's nicht tragen."

Sie machte mit den Armen zuckende Bewegungen, wie wenn sie von ihren Schultern etwas abwerfen wollte. Ein langer, gepreßter Athemzug kam aus ihrer Brust. "Hat es Fritz denn gewußt?" fragte Wolfgang finster.

Ein bittres Lachen zog ihr die Mundwinkel herab. "Das sollt er doch wohl. Mit dürren Worten hab ich's ihm natürlich nicht geschrieben, – das hätt ich nicht fertig gekriegt. Das hätt ausgesehn, als wollt ich ihm zuschreiben: *Jetzt kannst du nicht mehr weg, jetzt halt ich dich, jetzt ist's deine Pflicht, mich zu heiraten.* Nein, pfui, eh ich das getan hätt! Und er hätt denken können, bloß deshalb, bloß damit ich was hätt, woran ich ihn halten

könnt, wär's überhaupt zwischen uns beiden so weit gekommen. Pfui! Man hat doch auch seine Scham und sein Ehrgefühl, weißt du. Und wenn er's denn nachher wirklich für seine Schuldigkeit gehalten hätt, sein Wort einzulösen, bloß wegen dem, – was wär das für ne Ehe geworden! Und immer hätt ich denken müssen, sonst wär er bei seiner Frau geblieben. Nein, so Eine bin ich nicht, das hätt mich nicht glücklich gemacht. – Aber merken hat er's ja müssen aus allem, was ich ihm geschrieben hab, wie's steht. Wie sie mich hänseln im Geschäft, hab ich ihm geschrieben, und daß ich's beinah nicht mehr aushalten könnt. Was hätt er denn anders dabei denken können? Aber er hat ja von seiner Frau nicht mehr loskönnen. Als er sich damals doch wieder zu ihr hat bringen lassen, hab ich's gleich gewußt: aus ist alles, aus und vorbei. Schwer war's ja für ihn, sich loszureißen, ich begreif's schon, und ein schwacher Mensch ist er ja auch man gewesen. Aber wenn man Einen wirklich lieb hat – ich versteh's doch nicht, – ich mein, denn muß man alles für ihn thun können. Und ich hab's doch auch gethan. Am Ende geschieht mir ja recht: weshalb hab ich ihm geglaubt? Vielleicht wär's nicht mal 'n Glück geworden, – wer weiß das immer so? Gut und lieb war er ja, aber verschieden waren wir doch sehr, und wenn er nicht grad gekommen wär, als du – " Sie brach ab. "Ach, wozu soviel reden? Es ist nu schon alles so. Dich hab ich lieber gehabt, als ihn. Bei dir hab ich aber nie dran gedacht, du könnt'st mich heiraten, habs nie gewollt. Dazu sind wir auch eigentlich gar nicht da, glaub ich. Man kann die Welt nicht anders machen, als sie ist. Aber weglaufen kann man draus, wens Einem bis hier steht, das alles – " Sie zeigte auf ihren Hals. Soviel Recht muß man schließlich noch haben."

Sie sank wieder in ihre Apathie zurück, ihre Hände, die merkwürdig lang und hager erschienen, lagen über ihren Knieen gefaltet. Wolfgang hatte zu rudern aufgehört, er ließ den Kahn treiben und stierte dumpf vor sichhin. Nun fragte er nach einer Pause: "Hast du das auch bedacht, Lene? Das Kind – das Kind hat doch ein Recht, zu leben, denk ich."

"Nein," sagte sie matt, "solche Kinder haben kein Recht drauf und denen thut man bloß Gutes an. Was sollt aus dem wohl werden? – Wens 'n Mädchen wär, würds doch bloß ne Dirne, – früher oder später – Wer sollts denn davor behüten? Und 'n Junge – Wenn die so im Elend aufwachsen, was für verbitterte, wilde Menschen werden das! Überall stößt man sie in die Ecke und überall müssen sie's hören, daß sie keinen Vater haben. Wenn sie denn groß sind, sind sie schlecht geworden über alldem und greifen zum Messer und lassen irgendwie all die verhaltene Wut aus – – Ach ja, in Berlin lernt man viel und sieht man viel. Man wird da rasch genug klug. Die Andren sorgen schon dafür. Nein, solche Kinder soll man lieber nicht lebendig werden lassen, Wolf. Das ist 'n gutes Werk, wenn's eins weniger in der Welt giebt von denen." Sie sah ihn wie mit plötzlich erwachendem Mißtrauen an, zornig und auffahrend. "Du – du willst mich wohl am Ende gar hindern? Deshalb hast du mich mit ins Boot genommen?" Sie lachte irr auf. "Ach, lieber Gott, das kannst du ja nu doch nicht, Wolf. Immer kannst du mich doch nicht beaufsichtigen. Und in der ersten, freien Minute spring ich da doch rein. Wenn du mich nicht gefunden hättst, wärs jetzt schon vorbei." Ein sonderbares Glänzen ging über ihr

Gesicht, wie der Widerschein der Sonnenhelle, die plötzlich jetzt am hohen Mittag nach dem regentrüben Morgen über See und Gelände lag. Und dabei setzte sie hinzu: "Es war aber doch hübsch, es ist mir gar nicht leid, Wolf. Gerade hier – ja, ich hab mir gedacht: hier thu ich's. Hier ist die Welt schön und da wirds Einem leichter. Das klingt dumm, ist aber doch so. Es stirbt sich hier viel schöner. In die Spree oder in den Kanal hätt ich gar nicht gehen mögen. Ordentliche Sehnsucht hab ich hierher gehabt, – das alles noch mal wiederzusehn, weißt du. Denn hier bin ich doch eigentlich am glücklichsten gewesen. Und hier hats denn angefangen – weißt du? Den Abend noch wollt'st du, daß ich mit dir käm – Ich verstands gar nicht recht, aber es ging mir doch ins Blut – Du, Wolf – " sie sah ihn plötzlich ganz strahlend an – "ich bereu's nicht, – es war schön – aber nu noch weiter leben, nein, siehst du, alles, was recht ist, – ich bin gar nicht sentimental, ich hab ja gewußt, was ich that, ich hab mich so treiben lassen, wie lang es nu ging, – aber das kann kein Mensch von mir verlangen." Sie warf einen Blick um sich über die glitzernde, weite Wasserfläche hin, als ob sie sich eine Stelle aussuchen wollte, wo sie's am besten vollbringen konnte.

Ihm wenigstens erregte es diesen Eindruck. Und auch er sah sich um. Er gewahrte drüben den kleinen, lichtgrauen Dampfer, der schräg über den See zum schwedischen Pavillon hinüberfuhr, er sah auch verschiedene Böte⁴⁵ auf den Wellen tanzen, – aber das alles war weit, ganz weit, und dort, wohin sie gelangt waren, wars still und einsam. "Lene," sagte er, "dann treib ich dich also wohl in den Tod. Ich bin schuld."

"Nein", erwiderte sie mit einem gutmütigen Lächeln. "Gott bewahre! Du oder 'n anderer! Einer wär ja doch mal der erste gewesen. Und was kannst du dafür, daß ich nicht Viele will? Du bist nicht schuld. Wenn Einer hier schuld ist, denn ist's wohl das Leben überhaupt. Das Leben ist manchmal grausam. Aber ich hab doch gern gelebt. Man muß alles nehmen, wie's kommt. Du – du könntst weiterleben, find ich; – du bist ein Mann. Da geht alles besser."

"Ein Mann!" Er stieß eine kurze Lache aus. "Weißt du, ich glaub, es giebt heutzutage gar keine Männer mehr. Wir alle sind keine Männer. An dem Zipfel mußst du uns nicht anpacken wollen. Das bringt die Zeit wohl so mit sich. Und zurück?" Er schüttelte sich. "Ausgebrochene Zuchthäusler gehen doch nicht zurück, wenn du ihnen doch tausendmal klarmachst, daß sie ihre Strafe verdient haben und die allgemeine Rechtsordnung das so will und die menschliche Gesellschaft ohne das zu Grunde ginge. Freiheit! Freiheit!" Ein beinahe bacchisches Funkeln brach aus seinen Augen. Dann nahmen seine Mienen plötzlich wieder den Ausdruck bitterer Schwermut an und er murmelte: "Leben? Wozu denn? Zu was wär ich denn noch gut? Einer von den Zuvielen! Verstehst du das, Lene? Da liegt der ganze Fluch meines Lebens und meines Könnens: Einer von den Zuvielen!"

⁴⁵ sic!

Er war wieder ganz in sich zusammengetroffen und in seinem stieren Blick malte sich etwas wie beginnender Irrsinn. Lene war aufgestanden, Angst und Mitleid rangen mit ihr. Er kümmerte sich gar nicht um sie, seine Hände hielten die Rudergriffe noch, aber sie regten sich nicht. Er achtete nicht auf Lenes Thun, er fuhr kaum zusammen, als sie jetzt mit einer jähen, stürmischen Bewegung plötzlich ihm beide Arme um den Nacken schlang und ihn in ungestüher Zärtlichkeit küßte. Das Boot kam bedenklich ins Schwanken dadurch. Er wollte einen Angstschrei ausstoßen, sich frei machen, aber er erstickte beinahe unter ihren Lippen. Ein Gefühl der Schwäche und Hülfslosigkeit, die aber etwas Wohligen, etwas Beseligendes für ihn hatten, durchrann alle seine Glieder. Er schloß darunter sogar seine Augen. Und dann klang wie ein Hauch an seinem Ohr, – der Schlußvers jenes Liedes vom *Frühlingswald*, das sie ihm einst so oft gesungen: *Zum letzten – letzten Mal!* Vielleicht träumte er auch bloß, er höre ihn; denn ein seltsames Vergehen aller Sinne hielt ihn gefangen.

Mit einem Male hatte er sich losgelassen gefühlt, die weiche Wärme dieses üppigen Frauenleibes über dem seinigen war gewichen, – ein heftigeres Schaukeln des Boots, – ein schwerer, dumpfer Fall, – ein Aufklatschen des Wassers – Was war das? Ein kaltes Entsetzen packte ihn. Er fuhr auf, riß sich gewaltsam aus seiner Erstarrung. Er sah Lene nicht mehr. Nur ein gurgelndes Aufquellen des Wassers neben dem Boot wies ihm die Stelle, wo sie versunken war. Da stieß er einen gellenden, wahnsinnigen Schrei aus und sprang besinnungslos ihr nach. Ein wilder, heißer Lebensdrang war mit einem Male neu in ihm erwacht. Sie retten, – mit ihr fliehn, – mit ihr leben! Es schoß ihm, wie ein Blitz, durch das zermarterte Hirn. Und er tauchte nach ihr, seine Arme griffen in der Tiefe nach ihrem sinkenden, durch die sich blähenden, Wasser einsaugenden Kleider abwärts gezogenen Körper. Ein paarmal schon hatte er ihn umgriffen, immer wieder entglitt er ihm. Dann endlich hielt er ihn, dann krallten instinktmäßig die haltsuchenden Finger der Ertrinkenden sich im letzten Auflechten nach Sein und Leben in seine Haare, in seinen Hals.

Aber nun schwanden seine Kräfte. Auch ihn hemmten die Kleider, die er nicht abgeworfen hatte, und zogen ihn zurück ins Bodenlose. Er konnte sich nicht erheben mit der wuchtigen, klammernden Last an seiner Brust. Er ruderte vergebens, mit dem höchsten, letzten Aufgebot seines Willens, seines gierenden Dranges nach Selbsterhaltung.

Er hätte geschrien und gebettelt um Rettung, wenn er gekonnt hätte. Aber es war nur ein kurzer Kampf. Seine keuchende Brust ließ keinen Athem mehr her, sein hämmerndes Herz versagte den Schlag. Noch ein letztes, müdes Greifen ins Wasser mit den gespreizten, erstarrenden Fingern – dann Ruhe, – dann ein Sinken und Schwinden und Vergehen – – –

Als man kam, um zu retten – denn Wolfgang's Schrei war weit über den sonnenglitzernden See hin vernommen worden, – fand man keine Lebenden mehr, sondern nach langem Suchen nur noch zwei Tote, die sich fest umklammert hielten, so fest, daß man Mühe hatte, sie voneinander zu lösen. Man hätte an einen jener Doppelselbstmorde unglücklicher Liebender denken können, wie sie neuerlich in Mode gekommen waren, aber ein paar von den Leutern, die sich am Rettungswerk beteiligten, kannten Wolfgang. So nahm man einen

Unglücksfall an und daß der Herr aus der Villa Silbermann die junge Frau, die ins Wasser gefallen, vergeblich zu retten versucht habe. Auch sein Hülfeschrei ließ darauf schließen.

Am hohen, hellen Frühlingsnachmittag ruderten sie die beiden Toten über den See, der blau und leuchtend dalag, als hätte er alle Sonnenherrlichkeit des Himmels in sich getrunken.



Nachwort 2013

Berlin um 1890 - in wenigen Jahren wurde aus der Provinzstadt eine Metropole. Die Autoren des *Naturalismus* finden sich hier (Gerhard Hauptmann, die Brüder Hart, Karl Bleibtreu, Arno Holz, Johannes Schlaf, Hermann Conradi, Wilhelm Bölsche) - und drum herum entsteht eine "Bohème" aus kleinen Talenten und Mitläufern. Literarische Anthologien werden veröffentlicht, Proklamationen und Manifeste. 1889 wird die "Freie Bühne" gegründet - im Weinhaus Kempinski in der Leipziger Straße; zu den Gründungsmitgliedern gehören Gerhart Hauptmann, Otto Brahm und der spätere Verleger Samuel Fischer. Kurz danach wird von Karl Bleibtreu und Konrad Alberti die "Deutsche Bühne" gegründet, von Wilhelm Bölsche und Bruno Wille die "Freie Volksbühne". Wille sprang bald ab und gründete zusammen mit Maximilian Harden, den Brüdern Hart und Gustav Landauer ein viertes Theaterunternehmen, die "Neue Freie Volkbühne". - Einer der vielen kleinen Talente in dieser Szenerie ist Wolfgang Vogler..

Eine anmutige Biedermeiergeschichte will sich auf diesem Hintergrund entfalten: - Die neunzehnjährige Helene aus Thüringen entdeckt das weltstädtische Berlin; sie selbst wird natürlich bald von den Männern entdeckt. Bald aber stolpert der Leser über Dissonanzen und Untiefen. Konsequenterweise bürstet Telmann die ganz normalen Umgangsformen jener Zeit gegen den Strich, indem er sie ernst nimmt (fast wie ein ethnografischer Feldforscher) und dadurch das sexistische und entfremdende in ihnen sich entfalten lässt - unaufdringlich, innerhalb der zunächst noch unterhaltsamen Handlung. Situation für Situation wird die altbekannte Kolportagefabel demontiert (denn auch Klischees tragen ja eine Wahrheit in sich). So liefert der kleine Roman aus dem Jahr 1895 eine subtile Studie zum Stand von Geschlechtsrollen, zur Anatomie der Doppelmoral in jener Zeit. Der Buchtitel aber ist bitterste Ironie; denn die angebliche "Bohème" ist nur Schimäre, - Projektionsmodell für gelangweilte gute Bürger, wohlfeile Ausrede für unterprivilegierte Speißbürger, regressive oder narzißtische Inszenierung.

Egoistisch-offensive Männer und *hilflos-hingebende Frauen* werden nicht klischeehaft gegeneinandergestellt. Telmann führt uns vielmehr erlernte und *zueinander kompatibel* Rollenmuster vor. Das Gespinnst der sozialisationsbedingten Normalität, in das seine Figuren hineingewachsen sind, in dem sie weitgehend bewußtlos feststecken, wird ebenso achtsam beleuchtet wie situative Möglichkeiten authentischer Mitmenschlichkeit und Liebe, die allzuoft aus Bequemlichkeit, Selbstbetrug oder Trägheit des Herzens nicht oder nur für Momente genutzt werden.⁴⁶

Bei Männern wie Frauen zeigt sich hinter den (unterschiedlichen) Mustern von Selbstentfremdung, verlogener Rhetorik, Ersatzbefriedigung und Rollenspezifischer Deformation, jenseits der wie geschmiert laufenden Geschlechtsrollenmechanik deutlich die mehr oder weniger resignierte, unterdrückte, korrumpierte Sehnsucht nach authentischer Lebendigkeit und sozialer Geborgenheit. Verhaltensweisen und Empfindungen kommen teilweise aus einem *Falschen Selbst*,⁴⁷ andererseits aber auch aus authentischen

⁴⁶ Kaum ein Zufall, daß Telmann das Buch beginnen läßt mit dem Besuch einer Vorstellung von Goethes *Faust*; - die Mephistophelische Verführung zu bequemeren, aber unehrenwerten Verhaltensweisen ist Leitmotiv auch des Romans.

⁴⁷ Ein *Falsches Selbst* kann sich (nach Donald Winnicott) entwickeln, wenn Eltern zu viel Anpassung an die eigenen Bedürfnisse erzwingen. Das Kind entwickelt sich dann grundlegend anders, als es sich fühlt, hält die Erwartungen der Eltern jedoch für eigene Bedürfnisse und Wünsche. Oft ergreift der junge Mensch ein Hobby oder einen Beruf nur deshalb, weil er hierfür Bestätigung erhält von den Eltern. Betroffene fühlen sich im Erwachsenenleben zunehmend sinn-entleert, sie leiden an narzißtischen oder depressiven Störungen. Dies trifft auf die Figur des Wolfgang Vogler im vorliegenden Roman geradezu lehrbuchhaft zu. - Heutzutage führt wohl bereits die weit fortgeschrittene Verdinglichung sozialer Vorgaben in der "normalen" Alltagswelt bei sehr vielen Menschen zur Ausbildung eines *Falschen Selbst*.

impulsen. – Situationen, dialoge und innere monologe laufen ab in gnadenloser deutlichkeit, fast lehrbuchhaft zeigen sich sozialpsychologische bedingtheiten und tiefenschichten der "normalen" verfaulten (doppel-)moral im nebel der szenischen unmittelbarkeit. Dazu gehört die traditionelle frauenfeindliche doppelmoral, die auch von frauen verinnerlicht wird.

Welche alternativen hatten junge frauen in jener zeit, in der dauerhafte berufstätigkeit für sie nicht vorgesehen und sie dadurch der ökonomischen abhängigkeit von männern bedingungslos unterworfen waren, ausgehalten als geliebte oder ehfrauen? Selbst die intelligente, gebildete und willensstarke millionärstochter rosa sucht entfaltungsmöglichkeiten für ihr zweifellos überragendes potential nur orientiert am karriereinstrumentarium der männerwelt, in hilflos inszenierter selbstherrlichkeit, letztlich in bitterem zynismus. Helene, das authentische, lebenszugewandte *mädchen aus dem volk*, findet zwar durch ihre traditions- und innengeleitete⁴⁸ persönlichkeitsmöglichkeiten, einigermaßen bei sich zu bleiben, sie als einzige übernimmt verantwortung für ihre entscheidungen, letztlich aber wird auch sie zerstört im räderwerk der gesellschaftlichen normalität.⁴⁹ Andere frauen lavieren sich auf grundlage der tradiierten weiblichen rollenmuster pragmatisch, mit taktischem gespür und wohl auch uneingestandener resignation durchs leben.

Die männlichen hauptfiguren, erfolglose schriftsteller, wirken zeitweise geradezu molluskenhaft; seelische deformationen finden sich bei ihnen in unterschiedlichen varianten einer regressiven, narzißtischen, hypochondrischen indolenz. Beide suchen sie im grunde eine mutter, keine partnerin. Die für männer angeblich typische chauvinistische selbstherrlichkeit zeigt sich eher als hilfloses (wenn auch wenig ehrenwertes) ringen um struktur und persönlichkeits angesichts gesellschaftlich vorgegaukelter, geld- und statusorientierter entfaltungs- und rollenvorgaben, durch die individuelle bedürfnisse und empfindungen verdrängt, eingelullt und zugeschüttet werden. Unverwüstlich scheint bei ihnen nurmehr ein inzwischen geradezu reflexhafter egoismus.

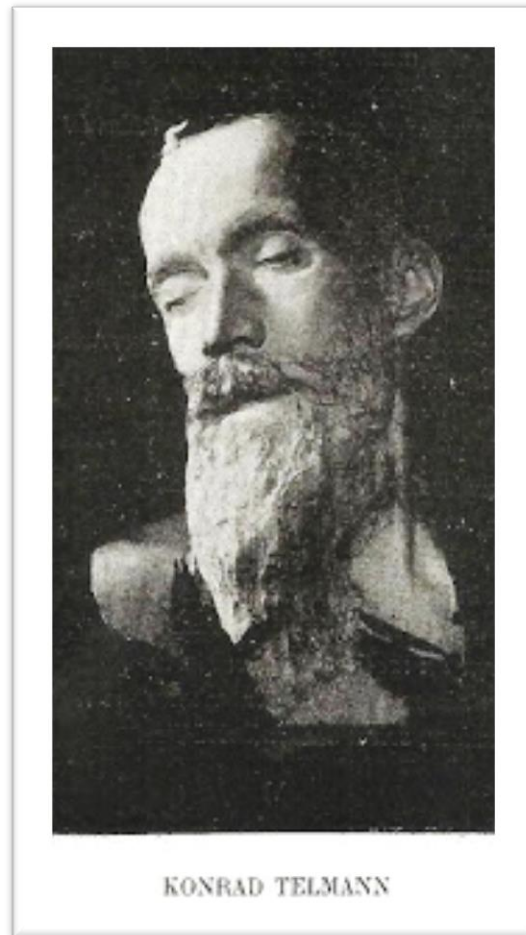
Angesichts dieser auch nach 120 jahren unverstaubten, ironischen, eher tragischen als komischen geschichte drängt sich die frage auf: Was hat sich eigentlich geändert seither? Formal durchaus vieles im hinblick auf ökonomische, soziale und emotionale entfaltungsmöglichkeiten, – aber wie steht es mit *der seelischen wahrheit* von begegnungen und beziehungen der geschlechter? Bereits die meisten figuren unserer geschichte von 1895 jonglieren mit standpunkten, zuschreibungen, sprachregelungen und ideologemen, aus denen ihre persönlichkeits zusammengesetzt scheint wie ein flickenteppich. – Sind nicht die rollenmuster von entfremdung, (selbst-)betrug und ersatzbefriedigung, gerade im bereich von geschlechtsbeziehungen, heute nur um vieles subtiler ("individualistischer") kaschiert und ideologisch abgesichert? Ist nicht heutzutage *falsches* und *richtiges* leben⁵⁰ in jedem augenblick, oft in jedem satz vielfältig ineinander verwoben?⁵¹

⁴⁸ David riesman: *'Die einsame Masse'* (1956)

⁴⁹ Helene ist arbeiterin in einer fabrik für künstliche blumen; das erinnert kaum zufällig an mimi, die tbc-krankte heldin von henri murgers *'Scènes de la vie de bohème'* (1851): eine blumenstickerin. Für den zeitgenössischen leser zweifellos eine naheliegende assoziation, zu der unsere geschichte eine nuancierte paraphrase bildet. - Giacomo puccinis nach murger geschriebene große oper *'La Bohème'* wurde übrigens im folgenden jahr, am 1. februar 1896 uraufgeführt (und 1897 leoncavallos gleichnamige oper).

⁵⁰ Daß adornos satz: *"Es gibt kein richtiges Leben im falschen."* (in: *'Minima Moralia'*; Gesammelte Schriften 4, frankfurt/m. 1997, seite 43) geradezu sprichwörtlich geworden ist, entspricht kaum der intention des verfassers, der lebenslang ebensolche momente "richtigen lebens" im "falschen" aufgespürt und auf das vielfältig dialektische verhältnis zwischen beidem hingewiesen hat.

⁵¹ Daß es bei alledem nicht nur um individuelles soziales lernen bzw. um individuelle moralische defizite geht, sondern um übergeordnete gesellschaftliche ideologeme, die eng verbunden sind mit tradierten hierarchie- und machtfunktionen, hat als wohl erster der kritische sozialpsychologe und psychoanalytiker hans kilian in angemessener komplexität analysiert (*'Das enteignete Bewußtsein'*, neuwied 1971); siehe auch von hans peter dreitzel: *'Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft'* (stuttgart 1980) sowie die neuen genderphilosophischen überlegungen judith butlers.

Totenmaske ⁵²

Der seinerzeit sehr erfolgreiche naturalistische Schriftsteller Konrad Telmann, geboren 1854 als Ernst Otto Konrad Zitelmann in Stettin, studierte zunächst Jura in Berlin, Heidelberg, Leipzig und Greifswald. 1876 ging er als Gerichtsreferendar nach Greifswald. Die bereits im Jugendalter ausgebrochene Lungentuberkulose, sein labiler Gesundheitszustand und der Widerwille gegen eine Juristenlaufbahn bewogen ihn 1879, den Verwaltungsdienst zu quittieren und dauerhaft in der Schweiz, in Südfrankreich und Italien zu leben. 1891 heiratete er die Malerin und Schriftstellerin Hermine (amtlich: Hermine) von Preuschen. Mit ihr lebte er in Rom.

Telmann hielt sich während der Sommermonate regelmäßig in Deutschland auf und nahm Anteil an den politischen und gesellschaftlichen Umständen dort. Im September 1896 begleitete er seine Frau zu dem von Lina Morgenstern und Minna Cauer organisierten ersten *Internationalen Kongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen* in Berlin.⁵³

⁵² Aus einem Nachruf auf Telmann in der niederländischen Literaturzeitschrift *De Vlaamse School* 4/1887 (Autor war der flämische Dichter Pol De Mont). Wurde auf einem Flohmarkt gefunden von dem Schriftsteller und Künstler Bert Bevers und am 21.10.2010 in seinem Blog gepostet: <http://meergemengdeberichten.blogspot.de/> - Vielen Dank!

⁵³ Hermine v. Preuschen-Telmann referierte dort 'Über das künstlerische Studium der Frau' (im Sammelband der Tagungsbeiträge: Rosalie Schoenflies u.a. [Hrsg.]: *Der internationale Kongress für Frauenwerke und Frauenbestrebungen in Berlin*, Berlin 1897, S. 148-151). - Die

Mit der demission des reichskanzlers bismarck (1890) begann im Deutschen Reich ein grundlegender umbruch politischer und sozialer kräfteverhältnisse. Bei den reichstagswahlen 1893 erhielt zwar die sozialdemokratische opposition die meisten stimmen (blieb gegenüber der koalition der konservativen kräfte jedoch in der opposition), jedoch errangen die explizit antisemitisch eingestellten parteien erstmals fraktionsstatus. Dies zwar nur für eine legislaturperiode, aber antisemitische argumentation gehörte von nun an zum arsenal politischer rhetorik. Zugleich brachen sich seit den 70er jahren die materiellen interessen einzelner gesellschaftlicher gruppen durch die ideologischen verhüllungen hindurch bahn; politische intentionen wurden zunehmend sozial und ökonomisch bestimmt. Vertreter nationalistischer, kirchlicher, rassistischer und sozialistischer ideologeme verbanden sich von nun an situativ und taktisch mit realpolitischen machtpositionen.⁵⁴

In dieser zeit und für diese gesellschaftliche situation schrieb konrad telmann seine bücher! - In seinem umfangreichen werk diskutiert er soziale, politische, ethische und religiöse streitfragen seiner zeit, zeigt ihre exemplarische relevanz in konkreten sozialen, mitmenschlichen konstellationen und nimmt dabei durchgängig einen fortschrittlichen, aufklärerischen standpunkt ein. Im zusammenhang mit seinem gesellschaftlichen engagement wurde er mehrfach in gesellschaftliche, kirchliche und gerichtliche konflikte gezogen. Bei seiner urnenbestattung sagte bjørnstjerne bjørnson: "Deutschland verliert in diesem Dichter ein großes Herz und einen der edelsten Vorkämpfer für Freiheit und Licht." Befreundet war telmann mit hermann sudermann, dem in deutschland neben gerhart hauptmann bedeutendsten naturalistischen bühnenautor.

In rom starb er, bereits 1897. Obwohl seine ehfrau sich sehr für sein werk einsetzte (unter anderem gab sie einige romane telmanns posthum heraus)⁵⁵, wurde konrad telmann bald vergessen – sehr zu unrecht, denn es gab am ende des 19 jahrhunderts wenige konsequent gesellschaftliche engagierte autoren mit einem ähnlichen blickwinkel in deutschland.⁵⁶ Etliche seiner werke können uns damalige standpunkte, ideologeme, soziale selbstverständlichkeiten und konflikte noch heute sinnlich nachvollziehbar machen; - im hinblick darauf wurde telmann zu recht manchmal mit émile zola assoziiert.⁵⁷

Der kirchenkritische roman '*Unter den Dolomiten*' (1898) war das nach seinem tod (am 24.1.1897) berühmteste buch telmanns. Der italienischen zeitung 'Avanti' wurde (am 31.3.1897) die veröffentlichung eines italienischen vorabdrucks untersagt; durch das berliner oberkonsistorium wurde telmanns kirchliche beerdigung in rom verboten. Die deutsche buchveröffentlichung konnte aufgrund einer strafrechtlichen verfolgung durch katholische kirchenbehörden westfalens erst 1898 erscheinen. – Eine rezension des buches im Berliner Tageblatt gibt das damalige klima wider:

"Bücher haben ihre Schicksale! Konrad Telmann, der fruchtbare und geschätzte Romanschriftsteller, hat seinen Werken ein neues hinzugefügt, das sich '*Unter den Dolomiten*' (Leipzig, bei Karl Reißner) betitelt. Es ist wieder eine sehr bemerkenswerthe Erzählung, die in der prachtvollen und vom Verfasser in voller

referentinnen kamen bzw. berichteten aus armenien, bosnien, dänemark, england, finnland, frankreich, holland, italien, nordamerika, norwegen, österreich, polen, portugal, rußland, ungar, schweden und natürlich aus deutschland. Beteiligt waren auch anita augspurg, maria montessori, henriette goldschmidt, clara zetkin und lily braun.

⁵⁴ Vgl. hierzu u.a. bei paul w. massing: '*Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*' (Frankfurter Beiträge zur Soziologie 8, hrsg. im Auftrag des Instituts für Sozialforschung von Th. W. Adorno und W. Dirks; frankfurt/m. 1959)

⁵⁵ "Der Künstlerverein in Dessau hat am 20. Oktober [1898] eine Gedächtnisfeier für Konrad Telmann veranstaltet, bei der die Witwe des beliebten Erzählers, Frau Hermione von Preuschen, als Ehrengast anwesend war." Hinweis rudolf steiners in: *Magazin für Literatur* 1898, 67. Jg., Nr. 43 (vgl. R.St., GA 32, S. 451)

⁵⁶ In anbetracht seines umfangreichen werks trotz der langjährigen erkrankung und des relativ frühen todes sind manche sprachliche schnitzer und andere formale unbeholfenheiten nachvollziehbar. Darüberhinaus kam es telmann offensichtlich darauf an, sozial und politisch einfluß zu nehmen, - nicht auf schöngeistige ziselierung oder avantgardistische experimente.

⁵⁷ Zu leben und werk siehe auch den ausführlichen artikel in der ADB: Fränkel, Ludwig, "Zitelmann, Ernst Otto Konrad", in: Allgemeine Deutsche Biographie (1900), S. [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd117254975.html?anchor=adb>

Plastik geschilderten Naturdekoration der Dolomitenalpen ein fesselndes Drama mit scharfen Kontrasten, ernsten seelischen Konflikten und starken Steigerungen sich abrollen läßt. Im Kern der Geschichte steht ein junger katholischer Geistlicher, der aus den 'Versuchungen der Erde', wie die Frommen sagen, in seiner Art den Weg zur Befreiung sucht, indem er das ihm nicht recht zugeschnittene priesterliche Kleid abwirft und als ein neuer Mensch mit der Geliebten in die Weite zieht. Gerade dieser Kampf des jungen Mannes mit sich selbst macht den Werth und Inhalt des Romans aus, und nur, wer die Grundregeln künstlerischen Komponirens nicht kennt oder nicht kennen will, kann es dem Autor verargen, wenn er im Dialog alle Argumente für und wider die Lebens- und Religionsanschauungen seiner Gestalten mit aller Deutlichkeit aussprechen läßt. Wenn dann eine der Telmannschen Figuren, im Gegensatz zu anderen, auch ein hartes Wort über die katholische Religion ausspricht, so ist das platterdings nichts als ein technisches Mittel zum Zweck der Darstellung, aber durchaus keine absichtliche Religionslästerung, gegen die das schwere Geschütz des Strafgesetzbuches aufzufahren ist. Indem ein Dortmunder Staatsanwalt trotzdem Anklage erhebt, und zwar zuerst gegen ein Blatt, das den Roman abgedruckt hat, und jetzt auch in ziemlich rigoroser Form gegen den Autor, so heißt das, die Freiheit des Geistes in bedenklicher Weise knebeln und die Lebensader dichterischer Produktion geradezu unterbinden. Wer irgendwo sonst außer im Dortmunder Staatsanwaltsbüro den Roman gelesen hat, wird nur den Eindruck gewonnen haben, daß Telmann nichts als ein volles Lebensgemälde ohne irgendwelche religiöse Tendenz hat schaffen wollen. Da ihm dies gelungen ist, giebt es für das unabhängige Publikum eine vortreffliche Antwort auf die Attacke des Dortmunder Staatsanwalts: es soll den Roman lesen."⁵⁸ – Diese Rezension hatte durchaus taktische Funktion, denn die Kritik an dem Leid, das dogmatische Erstarrung der katholischen Kirche (also nicht unbedingt die "Religion!") über ihre gläubigen bringt, ist durchgängiges Thema des Buches, das noch bis in die 60er Jahre des folgenden Jahrhunderts wiederaufgelegt wurde und von daher noch immer preiswert zu erwerben ist in den Online-Antiquariaten.

Lesenswert bleiben auch andere Werke Konrad Telmanns. So der Roman *'Gottbegnadet'* (1897), eine Fallstudie zum Thema pathologischer Mutter-Kind-Bindung, oder *'Auf eigener Scholle'* (1894), eines der wenigen Bücher, die uns soziale Konflikte im damaligen östlichen Pommern nahebringen. Dies gilt ähnlich für *'Unterm Strohdach'* (1892); hierzu schrieb der Hamburgische Correspondent: "*'Unterm Strohdach'* klingt so idyllisch in seiner metaphorischen Wendung, so anheimelnde poetisch, erinnert so sehr an den moosbewachsenen, erlogenen Idealismus Auerbach'schen Angedenkens, daß wir nur glauben können, der Dichter habe einen Theil des Daheim-Publikums mit leiser List verlocken wollen, ihm in sein Werk hinein zu folgen, wo dann die schwache Seele freilich bald entdecken müßte, daß der Dichter sehr wenig metaphorisch die Dinge beim Namen nennt, um dem Bauern das in der Poesie hergebrachtermaßen umgehängte, sentimental verhimmelnde Mäntelchen mit schmerzlicher Entschlossenheit von den Schultern zu reißen."⁵⁹

'Unter römischen Himmeln' (1896) schildert er psychologisch und atmosphärisch nuanciert (ich fühlte mich an Henry James erinnert) soziales Klima, Begegnungen und Konflikte im Umkreis der deutschen Künstlerkolonie in Rom, zu der auch er und seine Frau Hermione v. Preuschen gehörten. Worauf ein deutscher Künstlerverein in Rom seine Aufnahme ablehnte. – Der wohl bedeutendste seiner posthum erschienenen Romane ist *'Was ist Wahrheit?'* (1903), in dem es um die existenzielle Suche nach sozialer, ethischer und religiöser Orientierung zwischen den damaligen Polaritäten Kirche, Tradition, Freidenkertum und Sozialdemokratie geht.

⁵⁸ Abdruck als Verlagsreklame in einem anderen Roman Telmanns: *'Gottbegnadet'* (Dresden und Leipzig 1897). (Da in dieser Rezension *'Unter den Dolomiten'* bereits als dritte Auflage bibliografiert wird, dürfte es sich bei dem mir vorliegenden Exemplar von *'Gottbegnadet'* um einen nichtvermerkten Nachdruck handeln.)

⁵⁹ Abdruck als Verlagsreklame in *'Gottbegnadet'* (1897). – Dies gilt wohl sinngemäß auch für den hier vorliegenden Roman!

'*Bohémiens*', der hier erstmals wiederveröffentlichte roman von 1895, schien übrigens damals keine große auflage gehabt zu haben; jedenfalls findet er sich – im gegensatz zu anderen werken telmanns – nur äußerst selten in den online-antiquariaten.^{60,61} Angesichts seines unversöhnlich entlarvenden blicks auf untiefen männlicher psychologie wäre das nachvollziehbar.⁶² Heutzutage könnte er grundlage eines mitreißenden films für vier anspruchsvolle rollen sein.

Aber auch telmanns ehfrau, die malerin hermione (baronin) v. preuschen (1854-1918), ist in mancher hinsicht zu unrecht in vergessenheit geraten! – Nach dem tod ihres mannes zog sie sich in ihre Villa 'Tempio Hermione' in berlin-lichtenrade zurück und begann sich als schriftstellerin zu etablieren. Zwischen 1905 und 1907 unternahm sie eine ausgedehnte reise nach indien, sri lanka und burma. - In ihrer autobiografie⁶³ berichtet die malerin und schriftstellerin umfassend von ihrem von widerstand gegen konventionen und begrenzungen der traditionellen frauenrolle geprägten leben. Bereits als junge frau aus dem hessischen adel bestritt sie ihren lebensunterhalt durch ihre kunst, später auch durch buchveröffentlichungen. Ihr gemälde *Mors Imperator* (1887) wurde als anspielung auf den alten kaiser wilhelm I. verstanden. Der daraus entstehende skandal führte zu einer anklage wegen majestätsbeleidigung. Sie war zweimal verheiratet, jedesmal mit einem bürgerlichen. Ihre erste biografie schreibt: "Füllten zu ihren Lebzeiten noch die Ankündigungen und Berichte über ihre außergewöhnlichen Ausstellungen, die Kritiken zu ihren unkonventionellen symbolistischen Bildern, die von ihr veranstalteten 'erotischen' Lyrik-Abende und ihre ungewöhnlichen Feste sowie Berichte über ihre Weltreisen und ihre Reisevorträge regelmäßig die Blätter nicht nur der Berliner Presse, so erinnerten später nur vereinzelte Artikel in Berliner Lokalzeitungen an 'Berlins griechische Mondgöttin'." ⁶⁴ – Seit 2009 gibt es in lichtenrade immerhin einen '*hermione von preuschen-platz*'.

für Eva

Mondrian graf v. lüttichau

⁶⁰ Mein exemplar hatte ich im november 1988 bei 'TAUSENDUNDEINBUCH' gefunden, einem noch immer empfehlenswerten antiquariat in der berliner gneisenaustraße 60 (das ist in kreuzberg 61). Schon damals hatte ich nach dem lesen ins buch geschrieben: "Wiederveröffentlichen!!!" – und dazu die ungefähre seitenzahl notiert für eine printausgabe in meinem damaligen selbstverlag A+C, zu der es jedoch nicht kam.

⁶¹ Für die neuauflage wurden im text etliche auslassungszeichen eliminiert. Mit der intention, die umgangssprache der einfachen bevölkerung wiederzugeben, vermerkte telmann verschluckte vokale konsequent mit auslassungszeichen. Dadurch kam es zu bebildern wie "*Beinah*" so '*was wird's ja auch sein.*' oder "*Ich könnt!*" '*was viel beseres...*' oder "*schuld d'ran*". An zwei stellen wurden im interesse inhaltlicher logik einzelne sätze in der reihenfolge vertauscht. Alle fußnoten kommen vom herausgeber.

⁶² Im selben jahr erschien '*Effi Briest*' von theodor fontane. - Telmanns buch läßt sich als naturalistischer gegenentwurf zu diesen letztlich doch gesellschaftsapologetischen "verführungsromanen" jener zeit verstehen (siehe auch '*Madame Bovary*', '*Anna Karenina*').

⁶³ Hermione v. Preuschen: '*Der Roman meines Lebens. Ein Frauenleben um die Jahrhundertwende*' (berlin/leipzig 1926), herausgegeben von ihrer und telmanns ältester tochter, helga gericke, die offenbar kunsthistorikerin war.

⁶⁴ Muriel eberhardt: '*Hermione von Preuschen (1852-1918): Eine Künstlerin um die Jahrhundertwende*' (in: Zeitschrift für Museum und Bildung 63/2005, s. 8-27, hier: s. 9)